Auf deutscher Erde.

II.

Auf deutscher Erde.

Erzählungen

von

Edmund Hoefer.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1860.

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp. in Stuttgart.

Inhalt.

Das Haus van der Roos.

Erstes Kapitel.

Thurm und Rose.

Eine Stunde von der See, an einem zwar kleinen, aber tiefen Flusse, so daß große Seeschiffe mit voller Ladung ihn ungehindert hinaufgehn und an den Hafendämmen und unter den Speichern anlegen können, welche ihre Frachten aufnehmen sollen, liegt an der Nordostküste unsres Vaterlandes eine alterthümliche, nicht unbedeutende Stadt. Ihre Lage ist so vortheilhaft und der Hafen so gut und sicher, daß sie mit jedem andern Handelsort Deutschlands konkurriren könnte. Und in der That war sie vor Zeiten so bedeutend und mächtig, daß ihr Name vor vielen anderen glänzte, die sie seitdem weit überflügelt haben; sie war nicht nur ein Mitglied, sondern auch eine Mitbegründerin des Hansebundes; ihre Stimme war von großem Gewicht auf den Bundestagen, ihre Schiffe waren auf allen Meeren zu finden, die Solidität ihrer Firmen und der Reichthum und der Stolz ihrer Handelsherren war nicht nur an allen ähnlichen Plätzen bekannt, sondern sogar sprichwörtlich geworden. Und dem Namen nach zu einer größern Reichsstandschaft gehörig und dem Herrscher unterthan, stand sie in Wirklichkeit so frei und unabhängig da,

wie nur eine der großen freien Städte des heiligen Römischen Reichs.

Inzwischen gerieth der mächtige Bund der Hanse nach und nach in Verfall, in den mehr und mehr gesicherten und geordneten Zuständen des Landes bedurfte es weiter keiner Schutz- und Trutzbündnisse gegen die Friedensstörer zu Wasser und Lande; innere Unruhen und Parteiungen, zumal seit dem Auftreten der Reformation, vernichteten die Kraft und das Selbstgefühl der Städte und ließen sie sich aufs neue und leichter unter die Herrschaft der Fürsten zurückbeugen, deren Hand, wie sie im Lande Ordnung und Gehorsam gegen das Gesetz erzwang, auch in ihren Mauern die Ruhe wiederherstellte und die trotzigen Bürger dem Gesammtstaat mit seinen Rechten und Pflichten zuordnete.

Jedoch waren mit der Macht und dem Selbstgefühl, mit dem Bewußtsein der Kraft auch die Energie und der Unternehmungsgeist der stolzen Bürger in Abnahme gekommen, der Handel hatte theils andere Bahnen eingeschlagen, theils waren ihnen in emporblühenden andern Staaten, in Rußland und England, in Schweden und Dänemark Konkurrenten erwachsen, die sie nicht nur überflügelten, sondern sie auch noch obendrein überall verhinderten und zurückdrängten, ihnen ihre Gebiete verschlossen, die alten Privilegien ihnen nahmen. Dann kamen nach kurzer Ruhe, wo man kaum Zeit gewann sich an die neuen Zustände zu gewöhnen und sich in ihnen zurecht zu finden, nach dem Unabhängigkeitskriege der Niederländer, die unheilvollen Tage des dreißigjährigen Krieges, der alles vernichtete, was noch übriggeblieben von Handel und Wohlstand. Brand und Plünderung, Einquartierung und Seuchen herrschten in den Städten, legten sie wüst und entvölkerten sie auf das furchtbarste; alle Verhältnisse wurden ausgerenkt, alle Verbindungen zerstört. Und es ward nicht besser. Die französischen Raub- und Brandkriege

wirkten auch in diesen Gegenden nach; der nordische Krieg brauste wie ein wilder Sturm verheerend durch sie selber hin; bis nach dem Hubertsburger Frieden gab es keine Ruhe, keine Gelegenheit, ja keine Möglichkeit eines wirklichen, nachhaltigen Emporraffens, eines neuen Aufbauens. Und dann endlich stürmte die Revolution daher, und die friedlosen Tage im Anfang unsres Jahrhunderts warfen alles wiederum über den Haufen, was man kaum mühsam und schüchtern zu gründen begonnen hatte.

Von all dieser Noth und all diesen Calamitäten war unsre gute Stadt im vollsten Maße und vielleicht mehr als viele andere heimgesucht worden. Mehr als einmal hatten große Brände sie durchflammt, mehr als einmal war sie allen Schrecken einer langen Belagerung und der endlichen Erstürmung preis gegeben worden. Der Handel hatte sich nie wieder ordentlich aufgerafft, der Hafen verschlammte und versandete, die Werfte, die Seilerwerkstätten verfielen und hörten auf, und die alten reichen Handelshäuser gingen meistens zu Grunde oder siedelten nach andern Plätzen über. Die Regierung vermochte der Stadt auch nicht wieder aufzuhelfen, da sie ihre Aufmerksamkeit und ihre Unterstützung andern Orten zuwenden mußte, die nach dem endlich erlangten Frieden bereits kräftig emporblühten und mit voller Energie aufstrebten, während die alte Stadt unverhältnißmäßiger Mittel bedurft hätte, um nur überhaupt erst wieder in Gang zu kommen. Und nichts verhieß hier einen wahren, lohnenden Erfolg, nichts versprach einen neuen kraftvollen Aufschwung, ein wirkliches reges, gedeihliches Leben. Sie schien unrettbar dem Verderben geweiht.

So war sie im Anfang der dreißiger Jahre unsres Jahrhunderts zu einem armen und zugleich armseligen Ort herabgesunken, der in seinen verfallenen Ringmauern nicht mehr die Hälfte der Bewohner zählte, welche zu den Zeiten ihrer Macht

dort gehaust. Es gab weite öde Plätze und nur halbbebaute Straßen, wo die Plätze der früher einmal abgebrannten Gebäude zwischen den noch stehenden oder wieder aufgebauten wüst und kaum vom alten Schutt gereinigt lagen, oder zu Gärten umgearbeitet und gegen die Straße mit elenden, klaffenden und schiefen Bretterwänden eingefaßt waren. Von alten stattlichen Gebäuden war wenig mehr zu finden, und die prachtvollen Kirchen und das alte mächtige Rathhaus fühlten sich ohne Zweifel einsam und unheimlich genug zwischen all den armseligen, häßlichen, nüchternen und geflickten Fachwerkbauten des vorigen Jahrhunderts.

Vom Fluß aus hatte sich vor Zeiten ein Arm durch den Nordtheil der Stadt erstreckt, wo damals die reichsten Handelsherren wohnten und zugleich auch ihre Speicher hatten. Die Straße oder vielmehr der Quai längs jenes Flußarmes hieß wegen des Reichthums seiner Bewohner der „Güllendamm," und hat sich diesen Namen bis auf den heutigen Tag bewahrt, wenn auch längst dort kein eigentlicher Reichthum mehr zu finden ist, eben so wenig wie sich noch eine Spur von dem Kanale selbst zeigt. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts bereits bildete er nur noch ein Bett voll Schlamm und Morast, welches einige Sommer lang die ganze Umgegend mit seinen Ausdünstungen verpestete. Damals warf ein auffliegendes Pulvermagazin das halbe hier gelegene Stadtviertel in Staub. An Wiederaufbauen dachten einstweilen nur die wenigsten der am Leben gebliebenen Bewohner; der Magistrat schritt aber zu einer der wenigen Verbesserungen, deren sich die Stadt unter seiner Obhut zu erfreuen hatte, — er ließ den unbrauchbaren Schutt der niedergeschmetterten Häuser in den alten Kanal — im Volksmund „der Graben" genannt — führen, ihn ausfüllen und planiren. Nach und nach ward die Gegend auch wieder bebaut, da sie nicht fern vom Hafen und zunächst hinter dem „Fischmarkt" liegt, wo nicht

nur die Fisch-, sondern auch die Wochen- und Kornmärkte abgehalten werden. Die andere Seite des früheren Quais, wo vordem der Graben gewesen, erhielt auf dem aufgeschütteten Grunde eine Reihe ziemlich anständiger Häuser; die Bergenfahrer-Straße, welche vom Hafen zum Fischmarkt führt, setzte man über den Platz hinaus an der alten Marienkirche vorüber bis auf den Güllendamm fort, und erhielt so in dieser Gegend das einzige Viertel der Stadt, wo sich wenigstens noch einigermaßen Leben und Bewegung und ein gewisser Fortschritt zum Bessern zeigte.

Wie oben berichtet, hatte vor etwa hundertundzwanzig Jahren ein auffliegender Pulverthurm den größten Theil der hier gelegenen Gebäude umgeworfen, und außer der Marienkirche waren nur hie und da ein paar einzelne alte, massive Häuser übrig geblieben, um an die Tage der Blüthe und des Glanzes der Stadt zu erinnern. Doch waren auch diese meistens Bauwerke aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert und boten außer ihren schweren, festen und bisher unerschütterlichen Massen wenig Bemerkenswerthes dar. Dort jedoch, wo die Bergenfahrer-Straße auf dem Güllendamm ausmündet und ihr Ende erreicht, stößt sie grade auf ein altes Giebelhaus, in welchem uns eins der schönsten Denkmale des mittelalterlichen Ziegel- und Häuserbaus, wo nicht das allerschönste erhalten ist.

Aber ihr müßt es nicht ansehn, wenn der Himmel sich blau darüber wölbt und die Sonne es mit ihren vollsten Strahlen umfängt, denn es sticht zu dunkel und düster von solchem Glanze ab, welcher es nicht mehr erwärmen und beleben zu können scheint. Es ist gleichsam zu alt und ernst für ein so scharfes Licht, für den leuchtenden Tag; die Jahrhunderte sind darüber hingezogen nicht allein mit den schleichenden und zehrenden Tagen und Jahren, sondern auch mit den Regen- und Schneestürmen des Himmels und dem Staub der Erde; nicht nur mit dem ge-

ordneten, geregelten, gesetzmäßigen Leben der Jetztzeit, sondern auch mit dem ganzen frischen und wilden, rauhen und bewegten Wirbel des Mittelalters. Als das Haus noch jung war und die Mauern noch im frischen Glanze leuchteten, da sah es andere Bewegung, andere Scenen, andere Menschen. Da führten große Frachtwagen unermeßliche Güter zu seinen weiten Speichern; da schien der „Graben" nur für dies Haus dazusein, denn die Böte und Leichterschiffe drängten sich, die Frachten für die großen Fahrzeuge draußen im Hafen hier abzuholen, hier auszuladen. Da wimmelte es auf dem weiten Hofe, in den Speichern von rührigen Arbeitern, der Flur und die Schreibstuben wurden nicht leer von den derben Schiffern, den schweren Handelsherren; der stolze Patrizier begegnete hier dem bewußtvollen Zunftmeister, die Sendboten der Hanse trafen hier zusammen mit den Gesandten des Landesfürsten oder den Botschaftern fremder Könige. Denn das Geschlecht, welches hier hauste, hatte von jeher eine gewichtige Stimme nicht nur im Regiment der eigenen Stadt, sondern auch in allen Angelegenheiten des ganzen Bundes. — Oder es zog auch einmal ein anderer Tag herauf, wo niemand durch die weiten Thüren ging. Da waren vielmehr die massiven Flügel fest verschlossen, verriegelt und verrammelt; da schmetterten die Hämmer der Schmiede und die Beile der Fleischhauer drohend und gewaltig dagegen, und ein rasendes Volk schrie nach Rache an den hochmüthigen Besitzern. Aber die Thore hielten, die Mauern standen.

Seht es nicht an, das alte Haus! Es hat zu viel erlebt, Ernstes und Heitres. Was ist die jetzige Lust gegen die alte Ausgelassenheit! Was bedeutet aller Ernst des heutigen Lebens gegen die damaligen Schrecken! Seht es nicht an; es ist zu ernst und still, und alles Himmelsblau und alles Son-

nenlicht vermögen es nicht aufzurufen aus seiner tiefen, gefaßten, gleichgültigen Ruhe.

Und wiederum müßt ihr das Haus nicht ansehen an einem klaren Mondscheinabend, denn da tritt es euch schier grausig und erschreckend entgegen. Da schmiegt sich der blanke Strahl an die mit lasirten Ziegeln belegten Wölbungen der kleinen Luken im Giebel und läßt sie aufleuchten in einem gedämpften, geheimnißvollen Licht, während die von Zeit und Wetter schwarzbraun gebeizten Füllungen dunkel darin ruhen, als seien es düstere Augen im hellen Ring. Da scheint ein geisterhaftes Leben all die Zinnen und Zacken zu erfassen, sie zu recken und zu dehnen; traumhaft und geheimnißvoll umschwebt es all das zierliche Stabwerk, die bunten Steinnetze, die festen, scharfgeschnittenen Zinnen, die tiefen Nischen und zierlichen Bögen; es ist, als wollten die alten Tage daraus hervorsteigen, als wehe uns der Odem der vergangenen Zeiten an. Und abergläubisch erschüttert fragen wir: sollten all die vielen Stunden spurlos daran vorübergerauscht sein? Haben sie nichts zurückgelassen in all den Nischen und Ecken und Winkeln? Sind nicht zurückgeblieben von jenen geheimnißvollen Wesen, die sich an den Menschen, an eine Familie, an ein Haus schließen? In stillen, mondhellen Nächten schlüpfen und schleichen sie dann durch die ruhenden Räume und schaffen und sorgen. Unsere Vorfahren hegten ja den Glauben: die gute That rufe einen guten, die schlimme einen bösen Geist herbei, der nun mit der Familie vereint bleibe. Und was mag in diesen alten Mauern alles verübt und geschehen sein, Gutes und Uebles, und niemand weiß mehr davon. Aber die Geister wissen's noch und vergessen es in Ewigkeit nicht. Und wer das Auge hat sie zu sehen, und das Ohr sie zu hören, der sieht es in stillen Nächten leise vorbeihuschen und hört es flüstern von den alten Mären. —

Wollt ihr das alte Haus in seinem rechten Lichte sehn, und in seinem vollen Recht, so sucht euch einen stillen trüben Tag aus, wenn der Himmel sich in ein einförmiges, sanftes Grau kleidete. Oder wählt zur Zeit der Aequinoctien eine Stunde, wenn der Nordweststurm mit dumpfem Brausen die Bergenfahrer-Straße herauffährt und sich mit erschütternder Gewalt auf den hohen, stolzen Giebel wirft, um die Zinnen heult, durch die Luken pfeift, mit den Windfahnen klirrt, und zurückprallt und wieder und wieder mit ohnmächtigem Grimm herbeisaust. Das ist die Zeit! Da steht das Haus noch einmal wie damals, als die Bürgerstürme es umbrausten, so ruhig, so hart und fest wie ein Fels, ernst im Ernst. Denn der Sturm scherzt nicht, aber in diesen Mauern hat er gefunden, was ihm gewachsen ist; die Eisenstangen droben, welche die Wetterfahnen tragen, mag er beugen, aber die Zacken ragen so keck und stolz wie je, und nicht ein Ziegel wird locker.

Da schaut es an — da steht's! Das ist der Wahlspruch dieses alten Bau's, und ebendenselben ruft euch der Wappenschild entgegen, der schräg von dem nach außen sich erweiternden Bogen der tiefen Thürnische auf euch heruntersieht. Ein ovaler Schild, von reichem Laubwerk umgeben, zeigt in zierlicher Steinhauerarbeit einen alten massiven Thurm und darunter ein flatterndes Band mit der Devise in gothischen Lettern: „Ich steh.“

Es ist ein großes Haus, ja wie es in seiner Art und nach der ursprünglichen Anlage dieser Gebäude vielleicht nicht größer zu finden sein dürfte, denn es hat auf jeder Seite der großen Thüre zwei breite und hohe Fenster, welche wieder durch fast ebenso breite Zwischenwände von einander, von der Thür in der Mitte und von den Endseiten geschieden sind. Diese ganze Fläche des Erdgeschosses zeigt neben der Thüre nur die einfachen Fenstereinschnitte ohne weitere Verzierungen, als daß

um diese sämmtlichen, ziemlich spitz gewölbten Oeffnungen ein mit halbrunden Steinen gemauerter Rand hervortritt. Ebenso ziehen sich auch um die fünf Fenster des darüberliegenden Geschosses die gleichen, einfachen Bogen, und im Uebrigen ist diese ganze breite und schwere Masse des alten Hauses im schlichten, aber festen Mauerwerk errichtet, sicher genug gegen die Jahre, welche die Zeit darauf häufen wird, und gegen alle Lasten, welche die Menschen hineinführen mögen.

Ueber diesen beiden Geschossen erhebt sich dann aber der hohe, schlanke Giebel, in dem sieben Reihen Luken übereinander von den unermeßlichen Boden- und Speicherräumen zeugen, die das Gebäude in seinem eigenen Innern birgt. Rings zeigt sich an ihm eine Fülle gothischer Verzierungen; schlanke Thürme und zierliche Zinnen, wunderfeine Zacken und Spitzen, leichte Bogen und anscheinend phantastische Arabesken, — alles hebt sich so mannigfaltig, so zierlich, und trotz der Fülle und des Reichthums wieder so einfach, so klar und harmonisch zur Höhe empor und schließt sich in der höchsten Giebelspitze zu einer so schönen Vollendung ab, daß die schwere Masse vor unsrem Auge gänzlich verschwindet. Wir bewundern den Meister, dessen — man muß sagen: Geist und Seele dies Werk geschaffen. Denn in diesen tiefsinnigen und tiefinnigen Bauwerken des Mittelalters ist mehr, als der Geist allein zu gewähren, zu schaffen vermag; es ist auch das volle Herz darin, das tiefste Gemüth, das Heiligste und Erhabenste, was sich im Menschen regt, was ihn belebt. Und wir beugen uns vor der Idee, wenn man so sagen darf, die sich hier so rein, so kindlich fromm und glaubensvoll uns zu offenbaren scheint.

Was Kunst und Künstler jemals in dieser Weise vermocht und erreicht haben, tritt euch an dem alten Hause in reicher Vollendung entgegen, denn es stammt aus der Zeit ihrer reinsten

und schönsten Blüthe; in einem Balken des höchsten Dachgeschosses findet ihr noch heute die Jahreszahl seiner Erbauung, und sie lautet 1363. Aber wie reich und schön auch der thurmhohe Giebel ist, er wird noch weit übertroffen von dem Erker, der an der rechten Seite des zweiten Geschosses hervortritt, wo das Haus von dem nächsten Gebäude durch einen ziemlich breiten Raum getrennt ist. Dort zeigt sich in der etwa fünfzehn Schuh hohen, gegen die Straße ein wenig zurücktretenden Mauer ein sogenannter Thorweg, durch welchen man, ohne das Haus selbst zu betreten, zu dem dahinter liegenden Hofe mit den eigentlichen, größeren Speichern gelangen kann. An dem Erker hat die Phantasie des Meisters augenscheinlich geschwelgt, da haben Maurer und Steinmetzen gewetteifert, seine Pläne zu verwirklichen. Denkt euch das Schönste, was die alten Bauwerke unseres Vaterlandes aufzuweisen haben, und schreibt es kecklich diesem kleinen Erker zu. Ihr gebt ihm nicht zu viel. Und wie häßlich, armselig und langweilig die herunter gekommene Stadt sonst auch dem Fremden erscheinen mag, der Anblick dieses prachtvollen Denkmals früherer Kunst ist geeignet, alles wieder gut zu machen und einen Aufenthalt in der Stadt lohnend erscheinen zu lassen.

Was nicht wenig zu dem Eindruck beiträgt, den der alte Bau macht, ist die zu dem ganzen Aeußern passende Färbung. Die Mauern sind nie mit Mörtel beworfen worden und bieten daher überall die einförmige, satte, tiefbraune Farbe, welche, schon an und für sich den Ziegeln des Mittelalters eigen, sich durch den Hauch der vielen Jahre hier noch tiefer und gleichförmiger zeigt. Nichts Grelles oder Abstechendes ist sichtbar; nur die Fenster und Luken sind an der Bogeneinfassung mit lasirten Steinen umgeben; ebensolche Ziegel ziehen sich auch in manchen Hohlkehlen und sonstigen Verzierungen durch den großen Giebel sowohl, wie durch den des Erkers; aber die Lasur ist ebenso

dunkel wie das gesammte Mauerwerk, hie und da auch abgesprungen oder erblindet, und stört also nirgends. Ueberhaupt ist an dem Gebäude niemals viel geändert worden, sei es, daß seine Besitzer es aus Gleichgültigkeit so gelassen, sei es, daß sie mit einem gewissen patricischen Hochmuth am Alten hingen, sei es endlich, daß sich in ihnen wenn auch nur eine Art von Verständniß geregt hat, wie schön und ehrwürdig das alte Haus sei und wie sehr es durch jede Neuerung verunstaltet und geschändet werden müsse. So ist also eigentlich nichts geschehn, als daß man die Fenster der beiden bewohnbaren Geschosse statt der kleinen runden mit großen hellen Glasscheiben versehen hat, während jedoch die gemauerte Einfassung und die Steinverzierungen in den Spitzbögen dieselben blieben. Im Erker sind aber auch noch die alten Scheiben erhalten und zeigen sich mit farbigen Wappen und Bildern aus der Heiligengeschichte vollständig frisch und unversehrt. Der tiefgewölbte Eingang des Hauses wird ebenfalls noch immer von den alten massiven Eichenthüren verschlossen, auf welchen große Nägelköpfe kunstvoll verschlungene Arabesken zeichnen. Zwei kleine metallene ruhende Löwen bilden rechts und links den Griff und den Hammer der Thüre. Und auf beiden Seiten derselben endlich sind vom Hause zwei große sogenannte Kellerhälse vorgestreckt, die zu den geräumigen Kellern führen, während zwischen ihnen die Stufen eingefugt sind, welche sich bis zum Auftritt in der Thürnische erheben.

Im Hause drinnen sind rechts drei von vorn nach hinten liegende Comptoirzimmer, links nur eine Art Vor- oder Wartestube, wo sich auch ein Diener oder der Hausknecht aufzuhalten hat. Nach hinten hinaus liegen hier Küche und Vorrathskammer. Zwischen diesen verschiedenen Gemächern erstreckt sich durch das ganze Haus ein vorn schmaler, weiter hinten aber sich ausbreitender großer Flur. In der Höhe des ersten Geschosses umgibt

ihn in seiner hintern breiteren Hälfte eine geräumige Gallerie, die rings vor den droben befindlichen Familien- und Wohnzimmern der Bewohner herumläuft und von unten auf beiden Seiten durch massive uralte eichene Treppen erstiegen wird. Die Balkenlage, welche den eigentlichen Bau von den Giebel- und Bodenräumen trennt, bildet mit ihren gebräunten und roh geschnitzten Balken und ihren getünchten Zwischenräumen die Decke über dem Flur. In der Mitte ist aber wieder eine viereckige Oeffnung, die sich in jedem höher gelegenen Boden wiederholt, bis man endlich in schwindelnder Höhe unter der First des Daches die starke Winde gewahrt, mittelst welcher Güter und Waaren sogleich hinauf oder herab zu schaffen sind.

Auf dem Hofe schließt sich links an das Haupthaus ein nur wenig jüngerer, aber gar schlichter Bau, in dem unten die Wohnung der Alten ist, welche sich zur Ruhe setzten. Darüber sind noch Wohn- oder Schlafzimmer der Familie, denn trotz seiner enormen Größe sind in dem alten Hause, wie wir es überall in solchen Gebäuden finden, nur wenige, und nach unsern Begriffen für eine größere Familie nicht genügende Wohnräume. — Im Uebrigen sind auf dem Hofe noch Stallung und Remise, und eine ganze Reihe mächtiger Speicher, wie eine ordentliche Straße, bis zur Stadtmauer. Und vom Altenbau, wie das Hinterhaus genannt wird, zieht sich längs der Speicher und gleichfalls bis zur Stadtmauer endlich ein großer, mit hohen Mauern umgebener Garten hin.

Das ist das reiche und werthvolle Besitzthum eines uralten Patriciergeschlechts. Die Ahnen haben es erbaut und zusammen gebracht, und die Nachkommen hausen dort noch immer in alter Würde und im gleichen Ansehn.

Von einem Hofe in der Umgebung der Stadt war das Geschlecht der Westritz zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in die

schützenden Mauern übergesiedelt, hatte das Bürgerrecht erworben und durch Reichthum und Mannlichkeit großes Ansehn erlangt. Als Rathsherren, mehr als einmal auch als Bürgermeister, oder als Stadthauptleute hatten sie der Stadt gedient, ihr Ansehn vermehrt und durch alsbald unternommene und ins Große getriebene Handelsgeschäfte ihren Reichthum vergrößert. Das Haus am Güllendamm war um die oben genannte Zeit von dem Rathsherrn Florenz Westritz erbaut, von seinen nächsten Nachkommen der Besitz vermehrt und abgerundet worden, und das Geschlecht hauste und handelte und mehrte sich darin beinah zwei Jahrhunderte lang.

In den unruhigen Zeiten jedoch, welche, wie ein wenig früher oder später fast überall in diesen alten Städten, während der ganzen ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auch über diese Stadt hereinbrachen, waren mehrere Glieder der Familie umgekommen oder ausgewandert, so daß gegen das Jahr 1586 der alte Stamm nur noch in dem Bürgermeister Balthasar Westritz und seiner einzigen, von vielen Kindern allein übrig gebliebenen Tochter Margarethe fortblühte.

Der Alte war in ernsten Sorgen. Verwandte hatte er nicht, mit Ausnahme einer Familie in einer Nachbarstadt, die aber, dem katholischen Glauben treu geblieben, von ihm auf das kräftigste gehaßt wurde. Unter den bisherigen Bewerbern um Margarethens Hand fand sich niemand, der ihm oder der Tochter zugesagt, und auch in allen ihm verbundenen und bekannten Handelshäusern wußte er keinen, den er zum Eidam, zur Fortführung seines Namens und seines Geschäfts hätte wählen mögen. Denn er hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß dereinst bei seinem Tode weder sein Name noch sein Geschäft erlöschen dürfte. Im Gegentheil sollten sie im alten Glanz, am alten Orte fortdauern bis in die spätesten Zeiten.

Einige Zeit vorher, im Jahre 1580 etwa, war der Aufstand

der Niederlande gegen die spanische Herrschaft im vollsten Brande, und nach den ersten Schaaren der Auswanderer begannen jetzt auch einige der großen Handelsherren davonzuziehen, da sie allmälig ihre Geschäfte zu Grunde gehn sahen und alle Hoffnung auf eine baldige günstige Wendung der Zeitverhältnisse aufgeben mußten. Zu den Familien, welche sich zum Aufbruch rüsteten, gehörte auch die angesehene van der Roos in Antwerpen. Der derzeitige Besitzer, Engelbert van der Roos, hatte sein Vermögen nach und nach realisirt und durch den alten Handelsfreund Westritz in dessen Heimat anlegen lassen; denn dort wollte er sich niederlassen. Zum Aufbruch fertig schickte er seine Schwester und einen jüngeren Bruder, Philibert, an Bord des heimlich ausgerüsteten Schiffs, während er selbst seine Braut abzuholen ging, die drüben erst seine Frau werden sollte. Er traf das Mädchen der brutalen Zudringlichkeit eines Spaniers ausgesetzt und erschlug denselben bei dem darüber entstandenen Streit. Von herbeieilenden Kameraden des Todten ergriffen, ward er eingekerkert und alsbald hingerichtet; seine Braut starb ihm nach, sei es an den Mißhandlungen, die sie erlitten, sei es vor Schreck und Gram über das Geschick des Verlobten. Dies alles mußten die Geschwister im Hafen erfahren, wo sie des Bruders harrten. — Da ließ Philibert die Schwester mit dem Schiffe vorausgehen und schloß sich selbst dem Heere der Patrioten an, um im Blute der Spanier seine heiße Rache zu kühlen.

Die Schwester fand bei dem alten Westritz die gastfreundlichste Aufnahme und in ihm selbst den wackersten und besorgtesten Vormund und väterlichen Freund, auch als sie nach einigen Jahren mit seiner Zustimmung einem Gatten folgte und an dessen Seite glücklich fortlebte. Von Philibert erfuhr man dagegen wenig oder nichts, bis er nach sechs vollen Jahren plötzlich im Hause des alten Handelsfreundes anlangte. Aus dem fast noch unerwach-

senen jungen Menschen war ein frühgereifter, ernster und starrer Mann geworden, dessen von Wunden zerrissener Körper jedoch die Strapazen des Kriegslebens nicht mehr ertrug, so daß er sich wohl oder übel zur Ruhe setzen mußte. Aber sein Geist war nicht geschwächt, sein Rachedurst nicht gesättigt. Kaum hatte er sich einigermaßen erholt und mit dem unverwüstlichen, strebsamen Sinn des ächten Kaufmanns ein neues Geschäft begründet, so rüstete er auch bereits ein Schiff mit Mannschaften und Kriegsbedarf aus, um es seinen streitenden Brüdern zu Hülfe zu schicken. Und es war, als ob der Himmel dieses treue Streben für das Vaterland sichtbar segnen wollte; Philiberts Geschäft nahm sogleich einen großen Aufschwung und den besten Fortgang; seine Schiffe brachten nicht allein dem alten Heimatlande Vortheil, sie thaten auch dem Feinde empfindlichen Abbruch, und sein Name hatte bald wieder einen Klang gewonnen, der dem alten Ruf seines Stammes und Geschäfts in Antwerpen alle Ehre machte.

Unter diesen Umständen war es wohl begreiflich, daß der Bürgermeister Westritz, der den Mann inzwischen auch persönlich lieb gewonnen, nichts einzuwenden hatte, als Philibert bei ihm um die Hand Margarethens anhielt. Es schien ihm in jeder Weise eine so passende Verbindung, daß er alsbald von Herzen einwilligte, und um so lieber, da auch Margarethens Herz an dem kriegerischen Handelsherrn hing. Nur handelte der alte Herr gar zu klug, als er dem zukünftigen Eidam einstweilen noch seinen Wunsch, oder vielmehr seine Bedingung in Betreff der Fortpflanzung seines Familiennamens verschwieg. Er kannte van der Roos als einen starren und auf seine Familie stolzen Mann und hoffte ihn am besten zu seinem Willen zu bewegen, wenn er ihm denselben so spät mittheilte, daß ein Zurücktreten nicht mehr gut möglich war. Als diese Mittheilung nun aber einige Tage vor der Hochzeit statt fand, ward der Alte nicht wenig bestürzt und

erzürnt, da Philibert rundweg erklärte: das Geschäft zu übernehmen und mit dem seinigen zu vereinen, so wie in dem Hause am Güllendamm zu leben, sei er gern und mit Dank bereit und werde den im Hinterhause wohnenden Balthasar wie einen rechten Vater ehren; von einem Aufgeben seines Namens könne jedoch nie und unter keiner Bedingung die Rede sein.

„Bedenkt Euch!“ sprach Balthasar mit mühsam unterdrücktem Zorn. „Mein Name hat einen guten Klang, wo Ihr darnach fragt; Jahrhunderte lang hat er so geklungen und darf nicht vergehn. Das würdet Ihr in meiner Lage ebenso ansehn.“ — „Und weil ich das thue,“ war die ruhige Antwort, „bleibe ich Philibert van der Roos; ich bin gleichfalls der Letzte dieses ebenso alten und edlen Namens und kann ihn nicht verklingen lassen.“ — „Bedenkt Euch!“ sagte Westritz nochmals und die Adern seiner Stirne strotzten von Blut; „mein Kind, mein Geld und meinen Namen — oder nichts. Entscheidet Euch.“ — „Ich entschied bereits, Herr Bürgermeister,“ versetzte Philibert. „Eure Tochter wird Frau van der Roos oder nicht meine Frau.“ — „Ist das Euer letztes Wort?“ fragte Westritz hochaufgerichtet, aber der Tisch, auf den er sich stützte, bebte unter seiner zitternden, schweren Hand. — „Mein Wort ist das eines Mannes,“ gab der Andere zur Antwort. — „So gibt es keine Hochzeit,“ klang es fest aus des Alten Munde, und mit einem: „Sei es so!“ verließ Philibert Zimmer und Haus.

So lange hatte sich der Bürgermeister gehalten, wie schwer er auch durch des jungen Mannes Weigerung und diesen gänzlich unerwarteten Ausgang getroffen ward. Als er allein war, sah ihn sein erster Handlungsdiener, der bei der Verhandlung zugegen gewesen, noch einen Augenblick starr und unbeweglich am Tische stehn und dann plötzlich und lautlos zusammenbrechen. Auf den Hülferuf des erschreckten Dieners stürzten die Tochter

und andere Hausgenossen herbei; man brachte den alten Mann ins Bett und lief nach Aerzten. Aber wenn der Erkrankte auch wieder erwachte und zur Besinnung kam, so blieb er doch von dem Anfall gelähmt und fühlte sich, auch ohne den Ausspruch der Aerzte zu wissen, dem Tode verfallen.

In diesem Zustande beschäftigte ihn die durch seinen Eigensinn gefährdete Zukunft seines Namens und Geschäfts auf das qualvollste; der Anblick seiner schweigend tragenden, bleichen Tochter, das Zureden und der Rath der Freunde, denen er sich entdeckte, die Aussicht endlich auf das Aufsehen und den Makel, welche durch diese gelöste Verbindung seinem Kinde erwachsen müßten, thaten das Ihrige hinzu. Und so entschloß er sich, Philibert van der Roos noch einmal rufen zu lassen und eine Verständigung mit ihm zu versuchen. Um beiden Theilen gerecht zu werden, war der Vorschlag Balthasars, solle der junge Mann beide Namen vereint fortführen. Philibert, der seine Braut wahrhaft liebte und den Wunsch des Alten billig fand, schlug herzlich ein, und als das Paar von der Trauung in der Marienkirche zurückkam, empfing es den vollen Segen des Sterbenden.

Und seit der Zeit ruht das Wappen der Westritz, der schwarze Thurm im rothen Felde, erst recht fest an seinem alten Platz in der Thürwölbung, und der Schild der van der Roos, eine rothe Rose auf silbernem Grunde, hängt dicht darüber unter dem mittelsten Fenster des Hauptgeschosses. Das Geschlecht der Westritz van der Roos war und blieb das erste der Stadt, und der Ruhm der Firma anerkannt in allen Handelsplätzen der Erde und ohne Makel bis auf die neueste Zeit. Durch alle Noth und alle Kalamität, welche die Stadt betroffen, hatten sie sich ruhmvoll und siegreich durchgekämpft, und zu der Zeit, wo diese Geschichte spielt, war das Haus das einzige auf dem Platz, welches noch den Großhandel im vollsten Sinne des Worts be-

trieb und in voller Ebenbürtigkeit neben den großen Firmen stand, die inzwischen an andern Plätzen aufgetaucht waren.

Dem Aussterben war das Geschlecht nur einmal, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wieder nahe gewesen, aber auch da ward der Untergang abgewendet. Sonst hatte der alte Stamm stets in zahlreichen Sprossen gegrünt und geblüht, und wie es seine Wappen verhießen, waren fast stets starke, kraftvolle, unerschütterliche Männer und blühende schöne Frauen die Träger des Namens geblieben. Seine Abkömmlinge fanden sich theils in der Vaterstadt, theils in der Umgegend oder in andern Handelsplätzen, in Europa und Amerika zerstreut. Allein das Haupthaus und der Wohnsitz des ältesten Sohnes der alten ungebrochenen Linie blieb immerdar das Thurm- und Rosenhaus auf dem Güllendamm. So hieß es bei der Familie, so hieß es in der Stadt und überall, wo man wußte von den Westritz van der Roos. Da lebten, da handelten, da starben sie, wenn ihre Zeit gekommen, und es schien nichts um sie her zu sein als Ansehn und Ehre.

Beim Beginn dieser Geschichte und zu Anfang der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts war der Chef des Hauses Herr Vincenz van der Roos. So wurde das Geschlecht der Kürze wegen genannt. Es war ein Mann, seines Namens und seiner Ahnen würdig, von kraftvollem Körper, von gewandtem und klarem Geist und starkem Herzen. Durch alle Krisen und Stürme der Napoleonischen Zeiten hatte er sein Geschäft siegreich und, so viel man wußte, ohne Wanken durchgeführt und ihm, seit der Friede gekommen, einen bisher nie gekannten Aufschwung gegeben, so daß man ihn nur noch „den reichen Roos“ nannte. Obgleich selbst nicht mehr jung, sah er doch auch seine Mutter noch am Leben; in hohen Jahren wohnte die Matrone im Altenbau, während im Haupthause die eigene Familie

des Chefs lebte. Seine Frau, Magdalene, um wenige Jahre jünger als er, zeigte noch jetzt Spuren der großen, ungewöhnlichen Schönheit, wegen der sie vor Zeiten berühmt gewesen; vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, waren bereits schön und kräftig herangewachsen; und wer den Mann so im Kreise der Seinen sah, in seinem prachtvollen und ehrwürdigen Hause, in seinem großartigen, blühenden Geschäft, der hätte ihn mit vollem Recht auch den „glücklichen Roos" nennen können. Der Thurm stand und die Rose blühte, und niemand war, der von einem Mißgeschick wußte, welches in diesem Hause jemals daheim gewesen.

Zweites Kapitel.

Eltern und Kinder.

„Was denkt sich das Mädchen eigentlich? Meint sie mich durch Trotzen und Schmollen umzustimmen? Glaubt sie, ich werde den Komödien- oder Romanvater machen, der erst Himmel und Hölle verschwört und mit seiner Festigkeit renommirt, bis er schließlich doch zu Kreuz kriecht? Ist sie närrisch oder bin ich's, daß man so etwas mit mir versucht und auf ein Gelingen hofft?“ Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging durch's Zimmer mit festem, gleichmäßigem Schritt, in starrer, grader Haltung, ohne den Kopf zu drehen, ohne die Augen umherschweifen zu lassen. Und die kurzen Sätze seiner Rede schlossen sich in so scharfer, man möchte sagen, unerbittlicher Weise an einander, daß niemand auch nur ein Wort einzuschieben vermocht hätte.

Im Zimmer dämmerte es; draußen war der Herbsttag von einem so trüben und nebelvollen Grau, als ob der Abend nicht mehr fern sei; und in dem weiten Gemache dunkelten auch noch die dunkelblauen Tapeten und die schweren seidenen, ähnlichgefärbten Vorhänge vor den tiefen Fensternischen. Von dem Blu-

mengrunde des Fußteppichs war wenig zu erkennen; das Gold der Gemälderahmen an den Wänden, des schweren Kronleuchters in der Mitte der Decke und der Lampetten über und neben dem Piano zeigte sich schon jetzt in einem eigenthümlichen, zweifelhaften und gleichsam nur hie und da aufzuckenden Glanz. Und es regte sich nichts, weder auf der Straße, noch im Hause oder Zimmer; selbst der Schritt des starken stattlichen Mannes war auf dem Teppich zu einem matten Klange gedämpft.

„Aber ich bitte dich, Roos, mache aus der Sache nicht mehr, als sie ist — eine Kinderei," sagte endlich die Dame, welche auf dem Lehnstuhl in der Fensternische saß und bisher schweigend den von einer kleinen Haube umfaßten Kopf in die Hand gestützt hatte. „Glaube mir, Helene wird zur Einsicht kommen, sie muß verletzt sein durch diesen Schritt —." — „Durch einen Schritt, den man verabredet hat?" fragte er scharf, indem er stehen blieb. „Sollte ich dumm genug glauben, es sei anders gewesen? — Aber wenn ihr glaubt, mich auf solche Weise überrumpeln zu können, irrt ihr euch. Gott sei Dank, — ich steh!"

Sie schüttelte leise den Kopf, und ein sanftes, schwermüthiges Lächeln glitt über ihr Gesicht. „Ich dachte es mir," erwiderte sie; „du meinst, es sei das ein Complott zwischen uns gewesen, aber du könntest wohl wissen, daß Helene zu m i r niemals darüber geredet." — „Es ist schlimm genug, daß die Mutter nicht das Vertrauen ihres Kindes hat," unterbrach er sie hart. — „Sei nicht ungerecht, Roos," bat sie. „Gott weiß, daß ich ihr ehrlich und liebevoll nachgegangen bin, daß ich ihr stets meine volle Liebe nachtrug; aber sie hat sich mir stets entzogen." — „Du wolltest sagen: ‚man h a t sie mir entzogen!' — Ich kenne dich," sagte er und wandte sich kurz ab, um seinen Gang durch's Zimmer wieder aufzunehmen. „Du weißt,

ich gestatte keine Verdächtigungen, am wenigsten gegen meine Mutter." — „Roos," versetzte sie wehmüthig, „wie nehme ich dir nur dies Mißtrauen? Ich dachte ja nicht an so etwas! Ich beklage ja heut so tief, wie vor dreißig Jahren, daß deine Mutter mich so fern von sich hält. — Sei gut, Vincenz," fuhr sie fort und trat aufstehend zu ihm. „Sage mir, wie nehme ich dir dieses Mißtrauen?" Er war bei ihren Worten einen Augenblick stehn geblieben, jetzt wandte er sich ohne ein Wort wieder ab und schritt die Stube entlang.

„Und du willst mir sagen," redete er nach einer Pause, ohne seinen Schritt anzuhalten, „daß du und Margarethe nichts von dieser Affaire gewußt?" — „Gewiß, Vincenz. Margarethens Ausruf hast du heut Morgen selbst gehört." — „Ihr hättet nie bei seinen Besuchen, auf den Bällen, in den Gesellschaften etwas bemerkt? Denn das geht ja schon Jahr und Tag so fort, hat er mir kund gethan. Es ist eine alte — lange Liebe! Lieber Gott!" Der Ton, mit dem er das sagte, war scharf von Spott. — „Noch einmal, Roos, ich weiß nichts davon," gab sie ruhig zur Antwort. „Ich habe auch nichts gemerkt. Ich würde es sonst für meine Pflicht gehalten haben, mit Helenen und dann mit dir zu reden. — Denn auch ich sehe nichts in dieser Sache, was zu billigen oder erfreulich wäre."

„Freilich," warf er nach einer Pause hin, „deine Aufmerksamkeit wird durch Margarethe in Anspruch genommen. Von der wüßtest du's, Helene geht dich nichts an." — „Und wäre das so, wie es aber nicht ist," antwortete sie fester als bisher, „so, dächte ich, würde es nur natürlich sein. Jede Mutter wird das Kind besser beachten und kennen, welches sich ihr liebevoll hingibt. Doch wir wollten ja davon nicht weiter reden. Genug, ich weiß von Helenens Angelegenheit nichts. Ich habe dir bisher nie etwas verborgen, was uns und die

Unsren betraf, und würde es hierbei am wenigsten thun. Hast du — " sie unterbrach sich mit den Worten: „ich bitte dich aber innig, suche hierin nichts als die einfache Frage! — hast du mit der Mutter geredet? Wenn mit irgend jemand, würde das Kind doch mit der gesprochen haben." — „Mit meiner Mutter? Du irrst dich, mein Schatz, und könntest dir das selbst am besten sagen, denn du weißt wohl, daß bei der keine Billigung zu finden ist für Liebschaften, wo und wann solche stattfinden."

Er mußte mit den scharfen Worten eine empfindliche Saite berührt haben, denn selbst jetzt noch, wo der Schatten des nun wirklich hereinbrechenden Abends das Gemach mit noch tieferer Dämmerung erfüllte, konnte man sehn, wie Frau van der Roos heftig zusammenfuhr. Aber sie richtete sich sogleich in der ganzen Größe ihrer noch in ihrem Alter schlanken Figur auf, und indem sie die Mantille fester um die Schultern zog, wandte sie sich zum Fenster zurück und sagte mit bebender Stimme: „Roos, das verzeihe dir Gott. Eine solche Unversöhnlichkeit, eine solche Rache hätte ich nicht verdient, selbst wenn es Wahrheit wäre, was du da aussprichst. Und es ist nur ein bloßes Hirngespinnst, ausgeheckt vom Mißwollen und fortgesponnen von grundloser Eifersucht!"

Er war stehn geblieben und hatte die Arme fest über die breite Brust gekreuzt, sein Kopf war aufgeworfen, seine Augen blickten unter den finster zusammengezogenen Brauen starr auf seine Frau, und seinen Lippen entfuhr jetzt ein scharfer, höhnischer Laut. „Das ist der alte Ton und die alte Melodie," sprach er dann. „Wir vergessen das nicht, Madame, glauben Sie's nur! Und wenn ich jahrelang schwieg, — die alten Geschichten bleiben hier" — er drückte die Faust gegen die Stirne — „und sie bleiben dort neu, Madame! Denn das verwindet kein Mensch, es müßte denn ein Cretin sein." — Sie

hatte sich in ihren Stuhl gesetzt und regte sich nicht. — „Und du sagtest vorhin, daß du mir nie etwas verborgen," fuhr er fort, indem seine bei den letzten Worten tiefe und zornige Stimme auf einen Augenblick wieder ihren scharfen Klang annahm. „Wähntest du wirklich, Thörin, daß ich vergessen? Wähntest du wirklich, ich wisse nichts mehr von — Florentin? Sieh, ich habe den Namen verschworen, ich wollte ihn nie wieder nennen und nie wieder hören! Und nun breche ich selbst den Schwur. Aber ich thue es nur, um deinen maßlosen Hochmuth zu brechen, um dir deine ganze —"

Er brach so plötzlich ab, als ob er selbst vor dem nächsten Worte erschrecke. Sie war aufgestanden und stützte ihre Hand auf das Arbeitstischchen vor dem Stuhl. Ihre Stimme war fest und entschlossen, als sie sagte: „meine ganze — sagtest du. Willst du fortfahren? Ich möchte das Wort wissen, welches in deinem Sinn mein Wesen bezeichnet." — Er trat einen Schritt näher. „Dein Verbrechen, Sünderin!" sprach er hart, „dein Verbrechen soll der verfluchte Name dir zurückrufen!"

„Du redest nicht wahr," versetzte sie, immer in der gleichen Stellung, „das war das Wort nicht, vor dem selbst du erschrackst. Ich kenne dich auch, Roos; ich habe nicht umsonst einunddreißig Jahre mit dir gelebt. Aber gleichviel," fuhr sie fort, „es kommt nicht auf etwas mehr oder minder an; ich habe das Wort schon einmal gehört und dir schon einmal meine Antwort gegeben. Sie ist dieselbe jetzt wie damals." — „Magdalene!" unterbrach er sie drohend. — „Geduld!" erwiderte sie beinah herrisch, „ich bin noch nicht fertig! Und in dem, was du mir zurückrufen willst, irrst du auch. Du rufst mir Florentin zurück — glaubst du, Thor, daß ich ihn vergessen? Du rufst mir einen Menschen zurück, der hundertmal edler und besser war als ihr alle; einen Menschen, der keinen Fehler hatte als sein heißes

Blut und seine Knabenwildheit, wie ein jeder das hat und austobt und dann doch ein rechter und braver Mensch wird, wenn in ihm eine wackere Natur ist, wenn eine treue Hand ihn leitet, ein treues Aug über ihn Wache hält. Aber ihr habt ihm eine kalte, eiserne Hand auf das glühende Haupt gelegt," fuhr sie erregt fort, „ihr habt mit kaltem Auge in das heiße, junge Leben gesehn. Ihr wolltet ihn in Knechtschaft halten, er sollte sich beugen unter eure Tyrannei."

„Magdalene — Weib!" unterbrach er sie wieder mit vor Zorn — oder war es Erstaunen? — bebendem Ton. — „Rufe mich nicht — ich bin hier!" war ihre Antwort, und ihre Stimme war so hell und fest wie Stahl, — „ich bin hier, Roos, ich will dir einmal sagen, wie es war! Du hast ja die Todten wach gerufen! — So war Florentin, so wart ihr, du und deine Mutter und der Consul. So habt ihr ihn gequält, den wackern Knaben, bis er sich gegen euch erhob! So hetztet ihr ihn in Verderben und Elend, — ihr thatet das, ihr! Und er hatte niemand als mich, die ihn vertheidigte, niemand als mich, die ihn tröstete — und als es gar nicht anders ging, da nahmt ihr ihm auch mich; denn ihr entblödetet euch nicht, etwas auf uns zu werfen, vor dessen bloßem Gedanken schon ihr hättet vor Scham erröthen sollen. — Und meinst du, daß ich nicht wüßte, was ihr im Grunde eigentlich wolltet? Was euch so weit trieb?" — „Bist du rasend, Weib?" brauste er auf.

„Sei ruhig," sagte sie plötzlich kalt, „ich rede davon nicht, aber ich wollte dir nur deine menschliche Schwachheit ins Gedächtniß rufen. — Siehst du, das rufst du mir zurück! Und du rufst mir auch das zurück, daß, als ich vor zwanzig Jahren das Leben hier endlich satt hatte und zu meinem Bruder gehn wollte, — daß da du, Roos, du, wie wahnsinnig warst und mir zugeschworen hast, nie wieder ein Wort zu sprechen, noch einen der

alten wahnsinnigen Gedanken zu denken. Und deine Mutter, die stolze, kalte, starre Dame erniedrigte sich, mich zu bitten, daß ich dich und dein Haus nicht verlassen möchte. —

„Siehst du, mein guter Freund," sprach sie nach einer Pause weiter, in der man nur das tiefe Athmen des Mannes gehört hatte, „das ist es, was du in mir wach gerufen hast. Laß die Todten ruhen in Zukunft; sie sind mit ihren Fehlern und Sünden, mit ihrem Glück und ihren Tugenden dort am besten aufgehoben, wo sie ruhen; dem Menschen thut ihre Wiederkehr nicht gut. Und was du meinst, daß ich dir einmal verborgen — du weißt wohl, mein guter Freund, daß es nichts Schlechtes war und nichts, was mich betraf. Denn ich war ja schwach und jung genug, mich von euren elenden Vorwürfen und Verdächtigungen beugen zu lassen, ihr schlechten Menschen, und dir das zu entdecken, was mir das frommste Vertrauen gegeben — das Herzensgeheimniß des armen Menschen! Denkst du noch an jenen Dreikönigstag? — Beruhige dich, auch ich vergesse jene Tage niemals." —

Auch jetzt, da sie schwieg, stand er noch immer lautlos ihr gegenüber, aber seine ganze Gestalt ward hie und da von einem plötzlichen Beben durchlaufen, die Adern seiner Stirne strotzten von Blut, seine Augen brannten und seine Hände hatten sich mechanisch geballt. War es das Uebermaß des grimmigen Zornes, das ihn lähmte, oder war es zugleich ein schreckenvolles Erstaunen über die Energie und Leidenschaft, zu der sich die sonst so sanfte und milde Frau ihm gegenüber plötzlich erhoben? Denn, um einen trivialen Satz dennoch anzuführen, grade eine tyrannische Natur, die nicht nur durch eigene Kraft und Tüchtigkeit, sondern auch und noch mehr durch Zufall oder Herkommen, durch die Schwäche oder Indifferenz ihrer Umgebung zur Herrschaft

über diese letztere gelangte, — birgt neben all ihrer Heftigkeit und Gewaltthätigkeit stets eine gewisse Feigheit in sich.

Was es jedoch auch bei Herrn van der Roos gewesen sein oder noch sein mochte, äußerlich raffte er sich jetzt wenigstens empor, und indem er die Arme mit einer heftig zuckenden Bewegung über die Brust schlug, sprach er mit kaum verständlicher Stimme: „ich hätte es wissen können! Es gibt nichts frecheres als ein verderbtes Weib.“ —

„Sieh zu deinen Worten!“ sagte sie drohend. „Ich will dergleichen in meinem Zimmer nicht hören.“ — „Aber das soll ein Ende nehmen,“ knirschte er, ohne ihre Rede zu beachten. „Ich will diesen erlogenen Tugendglanz von Ihrer Stirn reißen! Sie sollen sich in Ihrer Nacktheit vor mir sehn, Madame! Ich will nicht ruhen, bis ich als Herr dieses Hauses dieses sündige Haupt vor mir gebeugt sehe —“

„Noch einmal, Herr van der Roos, ich will dergleichen nicht hören in meinem Zimmer!“ unterbrach sie ihn fest und richtete sich auf. — „Wagen Sie in diesem Hause noch etwas das Ihre zu nennen, Madame?“ — „Ja, Herr van der Roos, so lange, bis ich es mit dem verlasse, was darin mir gehört. Und das geschieht morgen früh.“ — „Weib!“ brauste er auf, „bringe mich nicht zum Wahnsinn mit deinem Trotz und Hochmuth, oder —.“ — Er hob die Hand. —

„Diese Attitüde verliert ihre Wirkung,“ sprach sie mit scharfem, kaltem Hohn. „Es ist zu dunkel, ich will nach Licht klingeln.“ Sie schritt gegen den Hintergrund des Zimmers zu, an ihm vorüber. „Weib!“ rief er und faßte ihren Arm. — „Roos —!“ —

„Aber Vater! — Aber meine Mutter!“ rief in dem Augenblick eine andere Stimme im Ton der höchsten Aufregung, und aus der Portiere, die neben dem großen weißen Ofen den

Eingang zum Alkoven verhüllte, sprang ein junger Mann plötzlich zwischen die Eltern, und riß den Vater mit Kraft zurück. „Sind Sie wahnsinnig, Vater?“ rief er und stellte sich fest vor ihn. „Es ist eine Frau, die Sie in Ihrem Hause beleidigen! Es ist Ihre Frau! Es ist meine Mutter! Meine theure — theure Mutter! Gott im Himmel — daß ich so spät kommen mußte! Daß ich das hören, das erleben mußte! Meine arme — arme Mutter!“ Und er wandte sich und kniete, ohne auf den Vater weiter acht zu geben, neben der Frau, die bei seinem Dazwischentritt einen leisen Ruf des Schreckens ausgestoßen und dann in einen der Lehnstühle gesunken war, die hier am runden Tisch vor dem Sopha standen.

Roos hatte sich inzwischen gefaßt. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, und indem er dann wieder die Arme über die Brust legte, sagte er zornig: „was willst du hier? Was wagst du, frecher Bursch? Was hast du zu horchen und dich einzudrängen? — Aber, ich seh's,“ fuhr er höhnend fort, „Art läßt nicht von Art! Sehn Sie ihn an, Madame, und leugnen Sie! Aber ich werde Kehraus machen, wie damals! Hinaus mit dir, Patron! Dich kann ich noch bändigen! Du hast lange genug von deines Vaters Schweiß gelebt und lange genug Unsinn getrieben, statt dein Brod zu verdienen. Es ist genug damit. Geh hin und treibe, was du willst, verhungere und verderbe. Mir gleich! — Auf mich rechne nicht — von mir hast du nichts mehr zu erwarten, keinen Heller, keinen rothen Heller, so wahr ich Roos heiße!“ Er wandte sich zur Thür.

Der Sohn war aufgestanden, blieb aber schweigend; die Mutter erhob sich jetzt auch, ging nach dem Klingelzug und schellte. Und als ob man draußen nur darauf gewartet, ward die Thür fast in dem gleichen Augenblick geöffnet, und der Diener erschien mit der bereits angezündeten Lampe und ein

paar Lichtern. „Der Herr Bürgermeister folgen mir auf dem Fuß,“ sagte der alte Mann, indem er die Lampe zum Tische trug und dort niedersetzte. „Sie kamen grade die Treppen herauf.“ — Zugleich öffnete sich die Thür auch bereits auf's neue und ließ den Angekündigten herein, während Victor durch den Vorhang verschwand, durch den er vorhin gekommen.

Der Eingetretene reichte Roos mit einem: „guten Abend, Schwager,“ die Rechte, küßte Magdalenen mit einem ähnlichen Gruß die Hand, legte dann Hut und Stock auf den Tisch, knöpfte den Rock auf, strich mit beiden Händen die dünnen grauen Haare glatt — alles ging in einer ruhigen, man möchte sagen, geschäftsmäßigen Weise seinen herkömmlichen Gang. Und selbst, als er sich dann langsam umsah, mit dem Kopf nickte und sprach: „Wetter, es ist wie immer behaglich bei euch; unsere alten Zimmer daheim wollen trotz alles Flitterkrams nie so warm und heimlich werden!“ — auch das klang, als sei es hundertmal schon in gleicher Weise gesagt. — „Und bei euch selbst ist's just so,“ fuhr er fort. „Wetter, sitzen die Leute da bis fünf Uhr im Dunkeln! Das ist noch immer zärtlich wie ein Taubenpaar! Josefine predigt mir auch oft genug davon; so was kam bei uns freilich nur im ersten Winter vor.“ Er lachte und ging händereibend auf und ab.

„Wie geht es daheim, Schwager?“ fragte Magdalene. „Ich hatte heut im Sinn zu Ihnen zu kommen; es kam aber Besuch.“ — „Danke!“ war seine Antwort, „es läßt sich mit ihrem Husten besser an als je; der Medicinalrath hofft auf einen recht erträglichen Winter. Und das kann uns schon recht sein,“ fuhr er fort, indem er stehn blieb, die Brille auf die Stirn schob und mit einem schlauen Blick Magdalene und dann ihren Gatten streifte, der sich mit dem Rücken an den Ofen gestellt hatte. „Wetter — man hat ja vielleicht manche Festivitäten in Aussicht

— auch bei euch — was? — Ich habe so ein Vöglein singen hören.“ — „Bah, es ist ein Spottvogel gewesen,“ erwiderte Roos in großer Ruhe. „Wegen Narrheiten richten wir wenigstens keine Feste aus.“ — „Nun, nichts für ungut,“ versetzte der Bürgermeister, während er am Tisch stehn blieb und mit den Fingern auf der bunten Decke trommelte. „Ich hörte es eben von meiner Alten und sagt' es so hin.“ Sein Blick streifte wieder das Ehepaar. „Ihr seid verstimmt, merk' ich. Was gibts? Doch nicht das Verlobungsgerücht? Lieber Gott, wenn Eltern, die Töchter und Geld haben, sich über dergleichen alteriren wollten, hätten sie viel zu thun.“

„Nun, mit Unterschied!“ gab Roos zur Antwort. „Doch es ist nicht das allein, du kennst ja unser Hauskreuz.“ — „Wollen Sie sich nicht setzen, Schwager?“ fragte Magdalene dazwischen. — „Dank Ihnen, Frau Schwägerin; lassen Sie mich nur stehn, Unsereiner sitzt doch schon genug. Ich habe nachher auch noch ein paar Worte mit Roos zu sprechen. — So, so, also das wieder! Mir war's vorhin auch so, als sähe ich Victor in die Kammer gehn. Freilich, das ist ein Kreuz mit dem Jungen! Ein so kluger, heller Kopf und so gar nicht vorwärts zu kommen! Er muß ja bald dreißig Jahre alt sein und ist nichts. Kann er sich denn noch immer nicht entschließen? Er muß doch selbst einsehn, wie viel Schaden er sich in den Augen aller vernünftigen Leute mit diesem Leben thut —“

„Du kennst ihn schlecht, Neubank,“ sprach der Handelsherr finster. „In der Einbildung des Kopfes gelten nur seine brodlosen Künste für etwas; wir anderen Leute sind ihm Narren und Philister.“ — „Gehorsamer Diener,“ versetzte der Andere, indem ein feines Lächeln über sein runzelvolles Gesicht glitt. „Wollen uns denn in Demuth unsere Philisterei gefallen lassen.“ — „Ich habe ihm aber vorhin meine Meinung deutlich gesagt,“

fuhr Roos fort, „und ihm den Brodbeutel ein wenig höher gehängt. Wollen sehen, ob ihn seine Betteleien satt machen.“ — „Gratulire, Schwager; ich hätt's an deiner Stelle längst gethan. So was wirkt zuweilen wunderbar. Glauben Sie es nur, Frau Schwägerin,“ setzte er hinzu, als er diese, die an einer Tapisserie nähte, bei seinen Worten leise den Kopf schütteln sah.

„Bleibst du noch, oder kommst du mit?“ fragte Roos, vom Ofen in's Zimmer tretend. „Ich gehe hinab.“ — „Ich komme — ich komme,“ gab er zur Antwort, indem er den Rock wieder zuknöpfte und Hut und Stock nahm. „Gott befohlen, Frau Schwägerin! Sehn Sie bald einmal bei uns ein, Josefine bittet herzlichst darum. Meinen Gruß an Ihre Mädchen — wo stecken sie? — Und das wegen des Jungen nehmen Sie sich nicht zu sehr zu Herzen. Er wird schon gut thun, wenn er Ernst sieht. Ihr seid zu nachsichtig gewesen. Guten Abend — bitte, bitte, bleiben Sie!“ Und indem Roos sagte: „Du schickst uns den Thee nachher wohl hinunter?“ — verließen sie das Zimmer.

Magdalene nahm nicht sogleich wieder ihren Platz ein; fest in die Mantille gehüllt, ging sie mit langsamen Schritten hin und wider, das Haupt leicht gesenkt im tiefen Nachdenken, und das leise Rauschen ihres an den Teppich streifenden schwarzen Seidenkleides war das einzige Geräusch in dem großen Gemach. So währte es eine geraume Zeit lang, bis sie endlich am Tisch stehn blieb und gedankenvoll in die Lampe starrte. „Es nützt nichts,“ murmelte sie endlich vor sich hin und schüttelte leicht den kleinen Kopf. „Es mußte einmal dahin kommen — es ist so nicht mehr zu ertragen — es ist gut so.“ Dann wandte sie sich rasch ab, klingelte, nahm eins der Lichter, die auf dem Spiegeltischchen brannten, und trat zum Schreibtisch, setzte sich dort, ordnete, was sie zum Schreiben bedurfte, und begann schnell zu

schreiben. Als bald darauf der alte Diener eintrat, war sie so tief in ihrem Geschäft, daß sie sein Kommen nicht bemerkte, und erst sein leises: „Frau Kommerzienräthin haben geklingelt?“ ließ sie aufsehen.

„Lasse Johanna im Erkerzimmer heizen, Kurt,“ sagte sie freundlich, „und die Koffer parat halten. Dann — ich kann dir nicht helfen — springe zum Fuhrmann und bestelle mir zu morgen früh sechs Uhr einen Wagen. Vorher aber rufe meine Töchter.“ — Der alte Mann schien heftig bewegt. „Frau Kommerzienräthin —,“ sprach er stockend. — Sie hatte bereits ihren Kopf wieder zum Papier gesenkt. „Ja ja, eile nur, lieber Kurt,“ versetzte sie ein wenig ungeduldig, ohne aufzusehn. „Ich muß morgen auf ein paar Tage zu meinem Bruder reisen; Margarethe begleitet mich, und auch Johanna muß ich mittnehmen. Sag es ihr, daß sie sich darauf einrichtet.“ Und ihre Feder flog schon, als der Alte sich seufzend abwandte und die Stube verließ.

Inzwischen waren die beiden Schwäger die Treppe hinabgestiegen und in das nach dem Hofe zu gelegene Kabinet des Handelsherrn getreten; Neubank schien sich hier noch behaglicher und heimischer zu fühlen, als droben, obgleich das Gemach ziemlich kahl und einfach war, mit grauer Tapete und nur den nothwendigsten, alterthümlichen Möbeln, und von einer solchen Höhe bis zur gewölbten Decke, daß das Licht der beiden Arbeitslampen den obern Raum nicht zu erhellen vermochte. Der alte Herr legte hier nicht nur Hut und Stock ab, sondern zog auch den Ueberrock aus, den er droben anbehalten; mit gleichmäßigem Schritt ging er zum Pfeifen- und Tabakstisch in der Ecke am Fenster, stopfte sich dort eine Pfeife, zündete dieselbe mit einem Fidibus bei der Lampe auf dem Sophatisch an, setzte sich bequem in die Ecke und blies den Dampf von sich, und that das alles

so behaglich, und summte dabei fort und fort die Melodie Gott weiß welches verschollenen Walzers vor sich hin, als ob er zu Hause sei. Als er saß und seine Pfeife außer aller Gefahr sah, wieder zu erlöschen, auch die Lampe so gedreht hatte, daß er im Schatten war, sagte er endlich: „nun also, was ist das für dummes Zeug mit eurer Helene?“ —

Der Handelsherr hatte längst mit der seltenen Selbstbeherrschung, die er sich in seinem langjährigen, oft dem jähsten Wechsel und den plötzlichsten Schwankungen ausgesetzten Geschäft angeeignet, alle Aufregung und Leidenschaftlichkeit unterdrückt, die ihn bei der herben Scene im Zimmer seiner Frau so gewaltsam durchtobt hatte. Die Welt und auch seine eigenen Verwandten kannten dieses tiefinnerste Wesen des Mannes, den furchtbaren Jähzorn, die alles vergessende Heftigkeit wenig oder gar nicht, selbst in seinen Comtoirs, in seinem Geschäft hatte man davon nie mehr als einzelne Blitze gesehn. Denn da er selber einsah, wie viel er mit solcher Heftigkeit sich vergab, wie sehr sie ihn jedesmal in Nachtheil brachte, hatte er, wenn er sie aufsteigen fühlte, sich mit seiner letzten Kraft meistens in die Einsamkeit seines Kabinets zurückgezogen und in oft stundenlanger Abgeschlossenheit den Sturm vertoben lassen. Nur im engsten Familienkreise hatte es ihn einigemale überrascht, und es hatte dann jedesmal mancher Tage bedurft, um ihn und die Seinen das Gleichgewicht wieder gewinnen zu lassen. Aber selbst in diesen Fällen hatte er, sobald ein Fremder dazugekommen, sich augenblicklich vor dessen Augen wieder seine Ruhe zu erringen vermocht. Daher kam es, daß er in der Welt für einen unerschütterlichen und durch und durch gleichmüthigen Mann galt und wegen dieser seiner Ruhe und Geistesgegenwart, wegen dieser Siegesgewißheit, möchte man sagen, bewundert wurde.

Auch jetzt saß er ruhig wie gewöhnlich und als ob nichts

vorgefallen sei, auf dem mit Leder bezogenen Stuhl vor seinem Pult, hatte das Kistchen herangezogen, das offen neben der Lampe auf dem obern Rande des Möbels stand, sich ruhig eine Cigarre ausgesucht, sie abgeschnitten und angezündet und rauchte auf das allerbehaglichste. Auf des Schwagers Frage blies er eine lange Rauchwolke von sich und entgegnete: „du hast recht, es ist dummes Zeug, und wäre es nicht zugleich so frech gewesen, so hätte ich darüber lachen können. Reden darüber mag ich nicht viel. Mit einem Wort: heut Morgen rückt der wildfremde Bursch mir ins Zimmer und erklärt mir, daß er Helene zu heirathen wünsche, daß sie nicht abgeneigt sei, daß ich mich zu beeilen habe, die Sache in Ordnung zu bringen. So war's ungefähr, nur daß noch allerlei drum und dran hing, wie üblich. Meine Antwort war aber wirklich rundweg: nein, daraus wird nichts und adieu für immer. Darauf ging er ungnädig genug, und ich las Helenen die Leviten. Anstatt aber entrüstet zu sein über diese Weise und mir dankbar für den schnellen Abbruch, ringt sie die Hände über den Schmerz des Armen, schmollt auf ihrem Zimmer und erklärt mich für den Härtesten der Harten. Voila tout! — Sie wird vernünftig werden, denn sie ist sonst nicht dumm."

„Und Magdalene?" fragte nach einer Pause der Bürgermeister. — „Hm!" Roos zog leise die Brauen zusammen. „Sie spricht sich selten aus, weißt du. In Betreff dieser Narrheit pflichtet sie mir jedoch sicherlich bei. Sogar Margarethe rief ja auf meinen Bericht: ‚abscheulich!'"

„So kann ich also gute Nachrichten nach Hause bringen," sprach Neubank mit einem Seufzer. „Deine Schwester hat mir, seit sie durch Anna die Nachricht erhielt, die Ohren voll genug lamentirt. Du weißt, was die sich in den Kopf gesetzt hat." — „Ja!" Roos nickte langsam mit dem Kopf. „Euer Josef stände mir schon an. Meine Mutter will zwar gegen die Verwandschaft

sprechen, aber das sind Redensarten. Magdalene mag ihn auch, und Helene hat sich ja sonst genug mit ihm verzogen. Wenn sie ja sagt und du ihm erst ein Nest bereitet hast, soll's uns recht sein."

Der Bürgermeister brachte seine Pfeife wieder in vollen Brand und strich mit der Rechten über seine Haare. „Auch deßwegen bin ich gekommen," sagte er. „Ich habe heut Frohdorf für ihn gekauft, denn ich mußte mich nun entschließen; morgen hätte es ein anderer gehabt. Ich habe also bis Antoni die erste Zahlung zu leisten, und wie du wissen kannst, sind die meisten meiner Kapitalien bis dahin nicht mehr zu kündigen. Ich selbst kann nur ungefähr die Hälfte schaffen und muß das andere sonstwo aufnehmen. Kann ich auf dich rechnen?" — „Wie viel?" — „Etwa 15,000 Thaler." — Der Handelsherr zog ein Blättchen Papier aus der Lederunterlage auf dem Pult und machte mit dem Bleistift eine Notiz darauf. „Auf wie lange?" — „Auf ein Jahr." — „Abgemacht," sagte er ruhig und schob das Blättchen unter einen Briefbeschwerer. „Und nun genug der Geschäfte — oder hast du noch was? — Nicht? — Nun, was gibt's sonst? Ich komme nicht aus dem Hause und erfahre nichts mehr aus Stadt und Verwandtschaft."

„Ja, lieber Gott, was soll ich dir erzählen!" versetzte der Alte und dehnte sich behaglich. „Da passirt nichts, weder in Stadt noch Verwandtschaft. Beiläufig vielleicht, — die Stadt wird nun zum Sommer doch wohl den Hafenbau aufnehmen müssen, wenn nicht alles zu Grunde gehn soll. Freilich, es wird uns theuer werden, denn vor der Regierung, weißt du, können wir ganz versumpfen; die rührt keinen Finger um uns. Und wir brauchen so schon Geld genug. Es ist, als ob seit einiger Zeit der Teufel in den Leuten stecke; unsere alten Wechsel werden einer nach dem andren gekündigt. Und dabei fällt mir ein —"

er setzte sich aufrecht und ließ einen Augenblick die Pfeife aus dem Munde — „Wetter, wie kann man so vergeßlich sein! — Denke dir, Florentins Wechsel, den er damals auch auf den alten Stolzenburg übertragen ließ, ist jetzt von demselben plötzlich gekündigt. Die Frist ist seit zwei Jahren schon abgelaufen, wie du weißt. Ist das nicht kurios?“

Roos war bei dem Namen Florentins aufgefahren und hatte die Cigarre aus dem Munde genommen. Seine Stirn war geröthet und seine blauen Augen brannten mit einem so eigenthümlichen Feuer, daß sie wirklich dunkler erschienen. „Nun,“ sprach er tief aus der Brust empor, „siehst du, wie recht ich vordem hatte, wenn ich behauptete, daß wir ihn noch nicht los wären? Wenn er erst verräth, daß er überhaupt noch lebt, wird er bald mehr von sich hören lassen.“ — Neubank schüttelte den Kopf. „Ich kann mich noch immer nicht überzeugen, daß die Uebertragung seiner Wechsel an Stolzenburg nur ein Blendwerk gewesen, wie du meintest. Glaub mir, es war bittere Wahrheit — er bezahlte damit nur Vorschüsse; ich habe dem Alten nie getraut und begreife noch heut nicht, wie dein Vater grade ihn zum Vormund bestimmen konnte.“

Der Kaufmann schüttelte gleichfalls den Kopf. „Wie oft soll ich dir sagen, daß du und ihr alle euch irrt,“ antwortete er finster. „Glaub mir, Stolzenburg hatte einen Narrn gefressen an dem Burschen. Und wie Florentin auch war, wie viel er auch verschwendete, — die Summe war zu groß für eine so kurze Zeit. Er konnte sie nicht durchbringen. Und glaube mir —“ er holte tief Luft und seine Brauen zogen sich noch fester und finsterer zusammen — „du weißt, ich habe keinen Grund von ihm gut zu reden oder zu denken, aber was wahr ist, muß wahr bleiben. Rechnen konnte er — wir haben's erfahren! — Und Kaufmann war er trotz aller Flausen so gut wie

nur einer, glaub's mir! Ueber ein Bestimmtes ist er nicht hinausgegangen, mag er gewesen sein, wo er will, und was er auch getrieben hat. Das muß heraus. Philibert, weiß ich, kommt hie und da mit dem jungen Stolzenburg zusammen, er muß anhorchen."

Indem erschien der Diener mit dem Thee und ordnete das Service auf dem Tisch. Roos blieb schweigend auf seinem Platz. Der Bürgermeister bereitete sich eine Tasse.

„Ja, wenn du schon hiervon solch Wesen machst," sprach Neubank, nachdem der Diener gegangen und er die halbgeleerte Tasse niedergesetzt hatte, „was wirst du dann erst zu dem Folgenden sagen! Ich habe absichtlich nicht davon geredet, weil ich's für dummes Zeug halte; nun mag's aber auch heraus. Vor etwa vierzehn Tagen ist aus einem Hause in der Johannisstraße auf der Polizei ein Fremder angemeldet worden, der sich Westritz nennt und sich laut seines Passes hier auf der Bibliothek beschäftigen will; er kommt aus Kopenhagen. Weil er, ich weiß nicht worüber, noch Auskunft geben soll, wird er aufs Polizeiamt beschieden, meldet sich jedoch unwohl. Man schickt ihm darauf den Sergeanten Neufert hin, der mir, wie du weißt, aus alter Anhänglichkeit jeden Morgen seinen Besuch macht und Stadtneuigkeiten erzählt. Und der berichtet mir am folgenden Morgen nach langen Umschweifen und nachdem er mir das eben Erzählte mitgetheilt, — er wolle es mir nur sagen, wenn Herr Florentin van der Roos noch lebe, so müsse es dieser Westritz sein. Solche Aehnlichkeit habe er nie gesehn. Ich sagte ihm, er wäre ein Narr, und das glaube ich auch. Roos — Vincenz, — wie kann dich diese Dummheit so alteriren!" setzte er hinzu, als er den Schwager aufspringen, sich dann aber wie schwindlig mit beiden Händen auf das Pult stützen sah. Seine Gesichtsfarbe wechselte dabei von Leichenblässe in Purpurröthe.

Der Bürgermeister sprang auf und setzte die Pfeife hin. „Um Gotteswillen, Schwager — was ist's?" fragte er erschrocken näher tretend. „Wetter — dir ist unwohl, — ich will —." — „Nichts, nichts!" murmelte der Andre und raffte sich augenscheinlich gewaltsam auf. „Nichts — rufe niemand!" fuhr er fort, „es ist schon gut! — Also das! — Also darum! Darum dieser — verfluchte Hochmuth! Diese — diese plötzliche Ueberhebung, dieser Trotz, diese ganze Predigt von Edelsinn und Tyrannei! — O Satan!" Er knirschte mit den Zähnen und hob die Augen zur Höh und schüttelte die emporgeworfenen Fäuste. „O Satan! — Aber nehmt euch in acht! Vincenz van der Roos lebt noch, und ich will meine Rache haben, und müßten wir alle daran verderben!"

Er stampfte mit dem Fuß nieder, daß die Fenster leise klirrten. Aber als hätte sich in diesem letzten Ausbruch seine Heftigkeit erschöpft, stand er dann plötzlich ruhig und einen Augenblick tief in sich versunken. Darauf warf er den Kopf auf, kreuzte die Arme über die Brust und sprach finsteren Blicks: „Kein Wort von dem, was du eben hier gehört. Vergiß es jetzt, du wirst schon einmal wieder davon erfahren." —

Neubank war ganz blaß geworden. „Aber nochmals — um Gotteswillen, Vincenz, was war das?" fragte er. „Was bewegte dich so bei der dummen Nachricht? Ich kenne dich gar nicht so." — „Und das sollte mich nicht bewegen, wenn ich im selben Athem höre, daß der Bube noch lebt und wieder hier ist?" war die langsame, schneidend betonte Antwort. Er biß die Zähne zusammen, und man sah's, wie seine Finger in den Arm griffen mit krampfhaftem Druck. „Oh — ich — doch genug, genug! Es wird sich finden." Er ging mit schwerem Schritt durch's Zimmer.

„Aber weßhalb glaubst du, daß er da ist? Weil der alte

Narr eine Aehnlichkeit entdeckt? Weil der Mann den Namen Westritz führt? — Lieber Himmel — es laufen da ja in allen Nachbarstädten zwanzig des Namens herum, weßhalb auch nicht anderwärts? Und es kann ja auch in Gottesnamen eine Art Aehnlichkeit da sein; der Mann mag ja so gut, wie du von der Familie des alten Balthasar abstammen. So was pflanzt sich wunderlich fort, taucht seltsam wieder auf; du selbst —." — „Laß es gut sein, Neubank. — Ich weiß, es ist Florentin. Darum! Oh — darum!" Er blieb stehn und preßte die Faust gegen die Stirn.

Der Alte hatte seinen Stock vom Tisch genommen und stieß damit jetzt heftig auf die Erde. „Aber in des drei Teufels Namen," sagte er ärgerlich, „weßhalb sollte Florentin seinen Namen verleugnen und so Versteck mit uns spielen? Wir können ihm den einen nicht nehmen und ihm die Stadt nicht verbieten. Will er nicht zu uns kommen — wir werden ihn doch nicht zu uns holen? Und die alte Geschichte, wegen der er damals dummer Weise das Hasenpanier ergriff, ist ja längst vorbei, und das Testament deines Vaters klar und unumstößlich." — Der Kaufmann lachte dumpf. „Glaubst du nicht gar, daß ich mich fürchte, im Unglücksfall die Bettelsumme an ihn bezahlen zu müssen, die ihm zugefallen wäre, wenn er sich nach des Vaters Wunsch und Willen betragen? Wenn's nur das wäre! — Und was geht ihn und uns die alte Geschichte an? Kinderei das! Meinst du wirklich, daß er deßwegen davonlief? Es ist zum Lachen — jetzt! — Damals —!" Er brach ab und zwischen die Zähne durch drängte sich ein seltsamer Laut; man wußte nicht, ob mehr Hohn darin war oder mehr Grimm, so klang er gemischt aus beiden.

Der Bürgermeister hatte den zornigen Mann schweigend und aufmerksam mit einem tiefernsten Blick seiner sonst so freundlichen

Augen verfolgt; es war, als ob auch aus all den Runzeln seines Gesichts der Ernst emporgestiegen wäre, und der joviale Zug um den Mund und die zufriedene Klarheit seiner Stirne hatten einer tiefen Sorge Platz gemacht. „Und wenn es nun wirklich Florentin wäre?“ fragte er endlich ernst. „Was geht dich das an, Schwager?“ — Der Kaufherr blieb stehn. „Dann — ich weiß nicht! — Die Stadt ist nicht groß genug für ihn und mich. — Er oder ich müßte hinaus,“ sprach er dumpf und abgebrochen. — Neubank war wieder blaß geworden. „Vincenz,“ sagte er stockend, „ich dränge mich nicht in deine Geheimnisse. Aber — war etwas daran — an dem, was man damals murmelte, — Magdalene —?“ — „Sei still! Kein Wort mehr!“ unterbrach ihn der Andere mit harter, drohender Stimme.

Nach einer Pause sah Neubank nach der Uhr, trank dann seine Tasse leer, zog den Ueberrock an und nahm Hut und Stock. „Verlasse dich darauf,“ sprach er, indem er des Schwagers Hand zum Abschied faßte und schüttelte, „ich werde sorgen, daß wir bald genaueres erfahren. Das läßt sich schon herausbringen. Ich denke aber noch immer, daß du dich irrst.“ — Vincenz schüttelte heftig den Kopf. „Du wirst sehn!“ erwiderte er. „Ich irre mich nicht. — Gott befohlen, Schwager. Grüße daheim, ich sehe nächstens einmal ein.“ Mit diesen Worten begleitete er den Andern bis zur Thür, und als sich diese wieder schloß, kehrte er langsam zu seinem Platz am Pult zurück und lehnte daran mit gestütztem Haupt in tiefen Gedanken. Dann zündete er sich mechanisch eine Cigarre an und schritt, die Hände auf dem Rücken, schweigend und anscheinend ruhig auf und nieder.

Endlich klingelte er und sagte zu dem aufs neue hereintretenden alten Diener: „sieh nach, ob Philibert zu Hause ist. Er soll in einer Stunde zu mir kommen, ich habe mit ihm zu reden. Bestelle, daß ich nicht zu Tisch komme, setze ein Stück

Brod und eine Flasche Wein her und lasse mein Bett im Kassenzimmer rüsten; ich muß spät arbeiten. So, es ist gut; ich gehe aus, bin aber in einer Stunde wieder hier." Darauf schloß er sein Pult, löschte die Lampe auf demselben, während er die auf dem Tisch brennen ließ, nahm aus einem Wandschrank Hut und Mantel, ging grüßend durch die Comptoirs und verließ das Haus.

Kurt stieg mit einem Seufzer die Treppe hinauf und ging durch das Schlafzimmer der Herrschaft und den kleinen Korridor, der von hier aus die beiden Gebäude verband, in den Altenbau, wo im obern Stock, wie gesagt, die Gemächer der Kinder des Hauses lagen; die der Söhne waren die letzten in der Reihe gegen den Garten zu. Philiberts Stube war dunkel; im Zimmer nebenan saß Victor am Tisch und schrieb, wußte jedoch über den Bruder keine Auskunft zu geben, als daß er ihn vorhin gesehn, später aber seinen Schritt im Korridor gehört habe. Kurt ging also zurück und, als er in einem vordern Zimmer Stimmen hörte, klopfte er an und trat ein. Es war die Stube der beiden Töchter.

„Was gibt's schon wieder? Was willst du, Kurt?" fragte das schlanke Mädchen, welches mitten im Zimmer stand und, in ihrer Rede unterbrochen, dem Eintretenden das finster blickende blaue Auge zuwandte. „Werde ich schon wieder gerufen?" — „Das nicht, Fräulein Helene, ich suche den jungen Herrn Philibert," war seine Antwort. — „Du spürst wohl an dem Rauch, daß er da ist, da liegt er!" versetzte sie, und zugleich ward eine andere Stimme laut, die erste heitere, die man im Hause heut vernommen, und sie sprach: „na, Gott sei Dank, kommt denn die Reihe doch auch an mich! Kurt, du bist wie ein Wirbelwind und kehrst uns alle zusammen. Was will man nun auch noch von mir armen Menschen?" Dabei erhob sich der Sprecher auf dem Ellenbogen aus den Kissen des Sophas, auf dem er der Länge nach lag, und zeigte sein munteres Gesicht im hellen

Schein des Lichtes auf dem Tische. Der Alte richtete seinen Auftrag aus.

Philibert ließ seinen Kopf auf die Kissen zurücksinken und stieß aus seiner Cigarre eine mächtige Rauchwolke aus. „Schweres Tagewerk!“ sprach er. „Zuerst neun wohlgemessene Stunden Arbeit, dann mit einem Narrn von Bruder zanken, dann einer thörichten kleinen Schwester die Leviten lesen, nun der Alte! — Sapperment, ich bin mir doch keines Fehltritts bewußt! Was will er von mir, Kurt? Warum erst nach einer Stunde? Stört mir der verehrte Herr Papa meinen ganzen Abend! Warum nicht gleich, Kurt?“ — „Der Herr Papa ist ausgegangen,“ erwiderte der Alte; sein trübes Gesicht hatte durch die Heiterkeit des jungen Mannes ebenfalls einen freundlichern Ausdruck gewonnen.

„Ausgegangen?“ fragte Helene überrascht. — „Haha?“ machte der Bruder ebenso erstaunt und erhob sich auf's neue. „Gott bewahre,“ setzte er hinzu, „was fällt dem Thurm- und Rosenhause heut alles ein! Das scheint bedenklich zu sein. — Allons, Kurt, alter Schatz, mache dich auf deine Spazierhölzer, paß' auf, wenn der Alte nach Hause kommt und sag's mir. Ich bin neugierig und habe keine Zeit.“ — „Gott erhalte Ihnen den frohen Sinn, Herr Philibert,“ sagte der Alte kopfschüttelnd, „aber heut scheint's mir keine Zeit zum spaßen. Es ist ein böser — böser Tag.“ — „Bah, Schatz, es sind schon ebenso schlimme dagewesen, ohne daß es den Hals gekostet,“ entgegnete jener munter und stand auf. — „Grade, wie der Herr Großvater! Gott erhalt' es ihm!“ murmelte Kurt im Hinausgehen.

Philibert setzte sich wieder. „Fahre fort,“ sagte er und sah zur Schwester empor, die noch immer mit gekreuzten Armen auf ihrem früheren Platze stand, „du wurdest in einer höchst vortrefflichen Explikation unterbrochen. Schade, daß Victor sie nicht gehört hat, er könnte sie zu einer neuen Novelle gebrauchen.“ —

„Du bist ein herzloser Mensch," erwiderte sie heftig. — „Freilich, ich räuchre deine und Gretchens Stube ein. Gretchen fällt mir dafür um den Hals —." — „Die!" unterbrach sie ihn verächtlich. — „Ja, Schatz, die, die ist viel vernünftiger als du, glaub's nur!" sprach er ein wenig scharf. „Es ist ein kleines liebes, sanftes, weiches Ding und weint ein wenig gar zu leicht, aber sie hat ein treues Herz, kriegt nur selten thörichte Einfälle und läßt sich dann wenigstens von ihrer Thorheit überzeugen." — Sie wandte ihm plötzlich den Rücken zu und ging gegen das Fenster. „Ich habe nichts mehr mit dir zu reden."

„Lauf du in Gottesnamen; ein Wort sollst du doch noch von mir hören," versetzte er und streifte ruhig mit dem Finger die Asche von der Cigarre. „Sieh — entschuldige, ich habe da die Asche auf den Leuchter geworfen, aber du kannst sie auf deine Pflanzen streuen. Sie haben, wie ich gestern sah, Ungeziefer, und dagegen ist Cigarrenasche probat. — Also sieh, du stolze Helena, — der Mutter ist die Sache nicht lieb; der Vater ist fest dagegen, und mit Recht; ich würde es in seiner Stelle gegen eine solche Narrheit — ja, zucke nur die Achseln! — gegen eine solche Narrheit und Unmanierlichkeit auch sein. Der Großmutter hast du kluger Weise kein Wort gesagt — du kennst ihre Antwort. Und du selbst endlich, du stolze Helena, bist innerlich in deinem Stolz über diese Unschicklichkeit auf's tiefste verletzt, — mit Recht, setze ich hinzu, ich würde es auch sein, und jeder." — „Ist dein Geschwätz nun zu Ende?" unterbrach sie ihn und trat rasch und heftig zu ihm an den Tisch. — „Nur sachte, sachte, du kleiner Zornkopf!" erwiderte er lachend. „Also trotzest du bloß noch aus Trotz. Und das, Helenchen, gib auf. Nützen thut es dir nicht, ja, du willst gar nicht einmal einen Nutzen davon — und uns verdirbst du auch die paar freien heiteren Stunden, die es in diesem dunklen alten Hause überhaupt noch gibt. So,

das war's." Er stand auf und schüttelte seine durch das Liegen verschobenen Kleider zurecht.

„Ja," sagte sie mit einem verächtlichen Zug um den kleinen Mund, „ja, du hast nichts im Kopf als deine Bücher und dein Glas Wein am Abend, und die herzlosen Späße deiner Gesellen. Für die Deinen hast du nichts in dir, und von Ernst nie etwas gewußt." — „Nein, Gott sei Dank!" sprach er, „wenn das ein Erbtheil unseres Hauses ist, daß die Menschen darin Narren oder Sauertöpfe sein müssen, so bin ich enterbt. Aber, mein Kind," fuhr er fort, und plötzlich schoß durch seine Augen ein Blitz, der sie, selbst trotz der Brille, denen des Vaters ähnlich genug erscheinen ließ, „wir wollen erst sehn, ob ihr mit eurer Starrheit, ihr mit eurer Herrschsucht, ihr mit eurem Trotz, mit eurer Demuth, eurer Milde, und wie das Zeug alles heißen mag, eher wieder Glück und Segen, Frieden und Ordnung im Hause schafft, als ich mit meinem leichten Sinn und meinem — Gott sei Dank, leichten Herzen. Sei unbesorgt, Helene, ich kann auch ernst sein. Aber alles nach Bedürfniß!" Er nickte ihr bekräftigend zu und ging aus der Thür.

Betroffen starrte sie ihm einen Augenblick nach, dann riß sie die Thür auf, sprang auf ihn zu, umschlang ihn mit beiden Armen und rief leidenschaftlich: „Philibert, Bruder, geh' nicht von mir! Bleibe hier und rede noch mit mir, ich habe niemand als dich. Ich will ja gut sein — aber eure Befehle — eure verständigen Worte sind furchtbar. Ich lasse mich nicht zwingen." — Er führte sie ins Zimmer zurück. „Kind, Kind," sprach er lächelnd, „wer will das? Wozu nur gleich so wild? — Komm, setze dich zu mir; ich will nicht gehen, denn wie du jetzt bist, habe ich dich lieb und kann mit dir reden."

Er zog sie auf seinen Schooß, und als sie ihren schönen blonden Kopf auf seine Schulter gelegt, sprach er freundlich und

liebevoll auf sie ein, und sie antwortete, sie lachte und weinte, sie schüttete ihr ungestümes Herz aus; — der Bruder hatte ihr nie so nahe gestanden, nie hatte sie ihn so herzlich gefunden. Erst als Kurt ihn zum heimgekehrten Vater rief, trennten sie sich, und sie fand sich ruhiger und zufriedener, milder und — man möchte sagen: heiterer, als seit langer Zeit.

Bevor Philibert hinabging, sah er bei Victor ein, den er noch eifrig bei der Arbeit traf. „Ueberschaffe dich nicht!" sagte er lachend, indem er sein Licht an dem des Bruders anzündete. „Wie ist's? Kommst du heut Abend mit mir? Du solltest ein wenig hinaus, um dir die Grillen zu vertreiben." — Victor schüttelte finsteren Blick's den Kopf. „Nein," versetzte er, „ich muß noch arbeiten. Du weißt, ich soll und will mir jetzt selbst mein Brod verdienen."

Einen Augenblick sah Philibert ihn verwundert an, dann rief er verdrießlich: „Gott bewahre mich vor all den Trotzköpfen! Ein bischen Humor, o nur ein kleines bischen Humor! Aber eure tragischen Einfälle hole der Henker!" Er eilte hinaus; Victor setzte sich nach einer Weile wieder schweigend zur Arbeit.

Als Philibert mit einem Bekannten plaudernd bald nach neun Uhr aus dem Weinhause kam, wo er ein paar Abendstunden zuzubringen pflegte, ging nahe bei der Johanniskirche auf dem Trottoir ein Mann an ihnen vorüber, mit fest um die Schultern gezogenem Mantel und so tief in die Stirn gedrücktem Hut, daß man zumal bei dem spärlichen Licht der Oellaternen seine Züge nicht erkennen konnte. Philibert blieb stehn. „Victor, bist du's?" fragte er halblaut. — Der Mann ging jedoch ruhig weiter.

„Komm," sagte Philibert hastig zu seinem Begleiter, „laß uns ihm nachgehn, ich muß wissen, wo er bleibt. Wenn das

nicht mein Bruder ist — aber was hätte der hier jetzt zu suchen?" — Der Freund lachte. „Du bist nicht gescheut, Roos. Es werden doch auch andere Leute hier gehen, die nach Mantel und Hut Victor ähnlich sehen. Es war gar nicht sein Gang." — „Doch, doch! Lehre du mich Victor nicht kennen!" versetzte er im Weitergehen; sie hatten sich gewendet und schritten dem Manne nach; und da der Verfolgte sich nicht beeilte, konnten sie ihm trotz der dunklen Nacht bequem nachgehn, ohne befürchten zu müssen, daß er ihren Augen gänzlich entschwinde, oder daß ihm ihr Folgen auffallen werde.

In der Johannisstraße, die sich vom Kirchplatz aus durch den ältesten Theil der Altstadt zieht, trat der Fremde in ein großes ziemlich übel aussehendes Haus, das mit Ausnahme von zwei kleinen Fenstern im zweiten Stock ganz dunkel war. Aus einem jener Fenster schaute ein Kopf, der eben, da die beiden Folgenden gleichfalls bis zur jetzt verschlossenen Thür gelangten, zurückgezogen ward. Gleich darauf flatterte ein Vorhang weit und weiß in in die Nacht hinaus, und durch die tiefe Stille rings hörten sie den jubelnden Ruf einer hellen jungen Stimme zu sich niederklingen: „Victor, lieber Victor!"

Die Freunde schritten ohne Aufenthalt weiter. „Siehst du wohl?" fragte Philibert gedämpft, — „Ei, ei, ist dein Bruder auf solchen Wegen?" erwiderte der Andre. „Es heißen freilich auch andere Leute Victor, aber sei es, wer es sei — der Teufel! Ich beneide ihn! Die Stimme war Gold werth!" — Sie gingen unter dem Plaudern des letzten Sprechers weiter; Philibert war einsilbig geworden und blieb es, bis sie schieden.

Daheim eilte er sogleich zu ihren Zimmern. Victors Stube war verschlossen, und es regte sich nichts darin, so viel der Bruder auch an die Thür klopfte.

Drittes Kapitel.

Eine helle junge Stimme.

Nirgends erkannte man den grenzenlosen Verfall der Stadt und die Armuth ihrer Bevölkerung so deutlich, wie in jenem Theile, den man die Altstadt nennt und der sich vom Güllen-damm, von dem hohen Markt und der Johanniskirche aus gegen Osten zieht. Enge und krumme Straßen und Gassen zogen sich winkelvoll und schmutzig, dumpf und finster zwischen elenden, verräucherten und in ihren Mauern kaum noch zusammenhängenden Häusern hin; hie und da waren auch einmal Gärten dazwischen, oder große Räume, die im günstigsten Fall zu Zimmerplätzen benützt wurden, oder es zeigten sich ganz wüste Plätze, wo Schutthaufen von Unkraut überwuchert lagen, oder die Kellerräume der früher einmal dort gestandenen Häuser aufklafften. Belagerungen und große Brände hatten vor Zeiten hier besonders furchtbar aufgeräumt, und was neugebaut wurde, mußte, da der reichere Theil der Einwohner in andern Stadttheilen wohnte, aus den Ruinen zusammengeflickt werden, oder zeigte sich im günstigsten Fall auf das ärmlichste und nüchternste erbaut, wie es die Mittel

erlaubten, wie es die Baukunst des vorigen Jahrhunderts zu schaffen gezwungen war.

Die Johannisstraße, welche diesen ganzen Stadttheil auf eine Weise durchschnitt, daß man glauben konnte, die Erbauer hätten sich bei der ersten Anlage die Willkürlichkeit eines sich windenden Bachs zum Muster genommen, zeigte und bewies alles soeben Gesagte auf das traurigste, und das Haus, bis zu dem die beiden Freunde den Unbekannten verfolgt hatten, enthüllte alles mögliche, sowohl die geringen Mittel oder den Geiz der Erbauer und Besitzer, wie die Geschmacklosigkeit des Baumeisters und die Unbrauchbarkeit des verwendeten Materials. Seine Vorderwand hing schief und bauchig, die frühere Färbung war vor Staub und Rauch längst nicht mehr zu erkennen, hin und wider zeigte sich das nackte Mauerwerk, wo der verwitterte Mörtel nicht länger hatte haften wollen; hie und da war an den untern Theilen auch eine solche Stelle wieder nothdürftig ausgebessert und stach jetzt in ihrer hellen Färbung erst recht widerlich ab, etwa wie bunte Lappen auf einem schmutzigen und geflickten alten Gewande. Das Dach hatte sich mit seinen dunklen, hier und dort mit Moos überwachsenen Ziegeln gesenkt, in der am untern Rande hinziehenden Wasserrinne wuchsen Grasbüschel und kleine Kräuter, zwischen denen die Vögel ihr lustiges Wesen trieben, oder auch zuweilen eine alte fette Ratte spazieren ging und durch die kleinen Blätter auf die Straße niederlauschte.

Im Parterre waren die Fenster — man begriff diesen Ueberfluß nicht — mit eisernen Gittern versehn. Lieber Gott, wer konnte arm genug sein hier einbrechen zu wollen, und was konnte man hier des Mitnehmens werth finden! Die Scheiben hinter den Gittern waren grau von Schmutz und anscheinend vollkommen undurchsichtig. Im ersten Stock war es wenig anders, nur daß hier auch zuweilen ein Blatt Papier die Stelle des

Glases vertrat oder eine Lücke durch ein paar Lumpen ausgefüllt wurde. Um so seltsamer stach dann von diesem Schmutz und dieser Unordnung der niedrige zweite Stock ab, wo sich nicht nur heile, sondern auch helle Fenster zeigten und hinter den Scheiben sogar weiße und bunte Vorhänge und allerlei grüne und blühende Gewächse zu sehn waren. Man konnte ordentlich Lust kriegen, die kleinen Gemächer dort oben kennen zu lernen.

Ganz leicht wäre solch ein Gelüst jedoch keineswegs zu befriedigen gewesen, denn Eintritt und Aufgang konnten für einen Uneingeweihten lebensgefährlich werden. Auf dem halbdunklen Hausflur drohte die meistens geöffnet stehende Fallthür des Kellers dem sorglos Eintretenden mit einem höchst bedenklichen Sturz in die tiefen Gewölbe; die ganz dunkle Treppe war heimtückischer Weise jeglichen Geländers beraubt, ihre Stufen knarrten und knackten unter dem leichtesten Fuß und gewährten dem Hinaufsteigenden einen reichen Stoff zu allen möglichen Ueberlegungen. Dann kam wieder ein dunkler Flur und eine noch dunklere Treppe, und erst dann fand man sich auf einem kleinen Vorplatz, der aus einer Gott weiß wie weit entfernten Oeffnung und durch Gott weiß welche Spalten in der Bretterdecke eine Art von Dämmerung erhielt und Spuren eines Besens zeigte. Links war an einer Thür ein Papierzettel, eingefaßt mit schwarzen Strichen und beschrieben mit dem Namen: „Wittwe Rümpler, Wäscherin und Plätterin.“ Und gradezu sah man an einer weitern Thür einen — der verehrte Leser möge das gefälligst nicht für Uebertreibung halten, denn es ist die reine Wahrheit! — einen blank geputzten Messinggriff, von dem man wirklich jenes uralte Wort hätte gebrauchen können: wie kommt Saul unter die Propheten? — Er war aber da.

Durch eine richtige Benützung des ebenerwähnten Luxusgegenstandes gelangte man endlich in ein niedriges und wenig

geräumiges Zimmer, welches jedoch helle und ganze Fenster und weiße Vorhänge hatte, und dessen Einrichtung eine höchst auffällige Mischung von Dürftigkeit und einer Art von Luxus zeigte. Die Wände wurden nie mit einer Tapete überspannt, die Mörteldecke an ihnen war mit heller grauer Farbe übertüncht, die ebenso gefärbte Decke mit einem schmalen rothen Streifen eingefaßt und in der Mitte mit einer kleinen Rosette verziert. Aber über dem grünbezogenen Sopha links und über einem Tischchen rechts zeigten sich ein paar recht hübsche Aquarellbilder, der kleine Spiegel war sehr gut und in einem schönen alterthümlichen Rahmen; die übrigen Möbel paßten nicht zusammen, waren jedoch wohlerhalten und glänzten von Sauberkeit, in dem einen Fenster grünten und trieben schöne und meistens sogar ausländische Pflanzen in üppigster Gesundheit, und im Hintergrunde endlich neben dem kleinen eisernen Kochofen tickte eine Schwarzwälder Uhr und wallten lange grüne Vorhänge sauber und zierlich hernieder, die vermuthlich einen kleinen Alkoven den Blicken Neugieriger verbergen sollten.

Im zweiten Fenster standen nur zwei Rosenstöckchen mit Knospen bedeckt, dahinter barg sich ein sehr geschmackvolles, ganz modernes Arbeitstischchen mit einem einfachen Brettstuhl davor, und rückwärts davon stand an der Wand ein altes Bücherbrett, in dem aber nur auf dem obersten Borde einige Bücher zu finden waren, während in den untern Fächern allerlei bunt gefärbte Kartons, eine kleine Handpresse und ein paar große zugebundene Mappen ruhten. Ueberall zeigte sich Ordnung und Sauberkeit und ein Sinn für Wohnlichkeit und ein Geschmack, der an diesem Ort und selbst bei der ehrsamen Wäscherin Rümpler nicht wenig auffallen mußte.

Die brave Wittwe bewohnte diesen Raum aber auch nicht, sondern hatte ihn vor einem Jahre an ein junges Mädchen ver-

miethet, das seitdem mit seinen kleinen Habseligkeiten, mit seinem einfachen Sinn, seiner Ordnung und seinem natürlichen guten Geschmack darin fröhlich haushielt.

Die Kleine lebte so still, so einsam und anspruchslos, daß die Nachbarschaft noch immer wenig oder nichts von ihr wußte, daß die Meisten sie nicht einmal kennen mochten. Ihre Figur war schlank und anmuthig, ihr Gesicht frisch und lieblich, ihr Gang elastisch, jede Bewegung frei und rund, so daß sie in andern Verhältnissen und in andern Kreisen sicher Aufsehn erregt hätte; allein in der Nachbarschaft war niemand, der darauf besonders achtete; die Leute hatten keine Zeit neugierig zu sein und mußten mehr ihrem Geschäft als einem hübschen Gesicht nachlaufen. Ueberdies ward die Kleine auch nicht viel sichtbar; ihre seltenen Gänge geschahen am zeitigen Morgen oder am späten Nachmittage, und aus dem Fenster sah sie selten oder nie, so oft sie es auch der frischen Luft wegen geöffnet hielt. Gegenüber lag zwischen zwei alten rauchigen Häusern ein großer Garten, in den sie von ihrem Arbeitsplatze aus weit hineinsehen konnte, und zur Erwiderung blickten ihr nun nur verständige alte Bäume in die Fenster, lustige Gesträuche und zu Zeiten glänzende Blumen schauten zu ihr hinauf, weiche Rasenstücke lockten und labten ihre müden Augen. Die kannten die Kleine alle, und die Kleine kannte sie, denn wenn ihr Blick von der Arbeit ließ, schlüpfte er hinüber in den stillen, freundlichen Raum.

Man hörte nicht viel von ihr, denn, so heiter sie auch stets erschien, zu einem summenden Gesang erhob sich ihre Stimme selten und noch seltener zu einem frischen, herzlichen Lachen; sie war fast stets daheim und einsam. Und man wußte auch nicht viel von ihr. Die Handelsleute, wo sie ihre kleinen Bedürfnisse holte, nannten sie ein braves, liebes Kind, das immer munter sei und immer bezahle. Die dicke rothe Magd der Wäsche-

rin lachte nur, wenn von dem jungen Mädchen die Rede war, und meinte, es sei ein „spaßiges und gutes kleines Thier,“ das den Kopf immer voll Weitläufigkeiten und Einfällen habe, wie sie keinem andern Christenmenschen kämen. Und die Wäscherin endlich behauptete lakonisch genug: sie heiße Regine Stephani, sei Musterzeichnerin für eine große Stickereihandlung, mache außerdem auch künstliche Blumen, sei zwanzig Jahre alt und ein ehrliches Mädchen. Damit habe sich die Polizei begnügt und es sei für jedermann genug. Gegen ganz genau Befreundete setzte sie bei besonders guter Laune noch hinzu: die Regine habe auch einen Schatz, es sei ein Maler, und die beiden bunten Schildereien im Zimmer von ihm. Er komme fast nur Abends und gehe spät weg. Aber Unrechtes passire nicht; sie wollten sich heirathen und seien brave Kinder, die Gott vor Augen hätten.

Ja, aus dem Fenster sah Regine selten, sie wußte nichts von Sorgen, war stets zufrieden und heiter bei ihrer Arbeit; allein an diesem Abend hatte sie Mappen und Kartons an ihren Plätzen gelassen, den einen Flügel ihres Fensters geöffnet, sich selbst in ein dickes Tuch gewickelt und sich hinausgelehnt, um recht weit hinaussehn zu können in die, um diese Zeit bereits stille Straße. Die Rosenstöcke waren auf das Tischchen zurückgestellt, damit sie nicht von der kalten Nachtluft Schaden nähmen; die Vorhänge hatte sie vor beiden Fensternischen zugezogen, so daß die an dem ihren jetzt zwischen ihr und dem Zimmer niederfielen und sie ganz in dem engen kleinen Raum isolirten. Da lehnte sie oder kniete auch auf dem Stuhl und spähte hinaus, so weit sie's vermochte; zuweilen seufzte sie leicht oder schlüpfte durch den Vorhang ins Zimmer zum Tisch, wo eine kleine zierliche Lampe brannte und sauberes blaues Theegeschirr stand, das sie dann immer aufs neue umordnete; oder sie schob einen Stuhl in eine andere Richtung und lauschte plötzlich ange-

strengt mit geneigtem Köpfchen und fuhr wieder zurück in das kleine Kabinet am Fenster. Und das ging lange so fort; sie horchte und schaute, sie seufzte und stampfte auch einmal mit dem kleinen Fuße ungeduldig auf den Tritt, oder sie murmelte sogar ganz zornig: „nein, das ist gar nicht auszuhalten! Der böse Mensch! — Jetzt sehe ich aber nur noch fünf Minuten hinaus.“

Da kam ein ruhiger, gleichmäßiger Schritt die Straße entlang — das war er! — Er stand vor der Thür, er sah hinauf. Sie beugte sich zurück, bis er eingetreten, dann sah sie wieder hinaus. Er mag mich hier finden, dachte sie trotzig, ich sehe mich gar nicht um nach ihm, gewiß nicht! Er hat mich so lange warten lassen! — Aber dennoch wandte sie den Kopf, der sich über dem dicken Tuch, welches ihre Schultern umhüllte, wunderbar klein und zierlich ansah, wie ein kleiner lauschender neugieriger Vogel, und horchte nach dem Heraufsteigenden; dennoch trat sie vom Fenster zurück und hörte nichts von den folgenden Schritten auf der Straße. Nun war er oben — er öffnete die Thür — er blies das Zündlichtchen aus, das ihm über die Treppen geleuchtet — der Vorhang flatterte im Zuge vor ihr weg zum Fenster hinaus — da flog auch sie ihm entgegen, selbst so leicht und duftig, wie der luftige Stoff, und warf ihm die Arme um den Nacken, und schmiegte den Kopf an seine Schulter und hob die großen, blitzenden, hellbraunen Augen so leuchtend und so glückselig empor zu den seinen und jubelte: „Victor, lieber Victor!“

Das war die helle junge Stimme, so lockend und fröhlich wie der Ruf eines wilden Vogels, so hell und klingend wie ein ächtes, reines Metall, und sie klang dem Mann da vor ihr auch bis mitten in das Herz.

„Regine,“ sprach er sanft, nachdem er sie einen Augenblick stumm und tiefbewegt angesehn, und nahm ihren lieblichen kleinen

Kopf zwischen seine Hände und drückte seine Lippen flüchtig auf Stirne, Augen und Mund, — „Regine, meine Maiblüthe, habe ich dich wieder? Bin ich endlich wieder bei dir und fühl's, daß du, liebes Menschenkind, mich so unendlich lieb hast?"

Sie rührte sich nicht, die langen, schwarzen Wimpern lagen fest an den geschlossenen Augenlidern, und ein leises Lächeln zog sich um die feinen, halbgeöffneten Lippen. „Sei still," flüsterte sie endlich, „küsse mich!" Und ihr Arm schlang sich fester um seinen Nacken. Aber als sein Kuß noch einmal ihre Augen gestreift hatte, fuhr sie empor, sank dann zwischen seinen Armen schnell wie eine Schlange hinab und entglitt ihm, sah ihn lustig an, warf ihm einen Kuß zu und flog lachend durch's Zimmer, um das Fenster zu schließen. „So," sprach sie zurückkehrend, und deutete auf den Brettstuhl am Tisch, „da setz dich jetzt und koche gleich Theewasser. Nachgrade kannst du auch was thun; wozu hab' ich dich lieb, wenn du mir gar nicht zu Hülfe kommst? Alles kann ich nicht besorgen, und wenn ich mich noch so viel rühre."

Er lachte und folgte ihren Worten, zog die Maschine herbei, zündete den Spiritus an, deckte die Glocke über die Lampe. „Das hättest du auch thun können," sprach er dabei, „dann hättest du keine Zeit zu unnöthigen Dingen gehabt — hättest nicht aus dem Fenster gesehn — nicht das Tuch umgebunden, das ich nicht leiden kann —." — „Ei ja," sagte sie, indem sie hie und da im Zimmer umherkramte, „du meinst immer, man hat nichts andres zu thun, als was du siehst und denkst." — „Und was war's jetzt, das ich nicht sähe und dächte, du kleine vielgeplagte Regine?" —. „Hm!" Sie stand vor ihm und sah ihn mit komischem Ernst an: „hab' ich etwa nicht auf dich zu warten gehabt? Nennst du das keine Arbeit? Das ist viel schlimmer als Blumenmachen und Musterzeichnen."

Er sah sie zärtlich an und bot ihr seine Hand hin. „Komm, Regine, ich will dir das Tuch abnehmen.“ — „Koche du nur dein Wasser,“ versetzte sie lustig, sprang zu ihm hin, legte einen Augenblick ihre Wange schmeichelnd an seinen Kopf und hockte, da er sich rasch zu ihr wandte, mit einem Satze bereits in der Ecke des Sophas und knupperte an einem Bisquit, indem sie sorglich die Hand darunter hielt, daß kein Krümchen auf ihr Kleid oder den Fußboden falle. „Koche du dein Wasser,“ wiederholte sie zwischen dem Essen, „mich hungert, und daran bist du schuld. Weßhalb kamst du nicht? Da wartete ich, und dann sah ich aus dem Fenster, und dann ward mich frieren, und dann band ich das Tuch um, das du nicht leiden kannst. Siehst du, es ist alles deine Schuld.“

Er legte sich an die Stuhllehne zurück und sah sie kopfschüttelnd an. „Thörichtes Kind,“ sagte er wiederum lächelnd, „du weißt doch, daß ich niemals vor neun Uhr zu dir kommen kann. Was wartest du also?“ — „Ich denke aber jedesmal, daß du's könntest,“ erwiderte sie, „und dann — da!“ Sie deutete schelmisch auf die Uhr, die allerdings beinah halb Zehn anzeigte, stand dann auf und trug die Krümchen zum Napf neben der Thür. Er schob seinen Stuhl ein wenig zurück und verfolgte ihre Bewegungen mit träumerischem Blick. „Regine!“ flüsterte er, und da war sie auch schon bei ihm und setzte sich auf seine Kniee und meinte lachend: „so knüpf' es nur auf; ich weiß doch, du bist nicht eher zufrieden. — Gott, wenn ich den Menschen nur nicht so furchtbar lieb hätte!“ — Er löste den Knoten des Tuchs und warf es hinüber auf den Sopha und zog sie dann leise an sich. Sie legte ihm den Arm um den Hals und das dunkle Köpfchen an seine Wange. „O wie gut ist's, daß du einmal wieder da bist,“ sprach sie innig. „Acht Tage, sieh, die sind so lang!“ Sie saßen einen Augenblick schweigend;

er fühlte in seinem Innern ein so friedenvolles, unnennbares Glück, daß er es durch kein Wort stören mochte.

Das Wasser begann zu kochen, als sie aufstand, das Tuch zusammenlegte und in den Alkoven trug. Dann strich sie mit beiden Händen ihr dunkles Haar glatt, das im dicken Scheitel sich an die leicht gerötheten Wangen legte, und da er nach der Theebüchse langte, sprang sie hinzu und nahm sie ihm lachend fort, indem sie meinte, das sei ihr Geschäft, sie wolle nicht von seinem starken Thee, der sie nachher die ganze Nacht nicht schlafen lasse. Er ließ sie still gewähren, und als alles bereit, das Wasser aufgegossen und die Maschine auf die Seite gebracht war, setzte er sich zu ihr auf den Sopha, zog sie an sich, daß ihr Kopf wieder an seiner Brust ruhte, und ließ sie plaudern und lauschte gedankenvoll und andächtig, denn ihr Plaudern war wie das einer jeden Frau, die liebt und geliebt wird — voll Zauber.

„Victor," sagte sie jetzt nach einer Pause, „ich fühle es recht, du mußt mich nicht so lange allein lassen; du sollst ja nicht auf lange kommen, du sollst mir nur einmal über das Haar streicheln, mich einmal Regine heißen, mich dein Kind nennen. Du hast mich so an dich gewöhnt, daß ich nur noch an dich denke, und von nichts mehr weiß und von nichts mehr was mag als von dir. Und acht Tage, die sind lang, so einsam! Da denke ich so viel an dich, wie du bist und wie lieb du mich hast, wie es so gekommen zwischen uns und wo du nur so lange bleibst, wie du so himmelsgut gegen mich bist und doch so grausam, daß ich oft so lange nichts von dir sehe. Siehst du, das denkt man alles aus und kommt zuletzt auf lauter dummes oder grauliches Zeug. Denn weißt du, so was hat jeder Mensch an sich, und du neben all deinem Guten auch. Und ich will dir was sagen, Victor, weg von dir komm' und kann ich nicht, und wenn mir einmal eine Stunde lang bei der Arbeit was andres

durch den Kopf ging, kriege ich ordentlich einen Schreck und sage: Herr Jesus, Regine, Mädchen, was bist du schlecht! Da bist du nun so lange von ihm weggelaufen und willst doch immer bei ihm sein!" —

Als sie schwieg, drückte er ihren Kopf fester an die Brust und fragte: „nun, Regine, was denkst du denn grauliches von mir?" — „Daß ich dir stürbe, Victor, oder daß du stürbest," sprach sie und sah zu ihm auf. „Sterben ist schrecklich! Ich kann's noch nicht, Victor. Und siehst du nun gar, wenn du — du todt wärst, Victor — und wärst nicht mehr da — und hättest mich nicht mehr lieb —." Sie stockte, und in ihren Augen zitterten plötzlich große Thränen. — „Du hast recht," versetzte er sanft, und streichelte ihr Haar, „das ist allerdings ein trauriger Gedanke in deinem sonnenhellen Kopf. Aber nun," setzte er munterer hinzu, — „was denkst du denn dummes, wenn du alles Kluge und Traurige ausgedacht?"

Sie verwischte mit der Fingerspitze die Thränen. „Daß du mir untreu werden könntest, Victor," sagte sie schelmisch. — „Und weßhalb wäre das grade dumm von mir?" fragte er neckend. — „Weil du in deinem Leben kein Menschenkind finden würdest, das dich so lieb hätte wie ich, und weil du mich doch nimmer los würdest, denn die Regine vergäßest du nie, das weiß ich, Victor!" Sie hatte sich aufgerichtet und sah ihn mit glänzenden Augen an. — „Du hast wieder recht," erwiderte er kopfschüttelnd, „es wäre zu dumm von mir. Aber weßhalb denkst du das nicht auch einmal von dir?"

Sie sah ihn groß an, als verstände sie ihn nicht sogleich, dann aber zogen sich ihre feingezogenen Brauen leise zusammen, und sie sagte beinah heftig: „ach dummes Zeug! Wie wäre das möglich? So was kann man doch nicht denken, was gar nicht in der Welt da ist." — „Aber von mir glaubst du's, Regine?"

fragte er lächelnd. — „Glauben?“ entgegnete sie, „nein, aber ich denk's zuweilen. Das ist auch ganz was andres. Bin ich dein werth? Kann ich dich halten — für immer, ich armes Ding?“ — „Siehst du, Regine,“ sprach er plötzlich mit tiefem Ernst und sah sie forschend an, „das ist nun wirklich eine rechte Thorheit. Wie kommst du darauf?“ — Sie hatte ihre Augen vor seinem Blick gesenkt, nun schmiegte sie sich innig an ihn. „Warum läßest du deine Regine so lange allein, Victor?“ antwortete sie dabei. „Ohne dich bin ich eben eine thörichte Kreatur und habe gar kein Leben in mir.“

Es war ein finsteres Lächeln, das über sein Gesicht zuckte, allein er erwiderte für jetzt nichts und ließ den Blick gedankenvoll auf der Lampe ruhen. Sie hatte schon ein paarmal heimlich zu ihm aufgesehn, verwundert und ängstlich über diese lange Stille, als er sich endlich mit der Hand über die Stirn fuhr und fragte: „sag' mir, Regine, wie bist du auf diese Sachen gekommen? Aus dir ist das nicht — oder ist es? — Es ist, als ob alle Welt mich verläßt, — und wenn auch du an mir zweifeln —“

Sie fuhr auf wie eine Lerche, an deren Nest man mit dem Fuß gestoßen, so schnell und so grade, und sie stand vor ihm hochaufgerichtet mit beinah entsetzten Augen und rief: „Victor — aber Victor, was sagst du? Victor, was ist dir? Victor — ich sollte zweifeln an dir, und mein Herz schlägt nur durch dich?“ Sie warf sich auf seinen Schooß und schlang ungestüm die Arme um seinen Hals und preßte ihren Kopf an den seinen. „Victor — sei gut! Victor, sei mir nicht böse! Bitte — bitte — nicht böse!“ bat sie mit hervorstürzenden Thränen.

„Ich bin dir nicht böse, Regine,“ versetzte er besänftigend und strich leise über ihren Kopf; „aber du mußt mir ehrlich sagen, wie du auf solche Gedanken gekommen bist, wer dir solche Thorheiten vorgeredet. Denn aus dir selbst ist das nicht — ich

kenne dich viel zu gut, um das nicht zu wissen. Hat Mama Rümpler —?" — Sie hob den Kopf auf und lachte, trotz der Thränen in ihren Augen, herzlich wie ein Kind. „Victor — nein, Victor, wie kannst du so schlecht sein!" rief sie dazwischen, „Mama Rümpler ist ja ganz weg für dich — du bist ja ihre große Flamme — ich bin ja eifersüchtig auf sie! Und die —!" Sie brach aufs neue in ein so fröhliches Lachen aus, daß er der Heiterkeit des lieblichen Wesens nicht widerstehn konnte. „Du hast recht," sagte er gleichfalls wieder munter, „ich bin ein undankbarer Mensch, daß ich das so wenig erkenne."

Nach einiger Zeit legte sie beide Arme auf seine Schultern und sah ihn treuherzig an. „Nein, Victor, du liebster Mensch," sprach sie innig, „glaube mir, das ist schon immer in meinem dummen Kopf gewesen, er grübelt zuweilen. Aber zweifeln thu ich nie an dir, Victor, und ich geh' nicht von dir, bis du selbst mich gehn heißest. Und ich weiß, daß du nie von mir läßest, in Ewigkeit nicht! Und ich glaub's auch nie, daß uns die Welt trennen könnte. Denn wo zwei Menschen nur von vollem Herzen zusammenhalten, da ist der liebe Gott mit ihnen, und niemand bringt sie da auseinander. Das habe ich auch dem alten Herrn gesagt, der gestern wieder da war und meinte: wenn ich dein auch noch so sicher wäre, die Welt hätte schon mehr treue Herzen auseinander gebracht. Aber da habe ich ihm geantwortet: die hätten nur nicht die rechte Liebe gehabt; und wenn du ein Prinz wärst — du ließest nicht von der armen Regine. Und wir wären nicht nur so zusammengelaufen, habe ich ihm gesagt, wie schlechte Menschen thun, für heut und morgen; wir seien beide ehrlich und hätten uns das Wort gegeben und wollten einander heirathen, wenn du erst — Victor, du siehst so schrecklich ernst aus," unterbrach sie sich ängstlich, und mit einem bittenden Blick setzte sie hinzu: „Bist du nicht zufrieden mit mir?"

Als sie vorhin den alten Herrn nannte, hatte ein jäher Blitz seine braunen Augen durchzuckt, aber sie hatte es nicht bemerkt, und er ließ sie auch ausreden, ohne sie zu unterbrechen. Nun aber nahm er ihre Hände von seiner Schulter und fest in die seinen und fragte: „wer ist der alte Herr, der gestern schon wieder da gewesen? Und wann war er zuerst bei dir, Regine? Was bedeutet das?"

Sie schaute ihn verwundert an. „Ich hab's dir ja neulich erzählt, daß er hergekommen und nach meiner Mutter gefragt hat, die er vor langen Jahren kannte," antwortete sie. — „Davon hast du mir kein Wort gesagt, Regine. Wann war das?" — „Aber, Victor — mein Gott!" unterbrach sie ihre Erwiderung, „es ist ja auch richtig, es war am Sonntag, da er zuerst kam, und du bist ja seitdem nicht mehr hier gewesen. Aber sieh," fuhr sie fort, „ich hab' damals in meinem Sinn mit dir so viel darüber geredet, daß ich meinte, du selber seiest dabei gewesen." — „Und gestern?" fragte er wieder mit festem, beinah strengem Blick. — „Gestern? — Daran habe ich gar nicht gedacht, Victor. Ich habe mich bloß auf dich gefreut; wenn ich weiß, daß du kommst, ist alles andere weg." — Er schien auf ihre zärtlichen Worte wenig zu achten, denn, indem er ihre Hände los ließ und mit der Hand durch sein schwarzes Haar fuhr, sagte er nur: „so erzähle mir."

„Herr Gott!" rief sie plötzlich und sprang auf, ohne ihr Auge von ihm zu lassen. — „Was gibt's, Regine?" — „So was sah ich nie!" versetzte sie lebhaft und schlug die Hände zusammen; „Victor, wie bist du ihm eben jetzt so ähnlich, wenn dir die Haare ein wenig wild um den Kopf sitzen, und du so ernsthaft drein schaust — so gedrückt in den Augen! Es ist mir schon gestern so gewesen, wie er hier war — aber nun, das ist zum Erschrecken! Ganz — aber ganz gleich! Nur hat er

schon hie und da graues Haar. Nein — so was sah ich nie!" — Er lächelte finster. „Erzähle mir lieber; ich möchte auch vom innern Menschen etwas wissen."

Sie schüttelte leise den Kopf. „Victor, du bist so seltsam!" sagte sie und setzte sich wieder auf seine Kniee. „Davon ist nicht viel zu erzählen. Es ist ein alter Mann, vielleicht so an die Sechzig, aber noch strack und kräftig und mit stolz erhobenem Kopf. Säh' er nicht zuweilen so sanft und traurig aus, man könnte rechten Respekt vor ihm haben, zumal wenn er hie und da so ernste Blicke hat — dann ist er wie ein König, sag' ich dir." — Sie berichtete dann weiter, daß ihn Frau Rümpler am vorigen Sonntag zu ihr gebracht und ihr gesagt habe, der Herr sei vor langen Jahren in der Stadt gewesen und habe ihre Mutter gekannt und wolle nun wissen, wie es der und deren Tochter Regine ergangen sei. Dann seien sie beide allein geblieben, und der Alte habe viel gefragt und sich nach allem genau erkundigt, und als er erfahren, wie mühselig die Mutter sich durchgerungen und wie sie doch immer weiter ins Elend gerathen und dann endlich gestorben sei, — da habe er seine Hand auf die Reginens gelegt und habe gesagt: „sei still, Kind, ich hörte das schon — aber ich wollt' es nicht glauben. O über die Menschen — die Menschen! — Das arme — arme — arme Kind!" Und dabei sei in seinem Auge etwas gewesen — Regine wußte nicht, ob Gram allein oder auch Zorn daneben, so seltsam habe es darin durch einander geblitzt; aber es habe sie ganz für den alten Mann gewonnen, denn sie habe dran gemerkt, daß er ihre Mutter sehr lieb gehabt haben müsse. — Darauf erkundigte er sich auch nach ihrem Leben und wie es ihr bisher ergangen, und endlich sei er mit dem Versprechen geschieden, daß er wiederkommen werde. Er habe sie schon lieb, war sein Abschiedswort,

sie sehe grade so aus wie ihre selige Mutter und scheine eben so brav zu sein.

Darauf, erzählte sie weiter, sei er gestern wiedergekommen, habe mit ihr geplaudert, sich ihre Zeichnungen und Entwürfe zeigen lassen, manches gelobt oder getadelt, und endlich sich auch nach Victor erkundigt — wer der sei und was, wie sie lebten und was sie wollten? Und dabei hab' er denn auch gemeint: er sei der Mann nicht, der Zwei aus einander reiße, die sich wahrhaft lieb hätten; im Gegentheil, wenn sie glücklich wären, sollten sie fest aneinander halten. Aber er warne sie vor zu großer Sicherheit, — es komme so leicht was Trübes in das Glück, Abschied, Trennung oder Untreue; er wisse das am besten. Und da habe sie ihm das geantwortet, was sie vorhin Victor gesagt.

„Es ist schon so," war dann seine Entgegnung gewesen, „ihr seid alle gleich; so lange ihr liebt, denkt ihr an nichts Uebles. Deine Mutter war auch so und meinte, das Glück und der Segen ihres Lebens könne niemals enden. Gott gebe dir, mein Kind, daß du es anders und besser erfährst. Aber, aber!" hatte er warnend hinzugesetzt, ohne daß sie gewußt, was er damit sagen wollte, „es ist ein hartes, falsches Geschlecht, und es sind von jeher wenige darin gewesen, die von Liebe und Treue wußten; sie wußten nur von Handel und Geld und trotzigem Hochmuth. Möglich freilich — daß ihre Kinder anders wurden. Sie war edel und brav und das beste Geschöpf auf Gottes Erde!" — „Ich verstehe Sie nicht," hatte Regine dann gesagt, und er hatte mit trübem Lächeln gemeint: „das ist auch nicht nöthig. Ich dachte nur so an alte Zeiten und Menschen. Aber weißt du es denn von ihm selbst, daß er ein Maler ist?" fragte er plötzlich weiter, „und daß er so heißt — Victor Rosen — und wo er wohnt und wie er lebt?" — „Gewiß!"

hatte sie da gesagt, „das weiß ich alles, und wie sollte es anders sein? — Und wie könnte es auch anders sein?" setzte sie nun hinzu und umfaßte den Geliebten und sah ihm innig in die Augen.

Sein Gesicht blieb unbewegt im gleichen ruhigen Ernst, mit dem er ihre ganze Erzählung angehört hatte. „Das ist in der That ein seltsamer Kauz," bemerkte er jetzt, „was der wohl von dir will? An die sechzig Jahre ist er alt, meinst du?" — Sie sah ihn einen Augenblick fragend an und brach dann in Lachen aus. „Ja," versetzte sie, „eifersüchtig brauchst du auf den am wenigsten zu sein, Victor. Er sieht aus, wie ein ganz respektabler Großvater." — „Es war nicht deßwegen," sagte er freundlich und strich ihr über die Stirn, „ich möchte nur wissen, wer sich so für uns interessirt. Hat er nicht gesagt, wo er wohnt und wie er heißt?" — „Doch!" gab sie zur Antwort und sprang auf und ging zum Nähtischchen, „er wohnt gar nicht weit — gleich das dritte Haus vom Johanniskirchplatz — weißt du, wo jetzt der Tabakshändler wohnt mit dem Mohren vor der Thür; vor Zeiten war's meinen Großeltern zu eigen. Und da —" sie kam zurück und hielt eine Karte in der Hand — „darauf steht sein Name. Wenn ich was wollte oder wünschte, sollte ich sie versiegelt bei seinem Hauswirth abgeben; er werde dann helfen. Ich dürfe sie aber niemand zeigen, hat er mich versprechen lassen. Doch dich kann das ja nicht treffen," setzte sie unschuldig hinzu und reichte ihm das Blättchen hin. „Da ist's."

„Florentin Westritz." Er fuhr so jäh in die Höhe, als habe ihn ein elektrischer Schlag getroffen, daß er heftig gegen den Tisch stieß; Tassen und Tellerchen klirrten, und mit einem Ruf des Schreckens griff Regine nach der schwankenden Lampe. Er achtete nicht darauf; er senkte die Karte noch einmal gegen das Licht, als müsse er sich überzeugen, daß er richtig gesehn und noch einmal las er laut: „Florentin Westritz."

„Ist es möglich!“ sagte er und ließ beide Hände auf den Tisch sinken und sah mit einem starren Blick vor sich hin. „Onkel, bist du's — bist du da? — Aber, mein Gott —.“ Und erst nach einer Pause, welche die bestürzte Regine nicht zu unterbrechen wagte, wandte er den Kopf langsam zu ihr und fragte: „er sei mir ähnlich, sagtest du?“ — „Ja, Victor! Und eben jetzt so sehr, als wenn jemand zum Spaß dasselbe Gesicht jung und alt zeichnet. Aber —“ sie trat schüchtern zu ihm und legte leise den Arm um ihn, — „darf ich nicht wissen, was dich so bestürzt? Kennst du ihn?“

Er schüttelte den Kopf. „Vielleicht — es ist möglich! — Ja, es muß so sein. Aber warum —?“ sprach er mehr zu sich selbst, und erst nach einer neuen Pause, wo er wieder starr vor sich hingesehn, richtete er sich plötzlich auf und wandte sich rasch zu ihr: „wiederhole mir, was er von dem harten, falschen Geschlecht zu dir gesprochen.“ — Sie erfüllte seinen Wunsch schüchtern und befangen; der Geliebte war ihr so neu in diesem jetzigen Wesen, sie hatte ihn nie so gesehn, sie wußte nicht, was sie aus ihm, aus der ganzen Sache machen sollte.

„Es ist richtig,“ sagte er, als sie geendet, „er hat recht; so war's, so ist's. Aber *ihre* Kinder sind anders — und *sie* — o, du hast recht, Onkel! — *sie* ist Gottes edelstes Geschöpf.“ Er hatte sich von ihr los gemacht und ging gedankenvoll in dem kleinen Raum auf und nieder, der im Zimmer frei von Möbeln blieb. Sie stand noch am Tisch und verfolgte ihn mit bestürzten Blicken, bis sie endlich, als ob sie's nicht länger ertragen könne, auf ihn zu sprang und sich an ihn hing. „Victor,“ bat sie dabei, „sage mir, was du hast, was dir ist. Du bist so sehr — sehr seltsam. — Zürnst du mir? — Du hast gar kein liebes Wort für deine Regine.“

Da umfaßte er sie und drückte die schlanke, weiche Gestalt

so innig an sich, wie vorhin, da er gekommen, und indem er sie heiß und lange auf die Stirne küßte, sprach er heiteren Blicks: „ja, Regine, mein lieber — lieber Engelskopf, du hast recht, ich bin heut noch gar nicht bei dir gewesen — und so lange nicht mehr, Regine!" — „Bist du nun gewiß auch nicht mehr verdrießlich um den alten Mann?" fragte sie. „Glaub nur, er ist gut und meint es auch gut mit uns." — „Ich glaube wohl — ich will und muß ihn kennen lernen," sagte er und trat mit ihr zum Tisch. — „Wer ist er?" forschte sie. „Wie ich den Namen ‚Westritz' las, dachte ich zuerst an den reichen Kaufherrn van der Roos im Thurm- und Rosenhaus. Der heißt ja wohl eigentlich auch Westritz van der Roos? — Aber nachher fiel mir ein, daß auch in R. ein Kaufmann des Namens gewesen ist, als ich mit meinen seligen Eltern dort war." —

Er schaute sie lächelnd an und küßte ihre Hände. „Freilich, Regine," versetzte er, „das ist ein stolzes, hochmüthiges Haus, das da am Güllendamm; mit dem hat er nichts zu thun, denke ich. Wenn es der ist, den ich meine, ist es auch nicht sein ganz richtiger Name; er mag sich verstecken wollen." — „Und wer meinst du, daß es ist, Victor?" — Er lachte. „Neugierde, dein Name ist Weib! — Da willst du nun nichts mehr von mir als dies! O Regine, o! — Aber," fuhr er fort und setzte sich und zog sie bis an seine Kniee, „wenn er es ist, den ich meine, so ist's ein Verwandter von mir, den ich lange für todt hielt. Und wenn der es ist — dann kann alles noch gut werden." Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sprach weiter: „doch lasse nun alles gehn, wie es geht. Morgen ist auch ein Tag. Sag ihm, wenn er wieder kommt, nichts von diesem Abend. Hörst du, Regine? — Und nun, mein lustiger, flinker, kleiner Vogel — geschwind, räume den Tisch ab und

bringe deine Mappe. Ich bin neugierig, wie weit du mit dem Muster zum Brautschleier gekommen bist."

„So soll's sein, nun bist du wieder mein lieber — einziger Victor!" jubelte sie und klatschte in die Hände. Dann sprang sie zum Tisch und brachte singend das Theezeug auf die Seite und trug eine große Mappe herbei und breitete sie auf dem Tisch aus. Und als sie sich dann zu ihm auf den Sopha gesetzt und den Tisch nahe herangezogen, holte sie eins nach dem andern die saubern Blätter hervor, auf dem die Muster zu der Bordüre und dem Grunde eines Schleiers entworfen waren, und legte sie ihm vor.

„Wenn das nur auch auszuführen ist," sagte er nach einer langen Pause. — „O, unsere Stickerinnen sind sehr erfahren," gab sie zur Antwort. — „Es ist prachtvoll!" sprach er nach einer neuen Pause und schaute sie mit Bewunderung an. „Regine, du bist ein Genie, wie es vielleicht noch keines gegeben. — Diese Myrthenblätter und diese Orangenblüthen sind das Schönste, was ich je gesehn, — und dies Rosenbouquet blüht; — Regine, mein Lieb, woher hast du das nur?" — Sie beugte sich und sah ihm mit Innigkeit von unten auf in die Augen. „Bist du wirklich zufrieden mit deiner Regine?" — „Zufrieden? Ich bewundere dich. Ich habe nie was Schöneres gesehn." — „Das sagst du und bist ein Maler —." — „Ein Stümper bin ich gegen dich," unterbrach er sie. „Regine, mein Lieb — woher hast du's nur? Du hast dich seit einem halben Jahre unaussprechbar vervollkommnet."

Sie schüttelte das Köpfchen und ließ die Augen mit einem träumerischen Blick auf dem Blatte ruhen. „Ich habe dich auch noch nie so lieb gehabt, Victor. Sieh — wenn ich so recht voll und ganz an dich denke, und wie gut du gegen mich bist, und wie glücklich ich bin, und wie schön es ist, wenn du mich lobst —

da kommt's so aus mir heraus — es gelingt mir alles. Und dann — hierbei habe ich gedacht an die Braut, die den da einmal tragen wird — wie schön und gut sie sein wird — und wie fromm —." Sie lehnte ihren Kopf gegen seine Schulter und brach ab.

Er sah lange stumm zu ihr nieder. „Wenn du einmal mit mir vor dem Altare stehst," sprach er endlich, „sollst du in einem gleichen Schleier sein." — Sie brach plötzlich in ein herzliches Lachen aus. „Du hast's gut im Sinn," erwiderte sie, sich aufrichtend, „was denkst du, daß der kosten wird? Da reicht unser ganzes Vermögen nicht hin, wenn wir erst eins hätten!" — Er lehnte sich in die Polster zurück und zog sie zu sich. „Was weißt du von meinem Vermögen?" fragte er lustig. „Ist nicht der Onkel aus Amerika da?" — Sie lachte. „Victor, wie bist du so lieb!" So plauderten und kosten sie fort.

Allmälig erst ward das Gespräch eintöniger. Es war spät und Regine müde; zuletzt sprach er fast allein und endlich schwieg er gleichfalls und schaute gedankenvoll auf ihren dunklen Kopf, der vertrauensvoll an seinem Herzen ruhte. So versank er nach und nach in eine tiefe Träumerei; die Erlebnisse des Tags und des Abends nicht nur, sondern auch einer langen Vergangenheit zogen an ihm vorüber, es war ihm, als dämmere eine Zukunft herauf, die nach all den Stürmen nichts als Glück und Segen bringe. Und er wußte doch nicht, weßhalb er so glückselig hoffte; er wußte nicht, weßhalb er plötzlich sich so frei und muthig fühlte, seit er den lange verloren geglaubten, nie gekannten Oheim nahe vermuthete. Denn für sich wußte er von dem am Ende doch keine Hülfe, wie er auch keine verlangte.

Als er endlich aufschaute, war es von dem Klange der Uhr, welche die erste Stunde nach Mitternacht schlug. Reginens Kopf lag fest an seinem Herzen, ihre Hände in seiner Hand,

und da er sich leise über sie neigte, sah er ihre Augen geschlossen und um ihren Mund und in den Grübchen der rosigen Wangen das Kinderlächeln eines sonnigen Traums. Er hatte nicht das Herz sie zu wecken.

Leise legte er sie wie ein schlummertrunkenes Kind in die Sophaecke, zog sich ebenso leise von ihr zurück, stand auf, und da sie, ohne zu erwachen, im Traum seinen Namen flüsterte, beugte er sich über sie und streifte mit den Lippen flüchtig ihr Haar. Auf den Zehen schlich er zum Stuhl, wo sein Hut und Mantel lag, und mit einem langen, innigen Blick auf die fest Schlafende verließ er das Zimmer.

Viertes Kapitel.

Im Altenbau.

„Das soll — das darf nicht sein! — Das gefällt mir von der Frau, hätte sie nicht für so resolut gehalten! — Hat auch lange genug dazu gebraucht — war von jeher ein sanftes Ding. — Aber es soll nicht sein! — Ist der Vincenz verrückt?" — Sie schlug mit der flachen Hand auf den Brief nieder, der neben andern Papieren geöffnet vor ihr auf dem Tische lag, und ihre scharfen blaßblauen Augen schauten über die große Brille weg nach den Fenstern von ihres Sohnes Kabinet, welche sie von ihrem Sitze aus erblicken konnte. „Ist er denn ganz wild?" sprach sie wieder laut. „Hat er wieder die alten Mäuse im Kopf? — Männer, Männer, wenn euch der Eifersuchtsteufel plagt, verliert ihr Sinn und Verstand und stellt für eine Albernheit Haus und Namen an den Pranger!"

Sie schob die Papiere zur Seite, tupfte mit dem Finger in die kleine goldene Spaniolдose, die neben dem Briefe lag, und führte den Tabak mit einer gewissen Zierlichkeit zur Nase. Dann stand sie auf, und wen die aufrechte Haltung der Matrone in ihrem Lehnstuhl getäuscht hätte, der würde jetzt an der

tief gekrümmten Gestalt und an den mühsamen, schleppenden Schritten ihr hohes Alter nicht mehr verkannt haben.

Sie kam nur langsam vorwärts, theils weil ihr die Bewegung schwer ward, theils aber und mehr noch, weil sie bald den Fußboden betrachtete, wo der feine, daraufgestreute weiße Sand mit dem Besen zu allerlei zierlichen Figuren zusammengestrichen war, bald bei diesem oder dem Möbel stehn blieb und nun mit ihrem weiß und blau gewürfelten Taschentuch, dann mit einem aus bunten Federn zusammengesetzten kleinen Flederwisch dieselben sorgfältig abstäubte. „Nichtsnutzige Kreaturen, diese Dirnen!“ murmelte sie dabei verdrießlich. „Und wenn sie fünfzig Jahr im Dienst sind, sie lernen's nicht!“ Bei der Thür angelangt, klingelte sie am Zug ziemlich stark und wiederholte es, da nicht sogleich jemand erschien, heftiger. Unmittelbar darauf trat eine alte Magd hastig herein.

„Na, nur sachte, du Ding!“ sprach die alte Dame ärgerlich, „was ist das für ein Gefahre? Kannst du nicht manierlich kommen? Nachgrade könntest du doch gesetzt werden. Schlecht abgewischt hast du auch, glaubst du, daß ich's nicht merke?“ setzte sie hinzu und hob drohend den Flederwisch. „Ich rathe dir gutes, Katharine! Es geht so nicht mit uns. Und weßhalb kommst du nicht, wenn ich klingle? — Das Stehen wird mir so schon sauer genug.“ — „Ach Gott, Frau Senatorin,“ versetzte Katharine, die seit ewiger Zeit bei der Dame im Dienst, dennoch nie den zitternden Respect überwinden konnte, den die Matrone ihrer Umgebung einflößte, „ach Gott, Frau Senatorin, der Herr Consul standen draußen in der Küche —“. — „Was hat der Consul bei dir in der Küche zu thun?“ war die barsche Unterbrechung. — „Ach Gott, Frau Senatorin, ich mußte Ihnen den Besen halten, daß Sie sich die Stiefel abputzten — nun thun Sie's selbst und werden gleich hereinspazieren.“

„So? Na, das kann er grade so gut auf dem Flur thun — in meiner Küche lieb' ich's nicht, einfürallemal, Katharine. Ja —“ sie unterbrach sich und richtete sich an einer Kommode gestützt ziemlich grade auf, da in diesem Augenblick die Thür aufs neue geöffnet ward und einen kleinen, zwar veraltet, aber sauber gekleideten alten Herrn hereinließ, — „ja, ich kann's Euch selber sagen, Consul — macht doch nicht solche Jungsstreiche! Sich in der Küche die Stiefel abzuputzen! Ist der Flur nicht groß genug? Steht kein Besen an der Thür? Ich will doch hoffen, Katharine?“ — „Ach Gott ja, Frau Senatorin; aber dem Herrn Consul wird's so sauer, wenn Sie's allein thun sollen.“

Die Matrone schüttelte, während der Consul ihr zierlich die runzelvolle, aber sehr kleine Hand küßte, ernsthaft den Kopf und sprach mit strafendem Tone: „ja ja, Consul, so geht's! Ich habe es Euch genug gesagt, daß ein so leichtfertiges Leben vor der Zeit alt macht. Nun seid Ihr in Euren besten Jahren schon so ein alter Schwachmatikus!“ — Der Consul lachte ein wenig. „Meine verehrte Freundin,“ versetzte er, indem er die Handschuh auszog und in den Hut legte, „Sie wissen, ich bin gestern einundsiebzig Jahre gewesen, und ich denke, wer so lange noch erträglich zusammenhält —“. — „Einundsiebzig Jahre — was ist das?“ unterbrach sie ihn, während sie von ihm unterstützt zu ihrem Stuhle zurückging. „Jüngling, der Ihr seid! Ich bin achtundsiebzig, und wenn's mir nicht im Rücken säße —.“ Sie brach ab und sah sich stehen bleibend nach der Magd um, die eben das Zimmer verlassen wollte. „Katharine, was fällt dir ein? Hast du keine Zeit? — Da, lege die Kissen im Stuhl zurecht.“ Und als das alte Mädchen die Polster, mit denen der Sitz, sowie Seiten- und Rücklehne des massiv eichenen uralten Lehnstuhls ausgelegt waren, zurecht gerückt hatte, ließ sich ihre Her-

rin langam nieder, legte Flederwisch und Taschentuch auf den Tisch und sprach: „so, nun geh zu Kurt, und lasse meinem Sohn sagen, daß ihn seine Mutter bei sich zu sehn wünscht — sogleich! — Marsch!“ —

Der Consul setzte sich auf den Stuhl neben ihr in der tiefen Fensternische, und als Katharine das Zimmer verlassen, nahm er die herabhängende Hand der Alten und fragte mit zärtlichem Ton: „was gibt es denn, theure Constanze? Du bist ärgerlich.“ — Sie zog ihm die Hand weg und trommelte mit den Fingern der andern auf den blaubemalten Porzellanplatten, mit denen der Tisch ausgelegt war. „Laß jetzt deine Fadaisen, Fritz,“ war ihre ungeduldige Antwort. „Da, lies lieber das —“ sie schob ihm den Brief von vorhin näher — „was sagst du zu der Bescheerung?“ — Als er las, beobachtete sie ihn von der Seite, und da sie bemerkte, daß er immer stärker sein leicht gepudertes Haupt schüttelte und der kleine, mit schwarzseidnem Band sauber umwickelte Zopf, den er treulich im Nacken trug, immer schneller am Sammetkragen seines braunen Fracks hin und wider glitt, sagte sie rasch: „was meinst du?“

Der alte Mann sah nachdenklich auf, und sein bis dahin glattes und behagliches kleines Gesicht war für den Augenblick in so viel Falten und Runzeln zerrissen, daß man die frühern Züge beinah vergeblich darin suchte. Er scheuerte sich mit dem Vorfinger an der Schläfe, wo die schwachen Reste des Haars mit Puder und Pomade zu einer Art Locke vereinigt waren, und sagte dann mit leisem Kopfschütteln und sanftem, aber eigenthümlich vibrirendem Tone: „das möchte in der That nicht gut sein; ja, wenn ich alle Chancen erwäge und die möglichen Evenemens konsiderire, möchte ich die unmaßgebliche Meinung auszusprechen mir die Freiheit neh —.“ — „Schwatz du und — ein Narr!“ Sie schlug mit dem kleinen goldenen Griff des Flederwisches hart

auf die Papiere. „Werdet Ihr nie vernünftig, Consul? Was soll das Geschwätz bei mir — in meiner Stube? Das ist gut für die armen Teufel, die Euch anborgen wollen, — die speist damit ab. — Deutsch heraus — was haltet Ihr davon?" — Der Zopf ging auf dem Rockkragen so regelmäßig nach rechts und links, wie der Pendel einer großen Uhr. „Theure Constanze, was nützt es heftig zu sein? Es scheint mir, daß dies nicht sein sollte." — „Es soll nicht sein, Consul!" Der Flederwisch schlug wieder auf die Papiere. „So was hat es nie gegeben im Hause van der Roos." — „Ja, es würde einen formidablen Eclat machen, theure Constanze!" — „Thut mir den Gefallen, Consul, und wälscht nicht soviel," erwiderte sie und nahm eine Prise. „Ich weiß recht gut, daß Ihr Euch dann bloß besinnen wollt, was für weitere Redensarten Ihr machen könnt. Mich dünkt aber, bei solcher Sache solle die Besinnung unnöthig und die Meinung fertig sein."

„Theure Constanze —", er drückte ihre Hand, „wir sind nicht alle von so superbem, entschlossenem Geiste wie Sie. Ich dachte an manches. — Sehn Sie, Ihre Frau Schwiegertochter würde, wenn sie sich entschlösse fortzubleiben oder gar eine Scheidung zu veranlassen, vermuthlich auch ihr Vermögen aus der Handlung ziehn — wir haben das schon einmal beredet." — Die alte Frau schüttelte finster den Kopf. „Das war damals nach dem Kriege was andres. Das wär's jetzt nicht." — „Ihre Mitgift war, denk' ich, einhundert und fünfzig tausend Thaler —." — „Bettelei!" unterbrach sie ihn heftig. — Er legte das feingekniffte Jabot glatt in die Weste und zupfte die Zipfel des weißen Halstuches auseinander; sein Gesicht war längst wieder glatt und milde, und ebenso sprach er jetzt auch: „einmalhundertfünfzigtausend Thaler schweres Geld — nach dem jetzigen Stande werden es beinah zweimalhunderttausend sein — eine große Summe!"

— „Bettelei, sag' ich!" Sie zog die starken, noch ziemlich dunklen Brauen fest zusammen. „Das würde uns nicht drücken — aber —." — „So laßt sie laufen," versetzte der Consul plötzlich in entschiedenem Tone und legte den Brief auf den Tisch zurück. „Wenn euch ihr Geld gleichgültig ist — was habt ihr sonst von ihr? — Wollte sagen," fügte er wieder sanft und einlenkend hinzu, „sie hat doch keinen besondren Segen in dies Haus gebracht, und der Kommerzienrath hat mehr als einmal vollen Grund gehabt, über sie entrüstet zu sein."

Er hatte die letzten Worte rasch gesprochen, als wolle er damit fertig werden, als sollten sie so vielleicht gleichgültiger, spurlos vorübergehn an seiner alten Freundin. Ja eine leichte Röthe auf seinen gelblichen Wangen verrieth seinen Aerger oder seine Angst, daß er überhaupt sich so weit hatte fortreißen lassen. Und gesprochen mußte nun einmal sein; bei dem entschiedenen, herrischen Charakter Constanzens erzwang das erste Wort eines Satzes unerbittlich auch das letzte. Es gab vor ihr kein Abbrechen, kein Verschweigen, kein Abändern. Und schon nach den ersten Worten hatte er den kommenden Sturm gewußt. Sie hatte sich in ihren Kissen hochaufgerichtet, ihre Augen sahen über die Brille weg mit einem bohrenden, drohenden Blick auf den Sprecher, und in den tiefen Falten, welche sich von den fest aneinandergeschlossenen Lippen zum Kinne hinabzogen, zuckte es heftig. Sie ließ ihn aber ohne Unterbrechung ausreden.

Jetzt öffnete sie die Lippen und sprach langsam, mit kaltem festem Ton, der nicht eine Spur ihrer gewöhlichen Heftigkeit verrieth: „was bedeutet das? Wollen sich der Herr Consul Leonhardi genauer expliciren, was Sie gemeint haben mit diesen dummen Worten?" — Er war noch ein wenig röther geworden und zitterte leise mit dem Kopf. „Meine theure Constanze!" sagte er mit schwankendem Ton; aber mit der gleichen kalten,

festen Stimme unterbrach sie ihn: „wollen der Herr Consul Leonhardi nicht vergessen, mit wem Sie reden, und daß die Senatorin Constanze van der Roos all ihr Lebstage keine Närrin war. Was beliebten Sie zu meinen?“ — „Sie wissen ja,“ erwiderte er zögernd und mit niedergeschlagenem Blick, — „die alte Geschichte — was damals von ihr und —“

Hätte sie's noch vermocht, sie wäre jäh vom Stuhl emporgefahren, so zuckte es durch sie hin, so fest stemmten ihre Hände sich auf den Tisch, so blitzte es auf in ihren Augen. Aber sie blieb sitzen; nur vorüber legte sich ihr Körper gegen den Tisch, und mit vor Aufregung zitternder Stimme sprach sie: „ich will nicht fürchten, daß ein Mensch auf der Welt so kühn ist, vor meinem Ohr den Namen zu nennen!“ — Und nach einer Pause erst, während sie langsam sich in die Kissen zurücklegte, fuhr sie gefaßter fort: „du bist von jeher eine Puppe gewesen, Fritz, eine schöne, hübsche, geleckte Puppe, mit einem hohlen Kopf und mit hohler Brust und taxirst alle Leute nach dir selbst. Sonst würdest du jetzt nicht so faseln, sonst würdest du nicht glauben, daß ich vergessen, wie nur du mir jenen Gedanken eingeblasen, den ich, — du weißt recht gut, weßhalb — dann zu meinen Zwecken benützte. Laß uns von dem Kapitel schweigen, Fritz; Gutes hast du dein Lebstage nicht zu Stande gebracht, aber dies war neben der Schlechtigkeit auch noch dumm von dir. Aber, wenn es auch so gewesen — könntest du ihr etwas beweisen, Schwachkopf, der du bist? Hast du ein Recht, eine Frau dieses Hauses zu verdammen?“ Er entgegnete kein Wort; er ließ seine Finger knacken und schob den Siegelring hin und her, aber ein tückisches Lächeln flog durch sein altes Gesicht.

Sie sah ihn mit einem verächtlichen Blick an und verzog den Mund. „Ich höre meinen Sohn kommen;“ redete sie dann. „Ich verlasse mich auf Euch, Herr Consul.“

Indem trat der Handelsherr ein; er sah finster aus. „Ah, der Herr Consul!" sprach er und nickte dem mit der Hand grüßenden Alten zu; — „wie geht es Ihnen heut Morgen, Mutter?" fuhr er fort und küßte der alten Dame die Hand. „Sie haben mich zu sprechen gewünscht — hatte es nicht Zeit bis nach Tisch? Ich wäre gekommen, wie immer — jetzt, ich kann's nicht leugnen, bin ich sehr pressirt."

Sie zog ruhig die Hand aus der des Sohnes und erwiderte mit einem kalten Blick: „mir scheint es so, daß ich dich nicht ohne Noth zu belästigen pflege. Ich habe gewußt, was die Geschäfte verlangen, lange bevor an dich in der Welt gedacht wurde, und ebensolange weiß ich, was ihnen vorgeht. Willst du das also mir überlassen, mein Sohn. Setz dich — da ist ein Stuhl." — Sie deutete auf den Sessel ohne Lehne, der neben dem Ofen stand. Roos schob ihn mit dem Fuße herbei, setzte sich nachläßig und ergriff den kleinen Flederwisch, der auf den Papieren lag. Man sah es, daß er sich widerwillig unter die Herrschaft der Mutter beugte; von einem Widerstreben war aber jetzt so wenig wie jemals früher die Rede. „Es ist einmal so Sitte im Thurm- und Rosenhause," war das allmächtige Wort, welches in dieser Familie herrschte; — und es w a r so Sitte, daß die Alten dort, auch wenn sie sich zurückgezogen hatten, fortherrschten, bis man sie dereinst zur Grube trug.

„Darf ich jetzt bitten?" fragte er nach einer Pause, während welcher ihn die alte Frau scharf und unverwandt betrachtet und das Spiel beobachtet hatte, das seine Hand mit dem Flederwisch trieb. Nun beugte sie sich vor, nahm ihm das Geräth kaltblütig fort und legte es auf die andere Seite des Tisches. „So," sprach sie dann, „willst du jetzt so gut sein, mein Sohn, mir ein paar Fragen zu beantworten. — Hast du

neuere Nachrichten von deiner Frau?" — Er schlug die Augen auf. „Wie so?" fragte er verwundert, „wie käme ich dazu? Ist ihr oder Gretchen irgend etwas passirt?" — „Daß ich nicht wüßte, mein Sohn; ich meinte nur so. Wann erwartest du sie zurück?" — Er zuckte ungeduldig die Schultern und fuhr sich mit der Hand über das kurzgeschnittene, noch dichte, aber schon leicht ergraute Haar. „Was weiß ich!" versetzte er endlich. „Vielleicht in acht, vielleicht in vierzehn Tagen. Sie wissen, Mutter, daß ich meine Frau nicht beschränke und es stets erst durch einen Brief erfahre, wann sie zurückkommt. Wenn man einunddreißig Jahre verheirathet ist, treibt man's nicht mehr wie die Turteltauben."

„Freilich, freilich," erwiderte sie und nahm eine Prise, „vollends, wenn man, wie ihr, jahrelang ein wahres Turteltaubenpaar gewesen ist. Freilich, freilich! — Also in acht — vierzehn Tagen, meinst du? So, so! Was würdest du denn sagen, mein Kind, wenn der Termin der Rückkehr lautete — nie! —." — Er runzelte die Stirn und entgegnete: „Unsinn, Mutter! Was soll das heißen?" — „Darüber wünsche ich vielmehr eine Erklärung von dir, mein liebes Kind," sagte die alte Frau kalt, „über den Unsinn nämlich, den du angerichtet — oder nenne es Wahnsinn, mir recht! — und was das da heißen soll im Hause van der Roos?" — Sie schob ihm den Brief Magdalenens hin. Er hatte sich bei ihren herben Worten auf die Lippen gebissen, nun nahm er das Papier, und nachdem er bei dem ersten Anblick der Schriftzüge betroffen aufgesehn, las er fliegenden Blicks.

„Kurios," sprach er, da er fertig war, wandte den Brief um und sah nach dem Poststempel; „heut Morgen angekommen, gestern geschrieben. In der That, ein seltener Entschluß nach einunddreißigjähriger Ehe!" — „Sage lieber, ein unerhörter im

Hause van der Roos," bemerkte seine Mutter, ohne ihren Blick von seinem Gesichte zu wenden. „Aber es ist nicht anders, was zu lange gebogen wird, bricht zuletzt, mag es so schmiegsam und zäh sein, wie es will." — Er warf das Papier auf den Tisch und lachte höhnisch. „Es ist der Morgen der Sel—tenheiten! Meine Frau erklärt meiner Mutter, daß sie nicht wiederkommen werde, und meine Mutter wird sentimental und vertheidigt meine Frau."

Die Matrone zog die Brauen zusammen. „Ich weiß nicht, was du mit dem dummen Wort sagen willst. Uebrigens weiß ich selbst am besten, was ich bin und zu thun habe. Ich will dir was sagen — ich habe meine Schwiegertochter nie besonders goutirt, wir sind stets beide unsere eigenen Wege gegangen. Sie hat aber nie — hörst du, nie! — den Respect gegen mich außer Augen gesetzt, und — was wahr ist, muß wahr bleiben! — einen Himmel hat sie in diesem Hause nie gehabt. Dafür hast du gesorgt, mein Sohn. — Nun aber wollen wir zu diesem jetzigen Vorfall zurückkehren," fuhr sie mit ihrem gewöhnlichen graden, starren Blick fort, ohne darauf zu achten, daß in Vincenz' Augen ein düsteres Feuer brannte und die Adern der Stirn sich bis zum Zerspringen geschwollen zeigten. „Was heißt das im Briefe: ‚nach den Vorgängen vom letzten Sonnabend,' — was ist vorgefallen?"

Roos stand auf und schlug die Arme über die Brust zusammen. „Das geht mir zu weit," sprach er mit gewaltsam erhaltener Fassung und durch die fest zusammengebissenen Zähne. „Ich bin kein Kind mehr, Mutter; vergessen Sie das nicht. — Und nun — haben Sie mir noch sonst etwas zu sagen?" — „Aber Vincenz — Kommerzienrath, mein theurer Vincenz!" bat der vom Stuhl aufprallende Consul, der bisher schweigend seinen Siegelring gedreht hatte, mit beweglicher Stimme. „Ich bitte

dich — es ist ja deine Mutter! Frau Senatorin — theure Constanze — alterire — alteriren Sie sich nicht — ich bitte —." — Er verstummte vor dem Blick, den ihm die Augen der alten Dame über ihre Schulter hin zuschleuderten, und sank auf den Sessel zurück.

Bei des Sohnes Worten war Constanze aufgestanden und lehnte sich in ziemlich grader Haltung an ihren Tisch. Ihr Auge ruhte in seiner ganzen, schier unheimlichen Größe auf Vincenz und zuckte und wich nicht fast eine Minute lang, nachdem er ausgeredet. „Ja, ich habe dir noch etwas zu sagen," redete sie dann plötzlich mit einer Stimme, die noch um einige Töne weiter hinabsank als ihre schon für gewöhnlich fast männlich tiefe Altstimme. „Und wenn du hundert Jahre alt wärst," fuhr sie fort und warf heftig Arm und Hand gegen ihn hinaus, „und ich lebte noch durch Gottes Ungnade, so bliebst du mein Sohn, bis es mir nicht länger anstände deine Mutter zu sein. Ein Junge bist du mir gegenüber, und wehe dir, wenn du dich mir widersetzen wolltest. Ich bin mit andrem Gewürm fertig geworden. Du weißt, ich spaße nicht. Ich habe schon einmal —" ihre Stimme sank beinah zu einem Murmeln herab, — „ein Kind dieses Hauses hinausgestoßen — und — du kennst — unser Familiengesetz."

Was in Vincenz bei diesen herben und herrischen Worten auch immer vorgehn mochte, — zu sehn war davon auf seinem Gesicht so gut wie gar nichts. Seine Züge blieben starr, seine Augen finster wie vorhin. Die Mutter schaute ihn noch immer mit Entschlossenheit an; des Consuls Auge streifte scheu und gewissermaßen ängstlich hie und da zu ihm hinüber. Er rührte sich nicht. Erst nach einer langen Pause knöpfte er langsam den Rock auf, und indem er dann die Arme wieder über die Brust kreuzte, sprach er weder heftig noch unterwürfig, sondern mit

voller Kälte: „Es ist gut, Mutter. Lassen wir das Gezänk, wir kennen uns ohnedies gut genug. Und nun, was wünschen Sie?“ —

Ihr Blick ließ noch immer nicht von ihm, auch nicht, während sie sich in die Kissen zurücksetzte, die der Consul dienstfertig um sie ordnete. Der finstere Mann ertrug ihn nicht; er wandte sich ab und ging durchs Zimmer. Er kannte diesen Blick der Mutter wohl, der ohne Wanken, mit der ganzen Seelen- und Lebenskraft ihrer herrischen Natur den Menschen traf, und den, wie die Sage ging, niemand bisher hatte ertragen können, als Einer. — Einer! Aber er war das nicht. — — „Wurm!“ sagte die alte Frau in diesem Augenblick hart und laut und schüttelte leise den Kopf. „Es ist gut,“ fuhr sie dann mit denselben Worten fort, die vorhin der Sohn gebraucht, „du scheinst mich noch zu kennen. Also — was ist am Sonnabend vorgefallen?“

„Das mit Helenen,“ versetzte er kurz. — Sie lächelte verächtlich: „ja, was du auch wieder so verkehrt angefangen. Hättest du die Sache als das genommen, was sie war, — als Kinderei von des Mädchens, als Narrheit von des dummen Menschen Seite, so war alles gut. Aber das soll mit dir alles immer buh und bah gehn. Weiter.“ — „Es kamen alte Dinge zur Sprache.“ — „Das kann ich mir denken!“ Sie zuckte wieder verächtlich die Achseln. „Das aufs Butterbrod Geben versteht niemand besser als du. Ich habe dir schon damals gesagt — vor achtzehn oder zwanzig Jahren — daß das alles nichts als pure Einbildung sei, daß wir uns getäuscht hätten. Du hast damals alles abgeschworen, ich bin für dich hinaufgewesen und habe gebeten — ich, mein Sohn! Und nun soll die alte Narrheit noch einmal angehn?“ — Da sie schwieg, schüttelte er mit finstrem Blick den Kopf. Den Druck und die

schier unerträgliche Herrschaft seiner Mutter empfand er in diesem Augenblick nicht mehr und dachte auch nicht an einen doch vergeblichen Widerstand. In ihm war nichts als das, was auch an jenem schrecklichen Abend, mit dem unsre Geschichte begonnen, in einzelnen jähen und grellen Lichtern zu Tage getreten — die furchtbare Eifersucht und — die Ueberzeugung von der Untreue seiner Frau. Das sprach er auch aus.

„Sie haben gut reden," versetzte er finster. „Sie können leicht heraussagen: das ist Narrheit! — Sie wissen, was mich damals zum Nachgeben zwang — die Ueberzeugung von ihrer Schuldlosigkeit war es nicht. Und hätten Sie diese Worte gehört, die sie neulich sprach, — hätten Sie dann erfahren, was ich an dem Abend —"

„Ach Gott, Frau Senatorin," sagte plötzlich Katharine, die den Kopf in die leise geöffnete Thüre steckte, „die beiden jungen Herren sind da und wollen gemeldet sein." — Die Matrone zog die Stirn zusammen. „Was schwatzest du?" fragte sie ungeduldig. „Wer ist da? — Wir wünschen ungestört zu bleiben." — „Ach Gott, Frau Senatorin — Herr Philibert und Herr Victor —." — „Werden hoffentlich nicht stören, wo man von Familiensachen redet, über welche Herr Philibert und Herr Victor auch ein wenig Aufklärung wünschen," setzte Philiberts klingende Stimme die Rede der Magd fort. Und indem er so redete, nahm er derselben den Thürgriff aus der Hand und trat mit dem Bruder ins Zimmer. Während er dann mitten im Gemache stehn blieb, die Brille abnahm und die Gläser putzte, die von der großen Wärme der Stube beschlagen waren, ging Victor zur Großmutter und küßte ihre Hand.

Die alte Frau zog sie hastig, aber zu spät zurück. „Gott behüte," sagte sie, „was bedeutet denn das? Es ist doch heut nicht Neujahr und auch nicht mein Geburtstag. Was willst

denn du hier, mein Kind?" — „Ja, was willst du hier?" rief der Handelsherr und warf zornig den Kopf auf. „Wie unterstehst du dich vor meinen Augen wieder zu erscheinen? Unnütze Vögel jagt man hinaus; für dich gibt's keinen Hanf mehr in diesem Hause. Habe ich dir das nicht neulich schon gesagt, ungerathener Bube? Geh — du hast hier keine Stelle mehr!"

Eine leichte Röthe zuckte über des Sohnes bleiche Stirn bis an die dunklen Haare, und in seinen Augen blitzte es so jäh auf wie Wetterleuchten. „Ich denke," versetzte er jedoch gefaßt, „wo über Familiensachen geredet wird, behalte ich auch ein Wort. Ob Sie sich von mir lossagen oder nicht — ein Glied dieser Familie bleibe ich —." — „Du!" brach Roos mit einem bittren Lachen aus, „du, der du —." — „Vincenz!" unterbrach ihn drohend die alte Frau, „bist du wahnsinnig?" — Und Philibert, der inzwischen die Brille wieder aufgesetzt und grade gerückt, legte die Hand auf Victors Schulter und sagte: „sei ruhig, mein Freund. Du hast mir versprochen, den Mund zu halten und heute alles mir zu überlassen. Du sollst nur sehn, was der Narr, der Philibert, alles von den zornigen Leuten da herausschlägt — mein Jesus, da ist ja auch Onkelchen Fritz! Guten Tag, unmaßgeblicher Consul! — Und nun, Bruder, suche dir einen Platz — ich will es auch thun — und der Familienrath ist voll." Damit ging er und setzte sich auf das alterthümliche schmale Kanapee, welches den Fenstern gegenüberstand.

Die drei Personen, welche früher im Zimmer gewesen, hatten ihn während seiner Worte und seines Thuns weder unterbrochen noch eine Bewegung gemacht, und seine Stimme klang durch das große, hohe Gemach so eigenthümlich, als sei er allein darin. Nun aber, da er sich gesetzt, hob sich der Blick der Großmutter von ihm zu dem Portrait empor, welches im schweren goldenen

Rahmen über seinem Kopfe an der Wand hing und dem Enkel so ähnlich war, als habe der Maler nur aus irgend einem Grunde die blonden Haare desselben mit einer zierlichen Frisur und die schwarze Halsbinde mit dem saubern gestickten weißen Tuch vertauscht, dessen Enden auf die feine Busenkrause herabfielen. Die alte Frau schüttelte schweigend den Kopf, ließ ihre Augen wieder auf den Enkel sinken und nahm mit einem neuen Kopfschütteln eine Prise. „Du nimmst dir viel heraus, mein Kind," sprach sie dann, indem sie erst jetzt die Rede des Enkels beantwortete; „du pochst sehr darauf, daß ich dir für gewöhnlich wohl will. Aber solche Weise liebe ich nicht sehr, kann ich dir sagen. Läß't du dir denn so was gefallen, Vincenz?" setzte sie hinzu und erhob das Auge mit fragendem Blick zu dem des Sohns, der noch immer mit gekreuzten Armen neben ihr am Tisch stand.

„Ei," versetzte Philibert für ihn und schlug bequem die Beine übereinander, „was gibt's denn, Großmama? Sie wissen, der Vater ist viel zu gerecht, als daß er nicht bei besonderen Angelegenheiten den erwachsenen Söhnen eine kleine — Mitrede erlauben sollte." — Sie sah ihn wieder starr an und dann wieder zum Sohn empor. „Ich verstehe das alles nicht," meinte sie. — Der Handelsherr lächelte bitter. „Hm," sprach er, ohne sich zu rühren, „Sie wissen ja, im Hause van der Roos hat es immer einen wunderlichen Kauz gegeben, dem man hie und da etwas nachsehn muß." — „Das ist richtig," setzte Philibert kalt hinzu, aber durch das helle blaue Auge fuhr ein dunkler Schatten, „und zugleich neben dem wunderlichen Kauz hat es, wie Sie wissen, im Hause van der Roos stets einige kleine Geheimnisse gegeben, über die man nicht gern redet." — „Wie zum Beispiel," sagte Roos höhnisch und deutete auf Victor, „daß der Herr dort, der wie ein Fürst thut und doch nicht sein täglich Brod zu verdienen weiß, mit einer Dirne in der Johannis-

straße —.“ — Victor sprang auf. „Vater —!“ rief er, aber bevor noch ein Wort weiter aus seinem Munde kam, hatte Philibert ihn wieder auf den Stuhl zurückgezogen.

„Noch einmal,“ redete er lebhaft und stand auf und trat mitten ins Zimmer, „noch einmal — sei still, sag' ich dir. Die Sache wird auch zur Sprache kommen, wie noch einiges Andere aus der Johannisstraße. Ich hatte mir gedacht,“ fuhr er fort, ohne daß sein Gesicht sich aufhellte, „wir würden alles in Ruhe und Gemüthlichkeit abmachen können. Wir kennen uns ja alle und bedürfen keiner Redensarten vor einander, und im Uebrigen — ‚was nützt es heftig zu sein?‘ sagt Onkelchen Fritz. Aber wenn ihr einmal so thöricht seid, so könnt ihr auch den Ernst bekommen, nur ohne Redensarten, meine Herrschaften. Also, mit einem Wort: Vater, wie kommt es, daß die Mutter das Haus verlassen hat und nicht wieder zurückkehren will? — Oder, da ich das zufällig weiß, — wie kommt es, daß man ihr das Haus, dessen Stolz und Zierde sie ist, zu einer solchen Hölle machte? Daß man sie zwang, nach einer dreißigjährigen Ehe noch daraus zu entfliehen?“ Er hatte fort und zu Ende gesprochen, ohne sich, weder durch den starren, bannenden Blick der Großmutter, noch durch die bittenden Augen und verzweiflungsvoll gerungenen Hände des Consuls stören zu lassen; selbst, daß der Vater einen Schritt vorgetreten war, daß die geröthete Stirn und die sichtbar klopfenden Schläfen von der furchtbarsten Aufregung desselben redeten, hatte er anscheinend nicht beachtet.

„Bube, was erfrechst du dich!“ brauste jetzt aber der Handelsherr auf. — „Um Gotteswillen!“ stöhnte der Consul, „Philibert — Junge, du bist wahnsinnig!“ — „Hinaus — hinaus!“ befahl die Großmutter, die wieder aufgerichtet am Tische stand, und den Arm gegen die Thür ausstreckte. Und durch die drei zusammenklingenden Stimmen tönte Philiberts Antwort mit hellem

festem Klang: „Geduld! Spart eure Verwunderung, bis ich fertig bin. Ich will reden!" fuhr er fort und richtete sich noch höher auf und trat mit dem Fuß nieder. „Ihr sollt mich hören! Wie kommt es, daß man die Dame dieses Hauses, die Mutter seiner Kinder gezwungen hat dies Haus zu verlassen?" — Und da sie rings umher schwiegen, setzte er hinzu: „Wir sind klüger, als ihr denkt, wir wissen, daß es im Innern dieses Hauses mit seiner Ehre auf verzweiflungsvoll schwachen Füßen steht. Das geht uns aber nichts an, das trifft den Einzelnen — wir mischen uns nicht in Dinge, die nicht wir verschuldeten. Mögen die es austragen, die es also zusammenrührten. Aber nach außen hin steht dies Haus anscheinend noch in seiner alten felsenfesten Ehre — und die darf nicht angerührt werden, denn dazu gehören wir auch. Wir sind's, die es weiter zu führen haben, wir sind's, die wir es auf uns nehmen müssen, wir sind's, die darüber wachen sollen und werden, daß es auf uns kommt, wie die Jahrhunderte es geschaffen. Und ich sage euch das, weil ihr es einmal so weit getrieben habt — thut ihr für euch, was ihr wollt und verantworten könnt. Uns aber und was zu uns gehört, bitten wir, laßt aus dem Spiel, — und das Haus van der Roos rühre niemand an. —

„Dazu gehört," sprach er weiter, „daß man seine Glieder nicht abbricht, wie einen todten Zweig vom Baum; den wirft man fort und es kräht kein Hahn darnach. Das ist mit den Menschen aber nicht so; nach denen fragt man, wenn sie von dem Platze fort sind, auf den sie ein Recht haben. Und wenn vor Zeiten aus diesem Hause einer hinausgestoßen ward — habt ihr den Muth gehabt ihn hinauszustoßen," unterbrach er sich, da er den Consul mit beiden Händen bittend in die Höhe fahren und das Gesicht der Großmutter krampfhaft zucken sah, — „so seid jetzt nicht so feig, daß ihr nicht von ihm hören könnt! —

Und wenn das bei dem geschah, so geschah's, weil er Narr genug war sich jagen zu lassen und weil er niemand hatte, der nach ihm fragte. So geht das aber bei der Mutter nicht, die ihren Kindern, ihrem Hause, der ganzen Stadt als ein Muster der Reinheit und Tugend vor Augen steht. Die steht nicht allein; wir sind ihre Kinder und lassen sie nicht heruntersetzen, weder vor der Welt, noch im Hause. Klagt ihr sie an — so klagt; wir wollen die Klage hören, aber wir wollen Beweise haben, bevor wir an eine Schuld glauben. — Und im schlimmsten Fall — habt ihr alles geopfert, um die Handelsehre des Hauses aufrecht zu erhalten, so opfert jetzt nochmals alles, um die menschliche Ehre des Stammes zu retten. — Das ist's, was ich sagen wollte," schloß er nach einer Pause und wandte sich zum Kanapee zurück und setzte sich. „Jetzt bin ich fertig."

Es waren von jeher im Thurm- und Rosenhause seltsame Dinge vorgekommen, und selbst im Publikum wußte man oder glaubte man zu wissen, daß sich das Leben dort anders abspinne als in andren Familien und andren Häusern; an dem alten Bau, wie an dem Stamm, der seit seiner Gründung in ungebrochener Linie darin hauste, hatte man gewissermaßen eine Ueberlieferung längst abgeschlossener Jahrhunderte; Ueberbleibsel dieser alten Zeit mußten an dem Hause und den Menschen kleben, wäre es auch nur der Stolz und die Unverzagtheit dieser Menschen, die Festigkeit und Solidität ihres Geschäfts und ihrer Unternehmungen gewesen. Von dem, was im Innern der Familie vorging, wußte man freilich wenig oder gar nichts. Man sah mehr als einen originellen Menschen, mehr als eine eigenthümliche Natur; man bemerkte eine besondere, herkömmliche Lebensweise, an der die Familienglieder streng hielten; man fand veraltete, steife Umgangsformen — allein das alles gehörte, so zu sagen, zur Sache, es ordnete sich ruhig in das Ganze ein und nahm einen ebenso

ruhigen Verlauf. Das Thurm- und Rosenhaus hatte seine eigene Mode. Die Alten setzten sich zur Ruhe oder starben, die Jungen nahmen ihre Stelle ein, einer oder ein paar blieben im Stammhause, die andern heiratheten oder zogen sonst in die Ferne. Und man wußte nur einen einzigen Fall, wo ein Glied der Familie nicht im vollsten Frieden sich wirklich von ihr getrennt hatte. Das war der Bruder des jetzigen Chefs, Florentin mit Namen, — ein kurioser Kauz, sagten die Einen, ein Thunichtgut und nichtsnutziger Patron, meinten die Andren. Darüber waren aber alle, die etwas davon wußten, vollkommen einig, daß er klug daran gethan, das Haus und die Stadt freiwillig zu verlassen; denn er habe nicht gepaßt zu seiner Familie und ihr keine Ehre gemacht, so daß sie sich so oder so von ihm hätte befreien müssen. Im Uebrigen wußte man von keiner einzigen Störung des ehrbarsten und würdigsten Familienlebens.

Das war draußen im Publikum und selbst bei manchen Verwandten der Familie; drinnen aber kannte man mehr als einen schweren Sturm, mehr als eine bittere Noth, die zu Zeiten hier gehaust, und je schärfer die Eigenthümlichkeiten dieser Menschen hervortraten, je fester und entschiedener ihre Charaktere ausgeprägt waren, desto gewaltiger und desto häufiger waren auch die Kämpfe gewesen, die sie miteinander bestanden. Fast keine Generation war vergangen, in der nicht einmal ein harter Zusammenstoß statt gefunden, und wenn sich das alles fast stets wieder ausgeglichen, wenn davon nie etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen war, so verdankte man das dem starren, ungemäßigten Stolz auf das Ansehn des Geschäfts und das Alter des Namens, der den Kindern des Hauses von der Wiege auf eingeprägt ward. „Westritz van der Roos!" — Das war ein Name, der nirgends ohne Ehrfurcht genannt werden sollte, auf dem kein Stäubchen haften durfte! — Das war ein Geschlecht, für dessen Ehre und

Unbescholtenheit vor der Welt die Glieder desselben alles zu opfern gezwungen waren, was sie besaßen — ihr Herz und ihren Kopf, ihr Fühlen und ihr Meinen, ihre ganze Persönlichkeit und Selbständigkeit, ihre eigne Ehre und — selbst ihre Seligkeit, wenn die Ehre des Hauses solches verlangt hätte.

Ein Fall indessen wie der jetzige war noch niemals vorgekommen. Obgleich die Söhne des Hauses, die sich dem Handelsstande widmeten, von den Jahren ihrer Mündigkeit an Theilnehmer des Geschäfts waren und bei allen Unternehmungen ihre Stimme hatten, so waren sie doch auch dort dem Chef des Hauses untergeordnet und wurden bei Angelegenheiten, welche die Familie betrafen, weder gefragt noch gehört. Das „Recht der Alten" galt unumstößlich. Am wenigsten hätte man aber, und zumal hier, eine Opposition von Philibert erwartet, da man gewohnt war, ihn sich wenig um Haus und Familie, um die Seinen kümmern zu sehn. Man hielt ihn für einen Menschen von großer Gutmüthigkeit und ebenso großer Bequemlichkeit, wo nicht Schlaffheit; man konnte schon deswegen kein Einschreiten von seiner Seite vermuthen, weil er für gewöhnlich jeden Streit und Zank floh, um sich, wie er sagte, nicht in seiner Ruhe und Gemüthlichkeit, in seinen Vergnügungen stören zu lassen. Um so mehr überraschte nun diese plötzlich hervorbrechende Energie, um so schwerer traf die Wucht seiner schonungslosen, man möchte sagen — gepanzerten Rede.

Bestürzte es doch beinah sogar Victor, obgleich derselbe auf das Geschehene vorbereitet gewesen und den Bruder überhaupt besser kannte als alle Uebrigen. Auf die andren drei Personen wirkte sein Auftreten wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft. Der Consul saß mit zitterndem Haupt in die Ecke zwischen Stuhllehne und Fensterbrett gedrückt und starrte auf den jungen Mann, als sähe er in ihm ein Gespenst, das Tod und Verderben mit

sich bringe. Die Großmutter stand zwar noch immer vor ihrem Stuhl, aber sie hatte sich mit beiden Händen auf den Tisch gestützt, ihre Mundwinkel zuckten und die Nasenflügel zitterten vor Aufregung, und ihre Augen warfen über die Brille hin Blicke voll Haß und Entsetzen abwechselnd auf den Enkel und den Sohn. — Jetzt, da Philibert bereits eine geraume Weile wieder saß und ruhigen Blicks die Anwesenden musterte, öffnete sie plötzlich die schmalen Lippen und mit heiserem, schwankendem Tone und fest auf den Kaufherrn gerichtetem Blick fragte sie: „woher weiß der das alles?“ Und zitternd erhob sich ihr Arm und wies auf den Enkel.

Roos war, als er vor den Worten des Sohnes geschwiegen, an eine kleine Kommode zurückgetreten, die neben dem Tische an der Wand stand. Dort lehnte er auch jetzt noch mit tief gesenktem Haupt, als sei es schwer von Gedanken. Wer den Mann nicht kannte, hätte glauben können, er fühle sich vernichtet, so schlaff stand er dort und so zusammengesunken. Aber was in ihm vernichtet war, das war nur das Schwanken und Zagen, die Qual und Ungewißheit, welche seit jenem bösen Nachmittag und seit den Mittheilungen, die er damals empfing, über ihn gekommen waren und ihn, vereint mit dem dunklen und lastenden Gefühl seines Unrechts, gänzlich aus seiner gewohnten Haltung und seinem Gleichgewicht gerissen hatten. Er fühlte jetzt selbst, wie haltungslos und zerfahren er in dieser Zeit gegen seine Umgebung aufgetreten, wie armselig und kleinlich er in der vergangenen Stunde der Mutter und den Söhnen gegenüber gestanden — er fühlte beinah Philiberts Recht zu jenen ernsten, drohenden Worten. Aber unter diesen Worten ward er wieder wach — er warf die Gespenster der Vergangenheit und die Träume der Zukunft von sich und stand in der Gegenwart starr und trotzig als der Vincenz van der Roos, dessen Wort galt, wo es laut ward, den die Stürme,

welche sein Leben und sein Geschäft umbrausten, als er selbständig ward und die Führung desselben übernehmen mußte, in eiserner Wiege aufgewiegt hatten zu einem gewaltigen, niemals zagenden, vor nichts zurückweichenden Mann. Die Schwäche wich von ihm wie ein Schatten; er war wieder der Chef des Hauses van der Roos, der nur das Ganze ansah und das Detail, möchte man sagen, ignorirte.

Da hob er den Kopf auf und seine Gestalt richtete sich in die Höhe, seine Rechte lag fest auf dem Möbel, an dem er stand. „Ich zürne dir nicht," sprach er und wandte sein Auge mit einem so vollen, ernsten, stolzen Blick auf Philibert, daß der Sohn sich unwillkürlich aus seiner bequemen Stellung aufrichtete, — „ich zürne dir nicht, Philibert, wenn ich deine Worte auch anders vorgebracht wünschte. Theils hast du recht, theils verstehst du's nicht besser, weil du nicht weißt, was in mir vorgeht und dem Anschein nach mich für schwach oder närrisch halten konntest. Du wirst dein Unrecht dereinst einsehn, und einsehn, daß ich nicht der Barbar gewesen, für den mich einige halten. ‚Alles für das Haus van der Roos!' so ist's und so soll es sein. So sagst du, und ich freue mich dessen; ich hätt' dir den Ernst nicht zugetraut. Aber sei ruhig — du wirst das Haus dereinst übernehmen, wie alle vor dir: die Welt weiß keinen Fehl daran. — Was geschehn soll, das **wird** geschehn. Sei ruhig! — Ich bin Herr im Thurm- und Rosenhause und werde bestimmen, was für die Ehre desselben nöthig ist. Halte dich parat — du fährst morgen zu deiner Mutter und wirst meine Aufträge ausrichten.

„Nun aber zu euch," fuhr er fort, indem er den Kopf zu der alten Dame und dem Consul wandte. „Was ich thun werde, was ich thun muß, werdet ihr seiner Zeit erfahren. Was ihr denkt und glaubt, ist eure Sache; mein Glauben und Denken ist mein eigen. Wir sind vorhin nicht ganz fertig und einig ge-

worden. Ich will euch sagen, was mir im Kopf lag, Ihnen, Mutter, und dir, Onkel Fritz — Florentin ist wieder da."

Und als seine Worte kaum verklungen waren, ertönte es wie von einem Echo im Zimmer: „ja, Florentin ist wieder da!" Und in einer kleinen Tapetenthür, die neben dem Ofen hinaus in den Korridor führte, stand hochaufgerichtet plötzlich und ohne daß man ihn kommen gehört, die hohe Gestalt eines ältlichen Mannes, dessen bereits hie und da stark ergrautes Haar seltsam abstach gegen die tief blauen Augen, die so stolz und leuchtend über die im Gemach versammelten Personen hinblickten, wie die eines Jünglings. „Da bin ich," sprach er wieder mit derselben klingenden Stimme, „und ich will mit euch abrechnen."

Ein dumpfer Laut des Schreckens zog durch die Stube; der Consul und Vincenz, Philibert und Victor waren aufgefahren und starrten den Ankömmling lautlos an, bis er rasch vortretend und die Thüre hinter sich ins Schloß werfend sagte: „Vincenz van der Roos, sieh nach deiner Mutter!" — Da fuhren sie wieder herum und sahen die alte Frau eben mit weitgeöffneten, gläsernen Augen rücklings in die Kissen ihres Stuhls zusammenbrechen; ihr Kopf schlug schwer an die Lehne.

Fünftes Kapitel.

Florentin.

„Es war einmal ein Handelsherr dieser alten Stadt, der war über die Maßen reich und angesehn, denn alles, was seine Eltern gesammelt und besessen an Geld und Ehre, war auf ihn allein gekommen; er war der letzte und einzige Sproß seines alten Stammes. Und neben seinem Geld und Ansehn hatte er auch eine stolze Frau, die hatte er sich aus Wismar geholt, und sie war auch eine Erbtochter gewesen, die letzte des alten Geschlechts der Wittenbach, so daß in dieser Ehe Geld zu Geld und Ansehn zu Ansehn kam, wie es im Hause des Kaufherrn gebräuchlich gewesen seit unvordenklichen Zeiten. Das war ein Ruhm und eine Ehre, die waren kaum zu sagen, und sie wählten den Herrn auch in den Magistrat und ließen sich kaum Zeit damit, bis er die Jahre hatte, deren er dazu nach altem Herkommen bedurfte. Denn er sollte ob solcher Ehre der armen Stadt seinen Geldbeutel offen halten, wünschten sie. Und er hieß eigentlich Philibert Westritz van der Roos, und seine Gattin nannte sich Constanze, und sie wohnten im alten Thurm- und Rosenhause am Güllendamm. Aber in der Stadt und weit

umher hießen sie ihn nur „den Herrn vom Güllendamm", und meinten's damit ernst, denn er stand da wie ein Herr, es beugte sich vor ihm Hoch und Gering, und er war doch ein so heitrer, gar nicht hochmüthiger Mann.

„Da habt ihr denn den Anfang meiner Lebensgeschichte, und ihr sprecht vielleicht: das ist ja wie ein Märchen! — Aber so ist es auch, Kinder. Denn wenn ich zurückdenke an das, was ich zu erleben hatte von meiner Wiege an, was diesen Kopf mit hellem Sonnenglanz füllte und mit tiefer, schwüler, banger Nacht, was mein Herz voll Jubel schlagen ließ oder zucken und beben in bitterer Noth, — und wenn ich das alles vorüber gleiten lasse an meinen Augen, so möchte ich oft sagen: aber Florentin, alter Knabe, das ist ja alles nur ein bunter Traum gewesen! — Wie käme so was, so Gutes und Liebes, so Gramvolles und Schweres hinein ins wirkliche Menschenleben?"

So begann Florentin van der Roos, der zurückgekehrte Oheim, als er am trüben Nachmittag mit den beiden Neffen in Victors Zimmer saß. Sie hatten ihn, der plötzlich so mächtig in das Leben der Familie griff, um eine Mittheilung dessen gebeten, was ihn früher mit den Seinen unheilbar entzweit und ihn aus der Heimat vertrieben, was ihn jetzt, nach achtundzwanzig Jahren zur Rückkehr bewegt hatte.

Dem Tage, an dem er so erschreckend im Altenbau und im Zimmer der Großmutter erschienen, waren im Thurm- und Rosenhause manche ernste und trübe gefolgt. Die alte Frau war zwar wieder zum Leben gekommen, aber sie blieb auf der einen Seite gelähmt und ihre Constitution zeigte sich so erschüttert, daß der Arzt sogleich mit Bestimmtheit ihren baldigen Tod voraussagte und dies auch der Kranken auf ihre ernstliche Frage nicht verbarg. „Es ist gut," hatte die alte Dame da ruhig geantwortet; „es ist also gekommen, wie Ihr mir längst vor-

hergesagt, Medicinalrath; aber mich freut, daß ich doch nicht gleich auf dem Fleck todt gewesen. Es gibt noch für mich zu thun." Und darauf war eine große Veränderung mit ihr vorgegangen; fest und grade heraus, aber mit einer Milde, die man nie früher an ihr bemerkt, hatte sie mit den Ihren verkehrt; selbst mit Victor, den sie sonst, und zuletzt besonders wegen seines, wie sie es nannte, „unpraktischen" Lebens, niemals hatte leiden können, hatte sie mehr als ein ernstes Gespräch, und die Frau ihres Sohnes, die auf die Botschaft des Geschehenen mit Philibert zurückgekehrt war, duldete sie fort und fort an ihrem Bett. Zuletzt hatte sie durch Philibert auch Florentin herbeirufen lassen.

Als Vincenz damals auf Florentins Mahnung aus seiner Erstarrung erwacht und der ohnmächtig zusammenbrechenden Mutter beigesprungen war, hatte er mit wildem Zorn gerufen: „Verfluchter, mußt du nun auch zum Mörder deiner Mutter werden, nachdem du all die Deinen schon elend gemacht?" — Da hatte Florentin den Kopf geschüttelt und mit einem finstern stolzen Blick geantwortet: „Du irrst, Vincenz van der Roos, sie ist nicht meine Mutter." — Und als Vincenz ihn darauf mit düsterem Erstaunen anschaute, hatte er hinzugesetzt: „aber das habe ich nicht gewollt. Ich suche an euch mein Recht, doch nicht euren Tod. Aber seid ihr kühn genug, einem andren Herzen Tod und Elend zu geben, und doch zu feig dem Verrathenen ins Auge zu schauen? — Fort, lauft nach Aerzten. Ich weiß, Constanze van der Roos stirbt nicht so leicht; sie war zu aller Zeit hart und zäh." Er hatte darauf, als der Medicinalrath erschienen, den er von früher noch kannte, mit ihm ein paar Worte und einen flüchtigen Händedruck gewechselt, dann dafür gesorgt, daß der Consul nach Hause geschafft wurde, der gleichfalls sehr angegriffen und einer Ohnmacht nahe schien. Gesprochen hatte er aber mit diesem letzteren kein Wort, ja ihn nicht einmal angesehn.

Dann endlich, da man die Matrone ins Bett brachte, war er aus dem Zimmer und mit den Neffen hinauf auf Victors Stube gegangen. „Da habe auch ich vor Zeiten gewohnt," sprach er, während er sich in dem Raume umsah. „Auch von diesen Möbeln habe ich noch gehabt. Und nun," fuhr er zu den Brüdern gewendet fort, „wie seltsam, wie verdammenswerth vielleicht ich euch erscheinen mag — urtheilt noch nicht; es wird sich manches aufklären. Du kennst mich, Victor, und weißt, daß ich neulich nicht daran dachte, hier aufzutreten. Erst was du mir von eurer Mutter gesagt, ließ mich nicht rasten und trieb mich zu diesem Schritt. Nun muß freilich noch mehr zur Sprache kommen, was sonst hätte ruhen mögen." —

Am Nachmittage hatte er dann eine Unterredung mit Vincenz und der herbeigeeilten Schwester, der Gattin des Bürgermeisters Neubank, gehabt; niemand weiter hatte den Inhalt erfahren. Und darauf war er gegangen und wiedergekommen, wie es ihm beliebte, indem er meistens bei Victor weilte, zuweilen aber auch bei Helenen einsah, die im Wohnzimmer waltete. Am Abend des zweiten Tages, da Magdalene mit Margarethen unter Philiberts Geleit zurückkehrte, fand zwischen ihnen eine tief ernste Begrüßung statt, welcher nur die beiden Töchter beiwohnten. Und am vierten Tage Morgens endlich ward Florentin zu der Großmutter gerufen. Sie waren etwa eine Stunde allein gewesen, als Katharine den Befehl erhielt, auch Vincenz herbeizuholen. Und da sie bei dem Eintritt des Handelsherrn grade die Kissen der kranken Frau ordnete, hörte sie dieselbe sagen: „komm her, Vincenz, vertragt euch, und du schlag' dir die dummen Gedanken aus dem Kopf. Wir haben alle einander abzubitten." Indem mußte die Magd das Zimmer verlassen und hörte nichts weiter.

Von der Zeit an war Florentin noch mehrere Male mit

seinem Bruder und Magdalenen bei der Kranken gewesen und stets stundenlang dort geblieben. Als jedoch der Consul angekündigt wurde, den die alte Dame noch einmal zu sehn gewünscht, verließ er augenblicklich das Zimmer. — Am achten Tage endlich nach jenem Schreckensmorgen ließ Constanze Philibert aus dem Comtoir rufen, zu ihrem Bett treten und sprach zu ihm in Gegenwart aller übrigen Glieder der Familie: „Philibert, mein Kind, ich sterbe. Das ist gut, denn meine Zeit ist aus. Ich sehe aber die Pfeiler dieses Hauses morsch und erschüttert — der Herr weiß, wie bald es auf deine Schultern gelegt wird. Du bist der Mann es zu tragen und zu erhalten — ich habe dich erkannt. Du bist wie dein Großvater; ihr habt ein Herz von Eisen, aber schlägt man dran, so klingt's lustig. Hüte dich vor den Sünden deines Großvaters, aber halte wie er unser Haus. Schwörst du mir das?" — Und auf das „Ja!" des erschütterten Enkels sah sie ihn mit ihren großen Augen todesernst an und fuhr fort: „vergiß es nicht, Philibert — alles für das Haus van der Roos, und gält's auch deine Seele! — So, nun bin ich fertig." Und damit drehte sie den Kopf gegen die Wand und sprach nicht mehr. Am Nachmittag starb sie.

Da wurden bei ihrem Begräbniß wieder die beiden Flügel der großen Hausthür im Thurm- und Rosenhause geöffnet. Das geschah nur, wenn ein Sarg hinausgetragen ward, und seit zweiunddreißig Jahren, seit dem Tode des Senators Philibert van der Roos, war das nicht mehr geschehn.

Das war vor drei Tagen gewesen. — Seit sie am Sterbebett der Matrone zusammen gewesen, hatten Vincenz und Florentin sich nur im Vorbeigehn erblickt, ohne mit einander zu reden. Der Handelsherr hielt sich seit dem Begräbniß meistens in seinem Kabinet verschlossen und sah von den Seinen eigent-

lich nur Philibert hie und da auf mehr als Augenblicke, da er mit diesem den Gang der laufenden Geschäfte zu bereden hatte. Mit seiner Frau hatte er nur gleich nach ihrer Rückkehr ein kurzes Gespräch gehabt, seine Töchter kaum beachtet. Zu Victor, der sich nach dem Tode der Großmutter ihm näherte, sagte er nicht unfreundlich, aber kurz und ablehnend: „es ist gut; geh nur. Wir werden über deine Angelegenheiten demnächst einmal reden." Und die beiden Male, wo er zufällig im Flur Florentin begegnete, war er stumm und nur mit einer leichten Neigung des Hauptes an dem auf dieselbe Weise Grüßenden vorübergegangen.

Florentin verkehrte auch jetzt nur im Altenbau auf den Zimmern der Neffen, und zumal mit Victor, mit dem er mehr als eine lange Unterredung hatte. Im Haupthause war er seit dem Begräbnißmorgen nicht mehr gewesen und hatte ebensolange auch Magdalene nicht gesehn, wenn die Nichten auch zuweilen zu ihm und Victor kamen. — Heute nun hatte er dem Wunsch der beiden junger Männer nachgegeben und seine Lebensgeschichte zu erzählen begonnen.

„Wohlan," hatte er gesagt, „sei es so. Uebermorgen soll das Testament der Großmutter eröffnet werden, wobei es zwischen eurem Vater und mir zu Erörterungen kommen könnte. Da wird es auch ihm sogar willkommen sein, wenn ihr beide von dem unterrichtet seid, was du wenigstens, Philibert, über kurz oder lang doch wissen mußt. — Und übrigens kann ich euch ruhig erzählen," setzte er hinzu, „denn von eurem Vater habe ich euch nur Menschliches mitzutheilen und nichts Schlechtes, was ihr nicht hören dürftet. Euer Vater war, wie ich seit kurzem einsehe, damals nur eine Puppe in der andern Händen, ohne daß ers wußte, und wurde mißbraucht." Und darauf begann er in der oben berichteten Weise.

Nach den letzten Worten hatte er eine lange Pause gemacht, den Kopf in die Hand gelegt und hinausgesehen in den stillen Garten, wo nur die Schneeflocken sich regten, die durch die entlaubten Zweige rieselten. Endlich hob er wieder den Kopf, strich mit den Fingern das ziemlich lange Haar von der Stirn nach hinten und fuhr dann folgendermaßen fort.

„So stand es also dazumal im Thurm- und Rosenhause, als eure Großeltern einander heiratheten, das war im Jahre 1774, und wünscht ihr Genaueres darüber zu erfahren, so wendet euch an die alte treue Seele, den Kurt, der als zwölfjähriger Knabe im Frühling jenes Jahrs bereits ins Haus gekommen war und als Ausläufer gebraucht wurde. Das sind nun über sechzig Jahre und ich gebe es dir auf, Philibert, pflege und ehre den Alten, wie du dein Haus und deinen Stamm ehrst, er gehört dazu und hat's verdient um uns, denn ein redlicherer Diener ward nie gefunden.

„Aus Liebe hatten sich eure Großeltern grade nicht gewählt. Sie hatten sich kennen gelernt, als er einige Jahre früher in Wismar bei einem Handelsfreunde eine kurze Zeit lang arbeitete, mit dessen Töchtern die verwaiste junge Constanze Wittenbach sehr vertraut war. Sie war zwar noch ein Kind, der Handelsfreund jedoch, der selbst keinen Sohn hatte, schlug sie dem Vater Philiberts für diesen zur Gattin vor und fand ein sehr geneigtes Ohr. So ward die Sache arrangirt. Philibert mochte dem Wunsch des Vaters nicht zuwider sein, und Constanze schlug einen Westritz van der Roos, der noch dazu ein schmucker Mensch war, ebenso wenig aus, wie irgend eine andere das gethan hätte. Und so wurden sie, als das Trauerjahr um den alten van der Roos vorüber war und Philibert das Haus übernommen hatte, ein Paar, wie damals in solchen Verhältnissen die meisten es zu werden pflegten — nicht aus

Liebe, sondern aus Interesse. Es ging für gewöhnlich mit solchen Ehen gerade so gut, oft auch besser und stets praktischer und verständiger als mit Liebesheirathen. Bei euren Großeltern hatte es aber böse Folgen, und ich schlage damit ein Blatt auf, das in der ganzen Geschichte unsres Hauses nicht schwärzer zu finden sein möchte.

„Constanze Wittenbach war ein hochmüthiges Mädchen gewesen und ward eine noch hochmüthigere, ja übermüthige Frau, die der ganzen Welt es ins Gesicht drückte, daß sie durch Geburt und Verheirathung die Trägerin zweier Namen sei, wie sie in der Handelswelt nicht von besserem Klang zu nennen waren. —

„Die Wittenbach hatten stets so ehren- und ruhmvoll da gestanden, wie die van der Roos. In ihrem Sinn standen sie aber noch darüber, und in späteren Jahren erfuhr es euer Großvater mehr als einmal, daß die Tochter der Wittenbach ihm und seinem Hause eine fast zu große Ehre angethan, als sie ihm ihre Hand gereicht, und daß mit dieser Hand ein Vermögen ins Thurm- und Rosenhaus gekommen, wie bisher noch nicht darin gewesen.

„Ich vermag es nicht zu sagen, meine Kinder, ob ihr in der Großmutter noch die Frau gekannt oder geahnt habt, die sie in ihrer Jugend und in den ersten fünfzig Jahren ihres Lebens war, so lange ich ihr nahe gewesen. Ich habe nie eine zweite gesehn wie sie — keine von solcher Charakterstärke, voll solcher Geisteskraft und Geistesklarheit, voll solcher mehr als männlichen Festigkeit und Entschiedenheit. Sie hatte Anlagen und Fähigkeiten, wie sie keine jener Frauen in höherem Maße besessen hat, die herrschend auf den Thronen großer Reiche saßen. Sie hatte eine Herrschsucht in sich, die durch nichts zu bändigen war, die nach allem griff und alles beugte, was sie in ihren Kreis zu ziehn vermochte. Und um das Bild dieser un-

gewöhnlichen Frau zu vollenden, muß ich hinzufügen, daß ihr Herz und Gefühl nicht weniger gewaltig waren als ihr Geist. Gefühle hatte sie eigentlich nicht, sondern nur Leidenschaften. Gemäßigt war an ihr nichts — es ging alles ins Riesige. Und was sie dachte, was sie fühlte und wollte — das führte sie rücksichtslos und unbeirrt aus und kannte dabei keine Schranken.

„Wenn ein Mensch auf der Welt war, der ihr nicht nur Widerstand zu leisten, sondern ihr auch bis auf einen gewissen Punkt zu imponiren vermochte, so war das euer Großvater, der „Herr vom Güllendamm," ein Mann, dessen heitrem und leichtherzigem Wesen bis dahin niemand die unzerstörbare Zähigkeit, die unbesiegliche Kraft zugetraut hatte, die er schon zu jener Zeit und später immer mehr bewies. Damals, wo ich mich seiner zuerst deutlich erinnere, zählte er etwas über vierzig Jahre, sah aber mindestens zehn Jahre älter aus, und nur selten verzog sein Mund sich noch zu einem Lächeln, nur selten durchleuchtete die alte Jovialität sein Wesen. Doch sah man's auch damals noch, wie stattlich er vordem gewesen, und wie sehr er dir, Philibert, geglichen haben muß.

„Die ersten Jahre hatten die beiden Gatten ein ganz erträgliches Leben geführt, bis eure Tante Josefine geboren ward und seitdem das herrschsüchtige Wesen Constanzens auch gegen euren Großvater zum Ausbruch kam. Seit eures Vaters Geburt nahm es damit noch zu, und nach vielfältigen heftigen Stürmen räumte euer Großvater das Terrain, d. h. *wenn* er stritt, siegte er, allein er wich diesen stürmischen Siegen aus, so viel er's vermochte und begann sein Vergnügen auswärts zu suchen. Das geschah aber so ungezwungen, daß dadurch das Haus van der Roos nicht kompromittirt, daß der im Innern herrschende Unfriede niemand enthüllt wurde. Denn das „Ansehn und die Ehre" seines Hauses ging dem Großvater gleichfalls über alles

Andere. Gebessert freilich hatte er durch dies Leben nichts. Frau Constanze ward jetzt noch obendrein eifersüchtig, obgleich sie selbst in Bezug auf die eheliche Treue niemals streng und gewissenhaft dachte.

„Man redet so viel davon, wie viel besser es vordem gewesen, wie streng und ehrenwerth sonst das Leben war. Das ist die alte Leier, die jeder wieder spielt, der im Alter an seine Jugendzeit zurückdenkt, und der Einzelne mag darin auch für sich recht haben. Im Allgemeinen ist es aber nicht wahr, denn wer nur unbefangenen Auges in die Welt schaut, muß es sehn, daß es immer noch besser geworden ist. — Nicht am wenigsten gilt dies aber auch von der Sittlichkeit, zumal unter den höheren Ständen, mit welcher es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf unglaublich schwachen Füßen stand. Ihr könnt mir einwerfen, es sei damit nicht besser geworden. Aber ihr habt nur halb recht, denn ist es nicht schon eine Besserung, daß man für seinen derartigen Lebenswandel wenigstens einen Schleier sucht, die Welt davon nichts erfahren läßt? Damals war es, kann ich euch versichern, damit anders; es war z. B. gar nichts Ungewöhnliches, daß der Mann seine „Freundin," die Frau ihren „Freund" hatte, mit denen man in den vertraulichsten Verhältnissen lebte. Man war weniger sittlich als sentimental, man lebte nicht sowohl bürgerlich als schäferlich, man redete von den Bedürfnissen des Herzens und dem Bunde der Seelen und was dergleichen Unsinn mehr war, und die Sitten waren so lax wie möglich, und Grundsätze zu einem Wort ohne Sinn geworden. Es war ein großes Verderbniß in der Welt, und wenn euch meine Schilderung übertrieben scheint, so seht hinein in die Geschichte jener Tage, seht hinein in die schmutzige und galante Litteratur jener Zeiten und fragt die Menschen, die das Damals noch erlebt. Ihr werdet mich dann in meinem Urtheil noch milde finden.

„Nicht lange nach Vincenz' Geburt kam eine Dame hieher, die, ich weiß nicht, ob von ihrem Manne drüben in Dänemark geschieden oder ihm entflohen war. Sie hatte meistens in Kostbarkeiten ein nicht unbedeutendes Vermögen mitgebracht, von dem sie sorgenfrei leben konnte, und war zur Verwerthung ihrer Schätze und zur sichern Anlegung und Verwaltung ihres Eigenthums an das Haus van der Roos empfohlen worden. Für gewöhnlich befaßte man sich in dem Hause damals so wenig wie jetzt mit solchen Geschäften; da jedoch die Empfehlung eine gewichtige und dringende gewesen, und das Geschick der jungen und schönen Frau euren Großvater persönlich interessirte, so übernahm er die Sache, legte das Vermögen in seiner eigenen Handlung an, besorgte auch andere Geschäfte der Dame und ward nach und nach ein täglicher, stets willkommener Gast in ihren Zimmern. Hier ruhte er aus von dem ewigen Kampf in seinem eigenen Hause und diese Freistätte ließ er sich auch nicht nehmen, selbst als die Großmutter, durch einen Dritten auf diesen lebhaften Verkehr aufmerksam gemacht, ihm mit ihrer Eifersucht die furchtbarsten Scenen bereitete. Im Gegentheil schloß er sich nur fester an die schöne fremde Frau, die er endlich über alles lieb gewann. Noch in späten Jahren überkam den sonst so gleichmüthigen Mann, wenn er einmal von dieser Zeit und der Lieblichkeit und Güte der Fremden sprach, eine tiefe Schwermuth, und er hat ihren Verlust nie verwunden. Denn sie starb nach einiger Zeit an der Geburt eines Knaben. — Ich brauche es nach dem, was ihr neulich hörtet und auch sonst vielleicht ahnt, wohl kaum noch auszusprechen," setzte der Erzähler nach einem kurzen Schweigen hinzu, „daß ich dieses Kind bin.

„Es muß damals hier im Hause etwas Furchtbares gegeben haben, mehr als die Stürme, die einige Zeit vorher durch die Eifersucht der Großmutter hervorgerufen wurden, mehr als

nur gelegentliche oder gewöhnliche Mißhelligkeiten. Aber wenn ich es auch ahne, so hat doch von der Sache niemals jemand etwas Sicheres erfahren außer den Betheiligten und vielleicht — Kurt. Er hat mir wenigstens früher einmal gesagt: ‚das war damals, als eine Zeit lang alles so gut und still schien und dann plötzlich das unbändige Elend über den Herrn Vater hereinbrach.‘ — In Folge dieses Ereignisses aber ward es möglich, daß ich in das Haus kam, nicht als angenommenes, nicht als adoptirtes, sondern als rechtmäßig geborenes Kind des Hauses van der Roos. Wie man mich von D., wo meine Mutter gestorben, hieher gebracht, wie man es möglich gemacht, das Geheimniß vor aller Welt zu bewahren, und alle Fragen, alles Wundern zu vermeiden, wie sich endlich eure Großmutter dazu verstanden, vor aller Welt meine wirkliche Mutter zu sein — das alles weiß ich nicht, mag auch nichts davon wissen. Ihr wißt selbst, es hat im Thurm- und Rosenhause stets unergründliche Geheimnisse gegeben — damals, wie jetzt. Kurz, es geschah so, und niemand hat davon erfahren als ich, der ich es nach dem Tode des Vaters erfuhr, und mein Vormund, der alte Stolzenburg. Auch eure Großmutter hat nur einmal in einer bösen Stunde zu mir selbst davon geredet. Euer Vater sogar, mein Bruder, wußte es ja bis neulich noch nicht.

„Gesagt hat es Frau Constanze mir erst später, bewiesen aber hat sie es stets, daß sie keinen Theil an mir und ich an ihr hatte; sie war mir nie eine Mutter als im harten Befehlen und Verbieten; eine Freundlichkeit habe ich niemals von ihr erfahren und ein liebes Wort nie zu hören gekriegt. Aber ich will nicht verdammen. Damals, als ich das Verhälniß erfuhr, in dem ich zu ihr stand, war ich noch zu jung und zu heiß und noch obendrein von dem Gefühl des bittersten Hasses erfüllt, als daß ich hätte billig sein und ihre Stellung mir gegenüber

bedenken und abwägen sollen. Jetzt sehe ich ein, wie furchtbar das stolze Weib hierdurch zu leiden, eine wie grausame Demüthigung sie fort und fort, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde zu erdulden hatte. Da konnte die Liebe allerdings nicht aufkommen, da mußte vielmehr der Haß und endlich die Todfeindschaft entstehn, die sie mir — ihr wißt, wie lange! — bewahrt und bewiesen hat.

„Dazu kam, daß ich vom Vater nicht, wie es sonst wohl zu geschehn pflegt, nach und nach vernachläßigt und vergessen, sondern immer mehr und entschiedener bevorzugt, als Liebling im vollsten Sinne des Worts behandelt wurde. Er ließ mich nie aus den Augen, seine erste Frage war stets nach mir; ich war fast immer in seinem Kabinet, wenn mich die Jugendlust nicht ins Freie zog. Ja, dies ging so weit, daß ich als Kind mit ihm auf dem alten Sopha dort, der damals der seine war, oft genug das Nachmittagsschläfchen theilen mußte, umfaßt von seinen Armen, geschmiegt an seine Brust, eingehüllt in die Falten seines weiten Schlafrocks. Später, als ich Unterricht erhielt, mußte ich meine meisten Arbeiten bei ihm machen, und ich erinnere mich, daß, als mir das Griechische schier gar nicht in den Kopf wollte, der damals siebenundvierzigjährige, mit Geschäften und Sorgen überhäufte Mann sich hinsetzte und mit mir die Buchstaben, das Lesen, die Deklinationen lernte, mit mir übersetzte und memorirte, wie ein Altersgenosse. „Siehst du, Florentin," sagte er dann wohl lächelnd, „es geht. Du wirst dich doch von meinem alten Kopf nicht beschämen lassen, mein Junge!" —

„So war mein Vater," setzte der Erzähler hinzu und wischte sich eine Thräne aus dem Auge. „Und wenn den Eltern droben das zu gut gerechnet wird, was sie an ihren Kindern thun, dann muß meinem Vater viel vergeben werden, denn er hat mich sehr geliebt, der Alte, sehr, o sehr! Und dennoch hat er mich

nie verzogen, denn er hat mir auch seine Strenge und seinen Ernst gezeigt, wo es noth war, und seine Hand lag auf mir warm und liebevoll, fest und sicher. Darum habe ich ihn auch geliebt, alle Tage und Stunden meines Lebens, wie kein Kind es mehr vermag. Und noch jetzt vergeht kein Tag, an dem ich seiner nicht treu und innig gedenke.

„Das Verhältniß der Eltern," fuhr Florentin fort, nachdem er wieder eine Zeitlang stumm in den Garten gesehn, „war ein trübseliges, ich sollte igentlich sagen, es gab gar keins mehr zwischen ihnen. Sie verkehrten fast nie mit einander als Mittags bei Tisch und Abends hie und da in einer Gesellschaft oder in einem bald kleineren, bald größeren Kreise von Besuchern. Denn alles, was aus dem Norden kam oder dahin ging, passirte damals diese Stadt, und wer dazwischen von irgend einer Bedeutung war und sich einige Tage hier aufhielt, pflegte an unser Haus empfohlen zu sein. Sonst kam der Vater meines Wissens nicht in Constanzens Zimmer, so wenig wie sie in die seinen. Reden habe ich sie fast nur mit einander sehn, wenn Fremde da waren, oder wenn es irgend etwas in Betreff der Kinder zu sprechen, zu verhandeln gab. Mißhelligkeiten kamen dabei selten vor, denn der Eine sagte kurz und kalt, was er wünschte, und der Andere erwiderte ebenso kurz und kalt ja oder nein. Eines wirklichen Streits erinnere ich mich nur einmal; er war meinetwegen. Ich weiß nicht mehr, was ich verbrochen, allein es war schwerlich mehr als eine Kinderei. Die Mutter sprach davon bei Tisch in den härtesten Ausdrücken, mein Vater antwortete zuerst zustimmend, dann, da die Vorwürfe härter wurden und auch auf anderes übergingen, gleichgültig. Als jedoch Constanze sich immer mehr erhitzte und immer herrischer auftrat, ließ er plötzlich Messer und Gabel ruhn, richtete den Kopf auf und warf ihr einen Blick zu, vor dem sie ihre Rede jäh abbrach.

„Madame," sagte er dabei, „kein Wort mehr oder — Ihr wißt! Ihr kennt, dächt' ich, Eure und meine Grenze." Das war alles. Sie war aber leichenblaß geworden und erwiderte kein Wort.

„Bald nachher passirte das, was den Gang meines ganzen Lebens bestimmen sollte.

„Ich zählte eben vierzehn Jahre, als ich eines Tags Abends nicht lange vor der Mahlzeit, die wir Kinder stets mit der Mutter allein einnahmen — der Vater kam nie dazu herauf außer an Gesellschaftsabenden — irgend eines Anliegens wegen von diesem meinem Zimmer zur Mutter hinüberging. Ich kam durch den Korridor und ihr Schlafzimmer, und als ich die Thür öffnete, welche damals statt der Portieren den Eingang zur Wohnstube verschloß, fand ich dort zwar die Lichter und das gebrauchte Theeservice auf dem Tisch, aber nicht die Bewohnerin. Doch hörte ich gleich darauf ihr leises Lachen aus der Mittelstube. Das war mir ein so gänzlich ungewohnter Laut, daß ich meine knabenhafte Neugierde nicht zu zügeln vermochte und auf den Zehen mich zu der nur angelehnten Thüre schlich. Die Ampel, die dort von der Decke herabhing, war angezündet und verbreitete ihr dämmeriges Licht, und dabei sah ich, daß der zweite Anwesende — der jetzige Consul Leonhardi war. — Von dem Weitern laßt mich schweigen."

Victor schüttelte sich. „Das ist gräßlich!" sagte er; und Philibert stand auf und machte einige Gänge durch's Zimmer. „Wir wußten's wohl — oder wir ahnten's doch," bemerkte er endlich, indem er mit einer heftigen Bewegung seine Cigarre in eine Ecke der Stube warf, „wir haben das schleichende Jammerbild nie ausstehen können! — Aber solche dürre, grade Wahrheit zerstört auch den Rest der Illusion. Fahr' fort, Onkel," setzte er hinzu und kehrte zu seinem Platze zurück; „es ist nicht gut, bei dergleichen zu verweilen."

Florentins Gesicht überzuckte ein finsteres Lächeln. „Freilich,“ versetzte er, „du hast recht, es ist nicht gut. Wie soll es dann aber der benennen, bei dem es immerdar blieb, den es überall begleitete, dessen ganzes Geschick dadurch bedingt ward? — Aber ich will fortfahren.

„Ich schlich zurück, wie ich gekommen, aber als ich an den Theetisch kam, riß ich — ich weiß nicht auf welchen Antrieb — die bunte Decke mit dem ganzen darauf stehenden Service mit einem raschen Griff herunter, entsprang durch die Kammer und flog in mein Zimmer und an die Arbeit zurück, das Haupt wirbelnd, das Herz zusammengedrückt, daß ich kaum zu athmen vermochte, mein ganzes Wesen durchschüttelt von einem knabenhaften Grimm, von einem dunklen Bewußtsein der Schmach unsres Hauses. Und das durchtobte mich desto gewaltsamer, da ich den Menschen schon von jeher instinktmäßig verabscheut hatte. Ihr wißt, daß er früher hier bei eurem Großvater gelernt hat. So lange ich ihn kannte, war er bereits selbständig etablirt und machte nach uns die bedeutendsten Geschäfte im Ort; sein Vermögen galt für außerordentlich. Es verging aber schon damals kaum ein Tag, wo er nicht in unser Haus kam, und es ward ihm das theils als große Anhänglichkeit, theils als Bescheidenheit ausgelegt. Er möge, hieß es, noch immer nichts ohne den Rath seines früheren Lehrherrn — meines Vaters, — unternehmen.

„Hatte ich geglaubt, daß man mich beargwöhnen, oder gar mich auszuforschen suchen werde, so war das eine Irrung gewesen; es regte sich nichts, kein Wort kam mir zu Ohren, ich möchte sagen, es traf mich kein Blick. Das Leben ging im Hause fort wie bisher, die Menschen waren wie sonst; und das begriff ich nicht, denn mir war der Himmel der Unbefangenheit und Unschuld in tausend Stücke zerbrochen. Mein Gefühl für die Mutter war von jeher, gleichsam instinktmäßig, nur schwach

gewesen; jetzt, möchte ich sagen, verlor ich es ganz und sah sie beinah als eine Fremde an. Ich mochte keinen von den beiden Menschen mehr ansehn — ich lauschte mit Angst in den Gesichtszügen der Andren, ob sie auch davon wüßten. Ich schlich und horchte umher, angsthaft und scheu, als habe ich selbst ein böses Gewissen. — Und dabei sah ich einmal am späten Abend, als ich zufällig hier am Fenster stand und kein Licht im Zimmer hatte, daß durch den Garten ein Mann kam und in die kleine, sonst nie benützte, stets verschlossene Korridor-Pforte trat. —

„Am folgenden Tage, da ich Nachmittags nach der Schule wie gewöhnlich in des Vaters Zimmer mein Vesperbrod aß, und er, auch wie immer, dabei in bester Laune war, fragte ich: „Papa, was hat denn Herr Leonhardi noch spät Abends hier im Hause zu thun? Besucht er Sie?“ — Ich meine es noch zu sehn, wie er zusammenfuhr, die lange holländische Thonpfeife fallen ließ und mich anstarrte, als sähe er ein Gespenst. — So stand er wohl eine Minute lang lautlos und ohne Bewegung, gleichsam zusammengesunken; dann richtete er sich wieder auf, fuhr mit der Hand über die Stirn und entgegnete: „davon mußt du nicht reden, Florentin; hörst du, zu niemand auf der Welt! — Er kam — zu mir, aber heimlich; denn ich habe Geldgeschäfte mit ihm und wünsche, daß keiner es erfährt. Es ist mir sehr unangenehm, daß du es gesehn. Aber ich verlasse mich auf dich.“ —

„Ich weiß nicht, was mir in diesen Worten anfänglich das Herz zusammenschnürte, denn ich konnte damals noch nicht einsehen, daß sie unwahr waren. Im Gegentheil erfüllten sie ihren Zweck, sie täuschten und beruhigten mich und nahmen eine Centnerlast von meinem heitern Knabenkopf. Ich ließ das Spähen und Horchen — ich möchte sagen, auch das Nachgrübeln, und vergaß nach und nach fast das Geschehene. Nur „Herr Leon-

hardi," wie ich ihn in trotzigem Gegensatz gegen die Geschwister nannte, die ihn mit „Onkel Fritz" anredeten, ward mir seitdem womöglich noch verhaßter als vorher, und ich gab mir wenig Mühe ihm das zu verbergen. Ich war dazumal aber das einzige Kind im Hause, da eure Tante in jenem Jahre Neubank heirathete, der als Stadtamtmann das Amt Harstenbeck verwaltete, und Vincenz, euer Vater, nach England ging, um sich dort weiter auszubilden.

„Im nächsten Jahre verließ ich die Schule und trat gleichfalls ins Geschäft, da mein Vater sich nicht entschließen konnte, mich von sich zu lassen. Lust hatte ich dazu verzweifelt wenig — ich fing schon damals an, mich mit allerlei poetischen Gedanken und Plänen zu tragen — allein, da ich wußte, daß ich den Vater hierin zum Gegner haben würde, fügte ich mich und gab mir die möglichste Mühe, so daß ich bei meinem guten Kopf schnell genug vorwärts kam, und bereits nach einem weiteren Jahre von dem alten Buchhalter Maulert nach und nach in den innern Gang des Geschäfts eingeweiht ward. Da kam ich denn eines schönen Tags, da ich zufällig in Maulerts Pult schaute, auch über das Inventarienbuch, welches von jeher, wie ihr wohl wißt, vom Chef des Hauses selbst geführt ward. Nur damals hatte mein Vater, weil seine Zeit von gar zu vielen andren Geschäften in Anspruch genommen wurde, die Führung dem alten Buchhalter überlassen, der ja auch seit Gott weiß wie viel Jahren im Hause und mit demselben eins geworden war. Da fand ich zuerst, daß wir vor etwa sechs Jahren verzweiflungsvoll schlecht gestanden hatten. Der Ausbruch und das Umsichgreifen der Revolution, besonders aber der Abfall St. Domingos und der fast allgemeine Seekrieg hatten uns furchtbare Schläge versetzt. Ersichtlich waren wir nur durch sehr große Kapitalien gerettet worden, die unsrem Hause von — Leonhardi vorgestreckt wurden.

„Kinder, ich war ein Knabe von noch nicht siebzehn Jahren — aber, was ich vor Zeiten erlebt, durchschoß mich mit einem neuen, verzweiflungsvollen Licht, — und mir war, als solle ich an dem Grimm meines Herzens, an der Schande unseres Hauses ersticken; und zuletzt ließ ich den Kopf auf das Pult sinken und weinte bitterlich. — Maulert fuhr erschrocken mir gegenüber auf — wir saßen beide allein in dem Zimmer — und fragte mich, was ich habe? — Ich konnte ihm nur stumm das Buch hinübertragen und stumm auf die beiden inhaltschweren Blätter zeigen. Erst des Alten plötzliches Auffahren gab mir das Gefühl der Gegenwart wieder. Er sprang von seinem Sitz und schloß die Thür ins große Comptoir.

„Wie könnt Ihr Euch unterstehen, Eure Nase in dies Buch zu stecken?“ sprach er dann und trat hart auf mich zu und sah mich drohend an. „Wie könnt Ihr Euch erdreisten, dies Buch aus meinem Pult zu stehlen — ja, stehlen, Herr Florentin! Denn Ihr habt's vorhin gethan, da ich hinausging und mich vor dem Sohn des Hauses sicher wähnte. Und meine alten blinden Augen haben nicht auf Euer Thun geachtet! — Herr Florentin, wenn ich das dem Herrn Papa sagte —!“ — „Aber Maulert,“ unterbrach ich ihn, „ich bin ja der Sohn des Hauses und muß es ja doch erfahren.“ — „Ja,“ versetzte er, „wenn Ihr das Geschäft übernehmt — dann! Früher geht Euch das nichts an.“

„Genug, wir zankten noch eine Weile hin und her, bevor er sich besänftigen ließ und mir mein Unrecht vergab. Dann sprach er freilich auch weiter über die Sache. Es war allerdings so gut wie alles verloren gewesen, das Gesammtvermögen beider Eltern, und unser Bruch war vor der Thür, als die Vorschüsse Leonhardis uns wieder auf die Beine geholfen. „Und das,“ setzte der Alte hinzu, „hat mich theils gewundert, denn er ist

ein sehr genauer Herr und guter Rechner, und dabei trotz all seiner sauberen Manieren ein Mensch ohne Herz. Und theils hat's mich geärgert, denn er nahm unvernünftige Procente, und ich kann ihn überhaupt nicht leiden, ich mag ihm nichts zu verdanken haben." — „Das ist es ja, Maulert," bemerkte ich, „so geht's mir auch, und daß wir von dem leben sollen, und daß der Vater von dem was genommen — das hat mich zu weinen gemacht. Denn ich hass' ihn!" Und die Thränen liefen mir wieder aus den Augen.

„Er sah mich aufmerksam an und schüttelte dann den Kopf. „Na," sagt' er, „so arg ist es auch nicht. Wir kommen schon wieder von ihm los. Aber leugnen kann ich nicht, es war mir selbst über die Maßen lieb, als der Herr mir vor zwei Jahren befahl, die erste Rückzahlung an ihn zu machen, obschon es uns noch nicht wenig genirte. Seht da, weil Ihr doch einmal hineingesehen!" Und er schlug das Buch auf und zeigte mir die erste und die folgenden Rückzahlungen — sie mußten etwa von der Zeit an begonnen haben, wo ich jenes oben erwähnte Gespräch mit dem Vater hatte. — Und dann zeigte er mir den Abschluß des letzten Jahrs — wir standen schon wieder recht gut. Ja, im äußersten Nothfall hätte man bereits den letzten Rest unserer Schuld an Leonhardi tilgen können. Aber freilich, dann hätten wir nicht gar viel besser gestanden als damals, wo sie kontrahirt worden. — Ich kann's euch nicht beschreiben, wie mir war; vergeblich rang ich an gegen diesen grausamen Conflict der Ehre und der Schande unsres Hauses. Ich weiß nichts hinzuzufügen, als daß ich von der Zeit an die kaum erwachte Lust zu meinem Geschäft immer mehr wieder verlor. Ich war nicht genug der Sohn des Hauses van der Roos, um den Interessen und der äußern Ehre desselben alles Persönliche nachzusetzen."

So weit hatte Florentin erzählt, als die Thür plötzlich

geöffnet ward und den Handelsherrn hereinließ. Das war ein so überraschender und seltener Besuch, daß die beiden Söhne gleichsam erschrocken von ihren Plätzen auffuhren und selbst Florentin sich erhob. — „Bleibt sitzen," sprach Roos, indem er mitten ins Zimmer trat und mit finsterem Blick von einem zum andren sah. „Bleibt sitzen und laßt euch nicht stören — oder ist mein Argwohn richtig, daß ich störe, und daß hier etwas vorgeht, was man mir zu verbergen wünscht?"

Florentin erhob den Kopf, aber sein Auge blickte milde auf den Bruder. „Wenn du dein unseliges Mißtrauen aufgeben könntest," erwiderte er ruhig, „so möchte manches wieder gut gemacht werden in unsrem finstren alten Hause. Du hast neulich am Sterbebett deiner Mutter schon manches richtiger erfahren, Vincenz, und ich selbst habe dir und der Schwester neulich Abend manches mitgetheilt, was dich aufklären könnte. Ist dir das nicht genug — willst du Genaueres hören, so bleibe hier. Ich erzähle deinen Söhnen das Kapitel „Florentin" aus unserer Familiengeschichte. Was ich an dir zu klagen habe, was du verschuldet, das weißt du, und du kennst mich wohl noch genug, daß ich deinen Söhnen nichts zu sagen habe, was sie mit dem Vater entzweite — traurig mag es sie wohl machen — und daß ich nichts rede, was ich auch dir nicht mittheilen könnte und wollte. Du weißt, ich scheue niemand." — „Das weiß ich," gab Vincenz zur Antwort.

„Du hast den Deinen viel Unrecht gethan, Vincenz," fuhr Florentin wieder ungestört fort, „aber ich klage dich längst nicht mehr deßwegen an, in wie großem Zorn ich damals auch von dir schied. Wir sind beide keine Kinder mehr, die nur das Augenblickliche auffassen und nicht weiter denken und schauen, als ihre Nase reicht. Wir wissen jetzt beide, wo es gefehlt hat, wer uns beide ein Puppenspiel aufführen ließ — aber ein Puppenspiel,

bei dem mehr als ein Menschenleben elend ward. Gegen den Einen — gegen den Consul — haben wir wohl beide keinen Grund zur Schonung. Von der andern — deiner Mutter, Vincenz — können wir hier die Wahrheit nicht verbergen. Deine Söhne wissen's bereits oder müßten es doch erfahren."

Der Handelsherr schaute den Bruder finster an. „Du weißt wohl," erwiderte er, „das alles ist schlimm genug für unser Haus — aber für uns, für mich gab es etwas Anderes, Schwereres! — Doch das soll ja ein Hirngespinst sein, heißt es jetzt! — Genug," setzte er hinzu, da er Florentin den Kopf schütteln sah, „erzähle jetzt weiter und genire dich nicht. Ich bin begierig!" Und er ging zu dem alten Sopha, der früher in seines Vaters Zimmer gestanden, setzte sich tief in die weichen Kissen und stützte den Kopf in die Hand. Florentin und die Söhne nahmen auch wieder Platz, und nach einiger Zeit fuhr der Erstere in seiner Erzählung fort.

„Ich sagte euch also, daß ich nach der Entdeckung unserer Schuld an Leonhardi die Lust zu dem Geschäft verloren hatte und mich meinem alten Treiben hingab — ich nannte es: „den schönen Wissenschaften" — der Vater hieß es verdrießlich: „dem Unsinn." Denn seit er meine Abneigung bemerkte, gab es zwischen uns eine Zeit lang allerlei Mißhelligkeiten. Aber so qualvoll mir dies auch war und so oft und eifrig ich versuchte, dem Handel wieder Geschmack abzugewinnen, — es wollte mir nicht recht gelingen, ich kam immer weiter davon ab. Und zuletzt fügte sich der Vater, wenn auch widerwillig, in meine Abneigung und ließ mich gewähren. — Mit der Mutter hatte ich fast gar keinen Verkehr mehr, als den das Zusammenleben im Hause bedingte; das alte Wesen ging, wie ich sehr wohl wußte, fort. Aber ich sprach nicht mehr darüber. Ich ging meine eigenen

Wege, und ich will nicht leugnen, daß es dabei ein wenig wild herging. Ich war jung, reich und kein Duckmäuser.

„So kam das Jahr 1802 heran, in welchem der Vater unwohl von einem Ausfluge zu eurer Tante Josefine zurückkehrte und sich bereits am folgenden Tage auf das Lager legte, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. An Vincenz, der auf der Rückkehr begriffen bei seiner Braut weilte, ward sogleich ein Expresser geschickt, und als der Vater das angeordnet, ließ er mich ins Zimmer kommen — er lag in seinem Kabinet — wo ich den alten Stolzenburg bei ihm traf. „Das ist dein Vormund, wenn ich todt bin, Florentin," sagte er zu mir. „Sieh ihn an wie mich — ehre und liebe ihn, er verdient's um dich und mich. — Ich will, du sollst in deinem einundzwanzigsten Jahr majorenn erklärt werden. Bis dahin behält Stolzenburg die Leitung deiner Angelegenheiten allein und soll auch für dich bei der Testamentseröffnung zugegen sein. Du sollst früher davon nichts erfahren, damit du in diesen anderthalb Jahren frei deinen Beruf wählen kannst. Wende dich in jeder Verlegenheit an deinen Vormund; er hat Instructionen für alle Fälle. Eins lege ich dir aber ans Herz — du weißt, wie es um unser Haus steht, du hast einen guten Kopf, du hast große Fähigkeiten — du kannst dem Geschäfte von Nutzen sein. Kannst du, so bleibe beim Handel und unterstütze deinen Bruder; er kriegt einen schweren Stand, und dein Bleiben wäre für euch alle am besten. Das räth dir dein sterbender Vater, der nie andres gewollt als dein Bestes." So sprach der Alte zu mir. Zwei Tage darauf starb er unerwartet schnell an einer Lähmung des Herzens. Euer Vater kam erst zum Begräbniß, da der Expresse ihn nicht daheim gefunden.

„Ich kann über die folgende Zeit mit wenigen Worten weggehn. Wir beiden Brüder standen uns, wie von jeher, so gut

es bei unsrem verschiedenen Temperament und bei dem Altersunterschiede, der in solchen Jahren bekanntlich sehr viel thut, irgend möglich war. Euer Vater ist fünf Jahre älter als ich. Er war freundlich gegen mich und ich vertrauensvoll gegen ihn; es gefiel mir wieder im Hause, und als nach einem Jahre eure Mutter hieher kam und die Großmutter in den Altenbau zog, schien mir ein heller Himmel über Thurm und Rose aufzugehn. Ihr ehrt und liebt eure Mutter — und weiß Gott, wie sehr sie das verdient. Denn ein besseres, braveres, lieblicheres Wesen hat Gottes Sonne nicht beschienen auf Erden. Euer Vater liebte sie damals abgöttisch, das ganze Haus betete sie an — und ich war nicht der Letzte dabei. So ist es gewesen, und so hast du es selbst gesehen, gewußt, gewollt, Vincenz." —

„Fahre fort," versetzte der Handelsherr dumpf; es dämmerte stark, und man konnte sein Gesicht im Hintergrunde des Zimmers nicht mehr genau erkennen.

„Nur eurer Großmutter war das junge Weib niemals recht," sprach Florentin weiter. „Vincenz hatte sie nicht nur mit Zustimmung, sondern auch auf den Wunsch des Vaters gewählt, und liebte sie so sehr, daß er sowohl selbst dadurch unabhängiger ward von der Mutter, als auch ihr gegenüber die Selbständigkeit seiner Frau vertrat und verfocht. Es war das alte Lied von mißwollenden und abgeneigten Schwiegermüttern, welches hier von vornherein sich wiederholte. Dazu kam aber auch, daß eure Großmutter von einem unglaublichen Stolz auf den Kaufmannsstand und im Besondern auf ihr und unser Geschlecht beherrscht wurde, und daß Magdalene die Tochter eines Mannes war, der, man wußte nicht recht wie — zu einem großen Güterkomplex und einem jungen Adel gekommen war. In der Großmutter Sinn war es eine Art Mißheirath. Und zu dem allen kam nun noch, daß Magdalenens bedeutendes Vermögen von

ihrem vorsichtigen Vater zwar ausbezahlt, aber in einer Weise sicher gestellt und verklausulirt ward, daß es nicht wohl verloren gehn konnte. Das war sogar eurem Großvater als ein Mangel an Zutrauen nicht angenehm; eurer Großmutter legte es aber eine stete Schranke auf, als sie jetzt nach ihres Gatten Tode sich in die Geschäfte mischte, und zugleich fühlte sie sich verstimmt, daß sie auch nicht ihr Vermögen so gesichert habe."

Als der Erzähler eine Pause machte, sagte der Handelsherr: „lasse uns Licht bringen, Philibert; man sieht sich nicht mehr." Nachdem seinem Willen genügt und die Läden geschlossen waren, drehte er die kleine Lampe so, daß der Kasten sein Gesicht mit Schatten bedeckte. Und die Augen noch mit der Hand beschattend, nahm er wieder die alte Stellung ein. Dann fuhr Florentin fort.

„Es wollte mir nicht gelingen, mich nach des Vaters Wunsch dem Geschäfte wieder mehr zu widmen. Maulert war gleichfalls gestorben, die Mutter und der Consul herrschten und banden eurem Vater durch die Leonhardischen Vorschüsse die Hände und den Willen. Mir erleichterte niemand das Nähertreten, höchstens ward mir erlaubt als Commis zu arbeiten, was meinem Stolz wenig zusagen konnte. Und überdies begann damals plötzlich die Liebe in mir wach zu werden."

Der Handelsherr ließ die Hand von den Augen sinken und sah den Erzähler mit einem langen Blick starr ins Gesicht; aber nur die Söhne bemerkten es; Florentins Auge hing still an der gegenüber befindlichen Wand, und um seinen Mund zog sich ein leises, trübes Lächeln.

„Seht," sagte er nach einer Pause, „ich hatte damals Musikunterricht genommen, denn ich bildete mir ein, auch Musiker zu sein, und mein Lehrer war der Organist an der Johanniskirche, ein strenger und oft rauher Mann und ein arger Hypochon-

der, so daß ich nach einigen Stunden drauf und dran war, ihm zu entlaufen. Da kam ich eines Morgens zur Stunde und traf ihn nicht, dafür aber seine Tochter — sie hieß Johanna nach dem Liebling des Vaters, dem großen Johann Sebastian Bach, — die seine Abwesenheit entschuldigen und mich zu einer andern Zeit bestellen sollte. Ich hatte sie noch nicht gesehn, da sie seit dem Tode ihrer Mutter dem kleinen Hauswesen vorstand, aber auch noch nie von ihr gehört, was bei meinem bunten, umhervagirenden Leben allerdings ein Wunder war. Der strenge Vater hielt sie in großer Abgeschiedenheit, wie es nach seinem Sinn für ein junges Mädchen allein schicklich war.

„Ich bin nicht in der Laune und auch nicht der Mann, daß ich viel Worte über das Mädchen machen sollte. Ich kann es auch nicht einmal, denn etwas Himmlisches nimmt man mit der Seele auf und hat keine lauten Worte dafür. Und Johanna war himmlisch — ich weiß es nicht anders zu nennen — so gut war sie, so lieb, so schön und hold und so rein! — Schaut hinein in die milde Klarheit eines reinen Frühlingsmorgens, wo die Sonne mit ihren ersten, noch sanften Strahlen emporleuchtet zu der fleckenlosen Bläue des hohen Gewölbes, — da überkommt es den Traurigsten mit milder Heiterkeit, der Wildeste spürt den Frieden bis ins tiefste Herz, der Rohste fühlt sein ganzes Wesen leise bewegt. — So war das Mädchen, so mild und klar, — so heiter und schön und sanft umflutete sie das junge, eben erwachende Leben, so friedensvoll endlich, und so heilig überkam es vor ihrem lieben Wesen das wildeste, trotzigste Herz. Von heißem Ungestüm, von einer wilden Leidenschaft war ihr gegenüber keine Rede, sie war dazu einestheils viel zu klar und sanft und andrerseits viel zu heilig. Aber an einen Widerstand gegen ihr Wesen, mein' ich, konnte auch niemand denken. Man mußte ihr zu eigen sein. —

„Uebrigens," setzte Florentin nach einer Pause hinzu, — „es ist hier in der Stadt noch heut ein Kind, das ihr äußerlich sehr ähnlich ist, und ich glaube, auch innerlich. Nur ist es leichteren Herzens und lustiger, denn Johanna war nur zuweilen heiter und niemals ausgelassen. — Und das Kind ist ihre Tochter.

„Es läßt sich wenig davon sagen," fuhr er fort, „und ich wüßte auch wirklich nicht mitzutheilen, wie es mit dieser Liebe weiter ging. Etwas Besonderes, Romantisches war gar nicht dabei, es müßte denn das ganz eigene, fromme Gefühl sein, welches das Hauptkennzeichen in meinem Herzen war, und mich stets erfüllte, ob ich bei ihr war, ob ich von ihr ging, wie und wo ich umhertollte, ich wilder Bursch. Wir mußten, nachdem wir uns gegenseitig ausgesprochen, unsern Verkehr sehr geheim halten, da ihr Vater ihn fürs erste nie gestattet haben würde, selbst wenn ich ihm als Schwiegersohn angestanden. Bisher — so weit kannte ich ihn — war ich ihm viel zu jung und gefiel ihm ganz und gar nicht, weil ich kein Geschäft betrieb, das mich selbständig ernähren konnte. „Was nützt mir eine Kasse voll Gold," sagte er einmal von jemand, der damals auf sein Vermögen hin heirathete, „wenn die Kasse keinen Heckboden hat — keinen goldenen Grund, aus dem es stets wieder aufquillt? — Ein Geschäft — ein Handwerk, und sei's noch so gering, — das, Herr Florentin, wär' mir hundertmal lieber als alles Gold der Welt. Denn das kann man nicht ausgeben oder verlieren!" — So sahen wir uns sehr sparsam, sprachen uns nur hie und da auf ein paar flüchtige Worte und waren doch glücklich, und unsere Liebe blühte frisch und voll.

„Von ihrer Wirkung auf mich habe ich euch schon gesagt. Aeußerlich blieb ich, wie ich gewesen, ich träumte oder ich tollte, denn instinktmäßig verbarg ich mein Inneres vor aller Welt bis

auf ein einzig Wesen — das war eure Mutter. — So sehr ich sie auch von Anfang an verehrte, — ich war ihr bisher ziemlich fremd geblieben und hatte eine gewisse Scheu vor ihr gehabt, wie es damit einem jeden so ergeht, der wild und ausgelassen, ja ausschweifend, sich plötzlich einer durch und durch edlen und reinen Natur gegenüber sieht. Er mag sie verehren, allein er getraut sich nicht heran. Aber wenn sich dann in solchem Menschen zufällig selbst etwas Edles und Reines regt, wenn er sich nach Vertrauen und Mittheilung sehnt — dann trägt er sein volles Herz auch zu niemand lieber als zu dem Wesen, das er bisher nur stumm verehrte. Er fühlt sich dessen jetzt werth.

„So kam ich zu eurer Mutter, so schüttete ich ihr mein Herz aus und fand mich in meinem Vertrauen nicht getäuscht, denn sie gab mir alles wieder was sie vermochte, Rath und Trost, Theilnahme und Herzlichkeit — kurz, was man in solcher Lage begehrt. Hülfe freilich konnte sie mir nicht geben, im Gegentheil verbarg sie mir niemals ihre Sorge, daß diese Liebe ein trauriges Ende nehmen werde. Aber darin — im Muth — hatte ich wieder den Vorrang vor ihr, denn was hofft und glaubt man nicht, wenn man zwanzig Jahre alt ist und liebt! An ein Widerstreben der Meinen dachte ich nicht — weil ich dasselbe gar nicht für möglich hielt, weil ich nicht begriff, daß in solcher Lage etwas andres in Frage kommen könnte als das Herz, daß über mein Gefühl ein andrer urtheilen dürfte als ich selbst. Denn so viel ich mich in der Welt umhergetrieben — wie es eigentlich in ihr zugeht, wußte ich ebensowenig, wie ein andrer in solchen Jahren.

„Und doch, hätte ich nur die Augen aufgethan, so würde ich wohl gesehn haben, wie es wenigstens in unsrem Hause zuging, das ja stets eine Art Welt für sich war, unabhängig von der wirklichen, großen. Man stimmte seit einiger Zeit schon und jetzt immer entschiedener einen andren Ton gegen mich an, einen

eigenthümlichen Ton, der sich nicht wohl schildern läßt. Man beschränkte mich in der Freiheit, die man mir bisher gelassen, und in den mir gewährten Mitteln; es begann ein ewiges Mäkeln und Tadeln, während man mich bisher kaum zu beachten geschienen, man hielt mir überall das Wort entgegen: ‚so ist es Sitte im Hause van der Roos.‘ Mit einem Wort — man suchte mich zu brechen und gleichfalls in die Tyrannei zu zwingen, die damals vom Altenbau aus über das Haus sich erstreckte. Denn man wußte, daß meine Volljährigkeit nahe war, und mochte es doch endlich an der Zeit halten, sich meiner und meines Gehorsams zu versichern, was man über hunderterlei andere Dinge so lange versäumt. Ich sollte sagen: zu lange; denn ich weiß nicht, ob es jemals mit mir gelungen wäre, jetzt aber war es zu spät, zumal eure Mutter stets für mich war, nach allen Seiten zu mäßigen und besänftigen suchte und wenigstens das Verhältniß zwischen ihrem Mann und mir noch immer in erträglichem Gange erhielt.

„Da ward ich einundzwanzig Jahre alt und majorenn, und zugleich wurde jetzt ein Codicill eröffnet, in welchem die näheren Bestimmungen über mich niedergelegt waren. Im Testament unsres Vaters war nur bemerkt worden: da ich keine Lust zum Handelsstande zu haben scheine, so wolle er mich zwar nicht zwingen, müsse jedoch, in Anbetracht der ernsten Lage des Hauses, sodann für mich andere Bestimmungen treffen und habe diese in einem Codicill niedergelegt, welches erst am Tage meiner Mündigkeit eröffnet werden dürfe. — Der Inhalt stieß alle Welt vor den Kopf — den Meinen war ich zu sehr bevorzugt, ich selbst schien mir zurückgesetzt — ich wußte ja so wenig wie sonst jemand von meiner Geburt. Eine Summe von 30,000 Thalern sei mir von dem Besitzer derselben bei seinem Tode vermacht worden, hieß es; sie stehe in Stolzenburgs Verwaltung und sei mir zu über-

antworten. Eine gleiche Summe habe ich aus dem Vermögen des Hauses van der Roos zu empfangen, jedoch in genau bestimmten Wechseln, deren Zinsen zwar mir zufallen sollten, während die Wechsel selbst bis zum fünfundzwanzigsten Jahre nach meiner wirklichen und eigentlichen Mündigkeit — also bis zu meinem fünfzigsten Lebensjahr — nicht gekündigt werden durften. Außerdem war mir von der Familie eine mäßige Rente zu bezahlen — so lange ich im Orte verweile; und zuletzt legte der Vater es mir noch einmal ans Herz, im Geschäft zu bleiben und demselben mit meinen Fähigkeiten und meinem Vermögen zu Hülfe zu kommen, wo ich dann mit den Geschwistern auch im Vermögen zu gleichen Theilen zu gehn habe. — Das war's. Und wenn die Erbschaft auch nicht unbedeutend war, so mußte sie mir, in Erwägung des sonstigen Vermögens, und da ich mich noch immer für einen Sohn des Hauses hielt, halb wie ein himmelschreiendes Unrecht, halb wie eine wahre Bettelei erscheinen.

„Ich opponirte mich auf das entschiedenste. Ich erklärte, das könne nicht des Vaters Wille gewesen sein, daß er mich mit einer so armseligen, also verklausulirten Summe abfinden wolle; die kleine besondere Erbschaft sei ja eine Sache für sich und könne mich im Uebrigen nicht beeinträchtigen. Ich sei dem Vater stets gehorsam gewesen und habe ihm nie einen Grund gegeben, mich zu enterben. Niemals seien in unsrem Hause die nachgeborenen Söhne gezwungen worden, dem Stande des Vaters zu folgen, niemals sei ihnen, weil sie einen andren ergriffen, ihr Erbtheil verkümmert. Sie hätten nur, wie auch die Töchter bei ihrer Verheirathung, sich eine bestimmte Zahl Jahre mit den Zinsen zu begnügen und das Kapital so lange bei dem Hause stehn zu lassen. Uebrigens wolle ich keine Unehre auf unser Haus bringen und keinen Prozeß anfangen. Einstweilen trete

ich hiemit ins Geschäft und in den Besitz meines vollen Vermögenstheils. Sollte mir die Sache später nicht gefallen, so würde ich mich dann auch den andern Bestimmungen fügen. — So sprach ich, und — sei es wie es sei — man fügte sich mir. Am folgenden Tage nahm ich einen Platz im Kabinet ein und ward mit Vincenz zur Konferenz bei der Mutter beschieden, wo natürlich auch der Consul nicht fehlte.

„Der Einblick, den ich jetzt in unsern Vermögensstand that, war ein schreckhafter — wir standen schlechter und gefährlicher als je; der neubegonnene Krieg zwischen England und Frankreich hatte alles zerstört, was der Vater in den letzten Jahren wieder geschaffen, was die ebenso kühnen wie schlauen Spekulationen seitdem angebahnt. Man hatte — verzeihe mir, Bruder, aber es muß gesagt sein! — nicht nur zu neuen Anleihen bei dem Consul schreiten müssen, sondern auch das Vermögen eurer Mutter heimlich angegriffen, und ich sah ein, daß einerseits der Abzug einer so geringen Summe, wie die mir vom Vater in Wechseln bestimmt war, das Haus dem offenen Ruin nahe bringen konnte, und daß andrerseits unsre Rettung von dem Erfolg eines neu unternommenen, ziemlich schmutzigen Geschäfts — einer Lieferung für die f—sche Armee abhing. Euer Vater hatte sich dagegen gewehrt, so lange er's vermochte, und erst die — natürlich von der Mutter insinuirte — Drohung des Consuls, seine Hand von uns abzuziehen, und das ewige und einzige Wort der Mutter selbst: ‚alles für das Haus van der Roos' — hatten ihn zum Nachgeben gebracht.

„Unter solchen Umständen mußte auch mein Widerstand brechen, denn es stand alles auf dem Spiele. — Aber gab ich hier auch nach, in andrer Weise und bei andren Fällen blieb ich desto fester und rang gegen die Tyrannei des Altenhaus an, gegen die „Befehle" der Mutter, gegen die „unmaßgeblichen

Meinungen“ des Consuls; und da ich zugleich meine gänzliche Entfremdung von der Mutter und den Haß und die Verachtung des armseligen Leonhardi nicht verbarg, könnt ihr euch vorstellen, wie man mich betrachtete. Es gab furchtbare Scenen, wo unsere Eisenköpfe hart an einander stießen, und mehr als einmal sah ich die Mutter in ihrer Erbitterung mit ihrem Innern ringen — sie hätte mir sicher so gern einmal den Makel meiner Geburt vorgeworfen und all die Demüthigung zurückgegeben, die sie durch Verheimlichung und Ertragung derselben zu erdulden hatte.

„Aber sie brachte es mir auch heim, und nicht allein darin, daß sie nach und nach euren Vater gegen mich aufstiftete, dem ich mit meiner steten Opposition und meiner Einmischung in alles, wo er bisher allein bestimmt, so schon unbequem genug ward, — und nicht allein darin, daß sie mir stets und überall die eiserne Stirn bot und mich hundert und hundertmal durch Ueberstimmung zum Nachgeben zwang, daß sie sich mit meinem Privatleben beschäftigte und mir bald ein falsches, bald aber auch ein leider wahres Sündenregister vorhielt und mich leidenschaftlichen Menschen damit oft der Verzweiflung nahe brachte. Sie traf es bald noch besser; unter einem Hauptschlag sollte ich biegen oder brechen.

„Ich habe euch wenig von meiner Liebe gesagt“, sprach Florentin nach einem kurzen Schweigen weiter, „aber die Geschichte derselben baute sich nur in unser beider Herzen auf, an äußern Begebenheiten war diese Zeit unendlich arm, und doch sind es nur solche, über die man reden, von denen man erzählen kann. Dazu oder daher kam, daß es auch in unsrem Innren keine große Abwechslung, keine besonderen Zwischenfälle gab, keinen Streit, kein Mißverständniß. Wir wußten nur von Vertrauen und Treue — es war in ihrem Herzen dasselbe wie in dem meinen. Das Leben des Tags freilich lebten wir auf verschiedene

Weise. Ihr genügte ihre Liebe immer und überall und durchleuchtete ihr alle Einsamkeit und Trennung; wir sahen uns leider auch jetzt noch nur heimlich und selten genug. Mich aber drückte die Zeit der Trennung schier todt, und wenn ich nicht mehr arbeiten oder mich daheim herumzanken mochte, gab ich mich allen Genüssen und Thorheiten hin, die mir Jugend und Reichthum gewähren konnten. Nur treu blieb ich ihr und wußte nie von einer andren Frau, das war meine einzige Tugend.

„Aber da ich das Mädchen liebte wie mein Herzblut und das bisherige Leben endlich satt kriegte, bei dem ich nicht aus der Stelle kam, so wollte ich den Versuch machen, wohl oder übel bei dem Geschäft meiner Ahnen auszuharren. Denn nur dann mochte der Vater Johannas meine Werbung vielleicht annehmen. So entschlossen war ich und theilte niemand, selbst eurer Mutter nicht diesen Vorsatz mit, da ich wußte, daß mir auch ihre Zustimmung nicht werden dürfte. Sie hatte von jeher die einzige Möglichkeit eines Gelingens unserer Wünsche im treuen und stillen Ausharren gesehn, bis sich meine Stellung im Hause verbessert oder bis ich mir anderwärts ein eignes Haus gegründet hätte. Ich wollte aber nicht mehr warten. Und jetzt erhielt ich auch eine äußere Veranlassung zum Vorwärtsgehn.

„Es war um die Weihnacht des Jahrs 1805, als Frau Constanze mir eines schönen Morgens in ihrer gewohnten unumwundenen Weise mittheilte, daß es für mich Zeit zum Heirathen sei, damit der noch immer miserable Stand unsres Hauses durch das bedeutende Vermögen einer Frau verbessert werde. Sie hatte dazu jemand ausgesucht, die ich auch ohne meine Liebe zu Johanna sicherlich nie genommen; das Mädchen war bedeutend älter als ich, von wenig angenehmem Aeußern und dazu auch geistig von der Natur so vernachläßigt, daß sich bisher noch kein Bewerber für sie gefunden, obgleich ihr Vermögen nicht geringer

war als das eurer Mutter. Sie hätte in der That eher in eine Heilanstalt als in die Ehe gepaßt. — Als ich die Mutter auf diesen Vorschlag ganz verstummt anstarrte, setzte sie hinzu: „so ist's, ich habe mit ihrem Vormund Rücksprache genommen, und du hast es nun, wie du's verlangen kannst. Die wird dich nicht beschränken in deinem Leben." Ich weiß noch heut nicht, woher ich die Kraft nahm, meinen aufsteigenden Zorn zu unterdrücken und schweigend das Zimmer zu verlassen.

„Das war Morgens; Nachmittags ging ich zur Musikstunde mit dem Entschluß, bei dem Alten um Johanna zu werben. Ich hatte gehofft, daß er noch in einer Probe sein werde und ich mit der Geliebten vor seiner Rückkehr ein paar Worte wechseln könne, allein er war schon daheim und empfing mich gegen seine Gewohnheit starr und kalt. „Mein Herr van der Roos," sprach er auch in ähnlichem Ton, „ich habe Euch zu eröffnen, daß ich nicht mehr Euer Lehrer bin und mein Haus Euch fortan verschließe." — Und da ich ganz bestürzt nach dem Grunde forschte, fuhr er fort: „das sprach Euer Lehrer. Der Mann und Vater aber sagt Euch, daß er, wenn Ihr jemals dies Haus wieder zu betreten wagt und nicht jeden Versuch aufgebt, die Ehre und den Ruf meiner Tochter, der Braut eines Ehrenmannes, durch Eure Verfolgungen zu besudeln, Euch nicht mehr für einen leichtsinnigen Buben, sondern für einen — Bösewicht halten muß, gegen den er sein Recht weiter verfolgen wird."

„Der Schlag war zu stark, ich stand eine Minute wie zerschmettert, bis er sagte: „macht Euch fort, leichtsinniger Knabe, und nehmt das Bewußtsein mit Euch, einen alten vielgetäuschten Mann trotz all seiner Vorsicht noch einmal getäuscht und ihn bis in das Allerheiligste seines Herzens getroffen zu haben — da war das Vertrauen zu meinem Kinde." — Da kam ich zu mir selbst und rief: „Vater, Vater — das habe ich nicht verdient!

Bei Gott im Himmel schwöre ich Euch, es ist kein unlauterer Gedanke in meinem Kopf gewesen, Eure Johanna ist rein, wie der Schnee, der dort vom Himmel fällt!" — Er trat einen Schritt zurück und drückte meine Hand von sich fort. „Junger Mensch," versetzte er stolz, „ich bin ein alter Mann, der ein Recht hat zum Mißtrauen, und es schmerzt mich tief, daß ich sogar das Vertrauen auf die Klugheit meiner Tochter aufgeben muß — sie ist eben auch ein dummes Ding mit einem thörichten Herzen. Aber an ihrer Reinheit, an ihrer Tugend habe ich noch nicht gezweifelt, denn da ständen wir uns hier nicht gegenüber, sondern Ihr oder ich wäre bereits beim Pfeifer! — Und nun geht und lernt, daß dem Sebastian Bachheim seine Ehre zu hoch steht, als daß er sie selbst einem Könige zum Spielwerk lassen sollte, geschweige denn dem Herrn Florentin van der Roos."

„Ich ging nicht, ich bat und beschwor ihn mich zu hören, ich sagte ihm alles und alles vom ersten Beginn unsrer Liebe an; ich sagte ihm, daß ich heut im Sinn gehabt, ehrlich um sie anzuhalten, daß ich deßwegen mich in das mir sonst unerträgliche Joch des Geschäftes füge, weil ich seine Grundsätze kenne und ehre; ich verwies ihn an meine Schwägerin, die schon damals in höchster Achtung und Ehre stand, der ich meine Liebe, meine Pläne bis auf meinen letzten Entschluß mitgetheilt; ich sagte ihm sogar von dem Heirathsproject meiner Mutter, und daß dies mich schon jetzt zur Ausführung meines Entschlusses gedrängt. — Es war alles umsonst. Nicht mehr heftig, aber mit eisiger Kälte und Bestimmtheit lehnte er alles ab. Seine Tochter sei von ihm längst einem andren Manne zugesagt, heute, an ihrem zwanzigsten Geburtstag, habe er ihr, wie vorherbestimmt, die Mittheilung gemacht und den Bräutigam vorgestellt. Von einem Nein wäre in seinem Sinne keine Rede; er sei zwar von altväterischen Grundsätzen, habe aber gefunden, daß es so am besten

sei. Wenn dem aber auch nicht so wäre, so passe seine Familie nicht zum Hause van der Roos, und seine Tochter sei ihm viel zu gut, als daß sie sich irgendwo mißwillig angeblickt und zurückgesetzt sehn solle; und andrerseits verbiete ihm auch sein Gewissen, sie einem Manne ohne Zustimmung und Segen seiner Eltern zu geben. Diese Zustimmung sei von den Meinen nie zu hoffen. So sei's und damit sei es zu Ende. — Das war sein letztes Wort, von dem er nicht abging. Und verzweifelnd stürzte ich davon und trug mein wundes Herz zu eurer Mutter.

„Es folgten für mich ein paar furchtbare Tage, wo ich vergeblich versuchte, die Geliebte zu sprechen, ihr irgend eine Nachricht zukommen zu lassen und mich beinah sinnlos umhertrieb, bald traurig zum Sterben, bald aufbrausend in zorniger Heftigkeit, mit mir selbst, mit aller Welt zerfallen, und bei allem, was ich that und trieb, voll der nagenden, qualvollen Gedanken an das jähe, herbe Ende meiner Träume. Selbst die Theilnahme und das Mitleiden, die milden Trostversuche eurer Mutter thaten mir weh — weßhalb mußte es so weit gekommen sein, daß ich dies alles bedurfte! Und doch kehrte ich immer wieder zu ihr zurück, weil ich dort, unter ihren Worten am Ende noch einzig und allein Ruhe und Frieden fand. Denn im Hause, im Geschäft gab es den, wie ihr denken könnt, für mich nicht.

„Die damalige Lieferung für die s—sche Armee hatte uns zwar viel Geld, aber verzweifelt wenig Ehre gebracht — es waren sogar bittere Reclamationen laut geworden. Und nun beabsichtigte man eine neue ähnliche Unternehmung, die sich noch schlimmer anließ, und zu der ich meine Einwilligung entschieden versagte, ebenso wie zu dem großartigen Schmuggel, der damals anfing durch unsere Vermittlung den ganzen Nachbarstaat mit billigen und schlechten Waaren zu überfluten. Mein Widerstand war energisch, meine Weise dabei, da ich einmal verbittert war,

sicher keine freundliche und gemäßigte, sondern vielleicht unerträglich für die Meinen. Und so war es natürlich, daß unsere Kämpfe immer heftiger, die Worte immer bitterer und rücksichtsloser wurden, daß man sich sehnen mochte, mich um jeden Preis los zu werden.

„So geschah es denn, daß die Mutter, als ich eines Morgens, ich weiß nicht mehr durch welchen Zufall allein bei ihr war, mir bei einem ähnlichen erbitterten Streit, wo ich schonungslos von der Ehrlosigkeit unserer Unternehmungen redete — in der höchsten Aufregung die Worte ausstieß: daß man freilich von einem Menschen nichts anders erwarten könne, der wie ich nicht zum Hause van der Roos gehöre und ihm überhaupt nur Unehre mache. Als sie das gesagt hatte und ich sie betroffen ansah, biß sie sich auf die Lippen und drehte mir den Rücken zu. — „Was bedeutet das, Mutter?“ fragte ich aufgebracht, erhielt jedoch erst nach einer Pause die Gegenfrage zur Antwort: „ich frage dich zum letztenmal, willst du dich dem fügen, was das Wohl des Hauses von dir verlangt — dem angeordneten Geschäftsgange und der bestimmten Heirath — oder nicht?“ — „Nein,“ versetzte ich heftig, „der Ehrlosigkeit füge ich mich nicht und ebensowenig der Heirath mit einer Blödsinnigen.“ — „Das konnte ich mir denken,“ redete sie mit höhnischem Lächeln, „ich weiß ja, wo dich dein verderbtes Herz fesselt. — Aber Geduld, mein Kind! — Jetzt bin ich fertig mit dir. Da ist die Thür.“ —

„Ihre Worte gingen mir, wie ihr mir glauben werdet, nicht wenig im Kopf herum. Bin ich ihr Sohn? fragte ich mich, aber weßhalb dann ihr Haß gegen mich, und des Vaters Liebe? — Oder bin ich des Vaters Sohn — wie komme ich dann in diese Stellung? — Oder waren es nur leere Worte? — Bald entschied ich mich für das Eine, bald für das Andere; bald wollte ich zu ihr zurück mit einer offenen Frage, — bald wollte

ich mich an meinen Bruder wenden. Und mit einemmal fiel mir dabei meines sterbenden Vaters Wort ein: ‚dein Vormund hat Instructionen für alle Fälle,‘ — und so eilte ich zu Stolzenburg, zu dem ich sonst seit meiner Mündigkeit wenig gekommen.

„Es ward mir mehr Aufklärung als ich gehofft; denn kaum hatte ich ihm die Rede der Mutter mitgetheilt, so unterbrach er mich mit den Worten: „also doch! — Du hattest recht, armer Roos!“ Und damit holte er ein versiegeltes Papier herbei, das von meines Vaters Hand an mich adressirt war, und hieß es mich öffnen. Mein Vater theilte mir das Geheimniß meiner Geburt mit und fügte hinzu, daß seine Frau sich in Rücksicht auf andere Dinge dazu verstanden, mich durchaus wie eins ihrer eigenen Kinder zu halten und mir nie das Geheimniß zu verrathen oder meine Geburt vorzuwerfen. Für solchen Fall habe er aber sich selbst die genaue Mittheilung an mich vorbehalten und autorisire mich, ihr ein inliegendes versiegeltes Papier zu übergeben mit dem Beifügen, daß Stolzenburg weitere Instructionen habe. — Ich bestimmte den Alten einstweilen zu schweigen und eilte fort, als sei mir ein Stein vom Herzen gefallen. Ich hatte meinem Vater kein Unrecht mehr vorzuwerfen in Betreff meiner Erbschaft — und ich war frei von der Frau, die ich nicht ehren konnte. Aber es war nicht in den Sternen geschrieben, daß ich mich jemals frei fühlen sollte.

„Schon seit einigen Wochen war mir eine stets zunehmende Verstimmung meines Bruders gegen mich aufgefallen, ohne daß ich jedoch bei dem Drange meiner eigenen Angelegenheiten besonders darauf acht gegeben; wenn das jemals geschah, so schrieb ich sie dem Unwillen über mein stetes Opponiren zu. Jetzt aber, da ich von Stolzenburg nach Hause kam und zu meiner Schwägerin gehn wollte, fand ich sie nicht nur in Thränen, sondern

sie wies mich auch mit dem Bedeuten ab, daß sie jetzt nicht mit mir reden könne. — Bestürzt ging ich und erfuhr draußen von Kurt, der von Jugend auf mein großer Freund gewesen, daß mein Bruder vor einigen Stunden zu Frau Constanze berufen sei und hinterdrein eine zornige Unterredung mit seiner Frau gehabt habe. „Ach Gott, Herr Florentin," setzte der Alte auf meine Frage nach dem Grunde hinzu, „Herr Vincenz ist ja eifersüchtig auf Sie — haben Sie das noch nicht gemerkt? Es ist ja schon seit Wochen so gegangen!" — „Bist du wahnsinnig?" rief ich und wußte doch zugleich, daß er wahr redete. Die Worte, welche eure Großmutter über mein verderbtes Herz gesprochen, zündeten mir ein schreckliches Licht an. — Ich eilte zu eurem Vater — er ließ sich nicht von mir sprechen.

„Und nun laßt mich hierüber schweigen. Mögen die diese Schändlichkeit verantworten, die sie ausheckten und den Brand in das sonst edle Herz eures Vaters warfen und ihn mir zum Todfeinde machten für so viele Jahre, und eurer edlen, wackeren Mutter ein so qualvolles Leben schufen. Ich kann nur das sagen, was ich damals sagte und was jetzt das Bekenntniß einer Sterbenden bezeugt hat: so wahr ein Gott im Himmel lebt — niemals ist auch nur ein Gedanke an solch Verbrechen in diesem Kopfe hier gewesen. Denn ich glaube," setzte Florentin hinzu und warf den Kopf auf und seine Augen blickten stolz und blitzend über seine drei Zuhörer, „nur ich allein bin's, der hierbei einer Vertheidigung bedarf; — wer Magdalene von der Roos kennt, der würde ihr auf den Knieen abbitten, wenn er jemals sie mit einem solchen Gedanken beleidigt hätte." —

Es war einen Augenblick todtenstill im Gemach. Dann setzte sich der Kaufherr plötzlich fester in die Ecke und man hörte ihn tief Luft holen.

„Ein Geist des Unheils regierte über uns alle," fuhr Flo-

rentin wieder fort. „Vielleicht wäre alles noch gut geworden, hätte ich meinen Bruder sprechen können; allein als ich von ihm abgewiesen ward, bekam ich die Nachricht von einer Freundin Johannas, bei der wir uns früher zuweilen gesehn, daß sie einen Brief der Geliebten für mich habe. Ich eilte hin. Johanna schrieb ergeben in ihre Pflicht, gehorsam dem Willen des Vaters, daß sie mich aufgeben müsse, mich aber lieben werde bis an den Tod. Sie möge gar zu gern Abschied von mir nehmen — mich noch einmal sehn. Sie sei seit acht Tagen bei dem Prediger in Markshof, und werde jeden Nachmittag zwischen drei und vier Uhr durch den Garten gehn.

„Mein Plan stand fest in meinem romantischen Kopf — von hier mußte ich fort — ich wollte es nicht ohne das Mädchen — ich hoffte sie zu bewegen mit mir zu gehen — heimlich, daß nie jemand wieder von uns erführe. So eilte ich wieder zu Stolzenburg und theilte ihm nicht nur die Begebenheiten hier im Hause, sondern auch meinen Plan mit; meine stürmische Beredtsamkeit besiegte seine Bedenken, seinen Widerstand; daß ich hier nichts mehr nütz sei, sah er selber klar genug ein, und lieb hatte er mich stets gehabt. So wurden noch an diesem Abend alle jene Theile meines Vermögens, die ich nicht selbst in Händen hatte, auf ihn übertragen, damit er die Zinsen erhebe und mir zufließen lasse. Dann bestellte ich mir einen Wagen — einen Paß wollte mir Stolzenburg zu verschaffen suchen — und eilte nach Hause, um heimlich zu packen, was ich für die erste Zeit bedürfen möchte. Das war am Abend des fünften Januar 1806.

„Am folgenden Tage — es war der Dreikönigstag — war ich gegen Mittag mit dem Schließen meines Mantelsacks beschäftigt und dachte an nichts als an meine Liebe, da erschien Kurt und rief mich zu eurer Mutter. Ich fand sie in Thränen.

Sie bestätigte, was Kurt mir am vorigen Tage verrathen, sie fügte hinzu, daß die Hauptanklage gestern von Frau Constanze ausgegangen, sie theilte mir mit, daß sie nach den qualvollsten und heftigsten Scenen zum Beweis ihrer Unschuld und zur Erklärung ihres häufigen Verkehrs mit mir ihrem Gatten meine Liebe zu Johanna entdeckt, aber keinen Glauben gefunden habe. Sie beschwor mich, mit ihrem Mann zu reden. „Nein," versetzte ich heftig, „ich will an die Quelle zurückgehn. Seien Sie ruhig, Magdalene, was ich noch vermag, geschieht. Leben Sie wohl auf immer — Gott gebe Ihnen alles Glück der Erde. — Ich reise heute Nachmittag — sie wollen mich hinaus haben, weil ich nicht will, wie sie. Ich lasse ihnen den Bettel von Vermögen, den sie wollen. Ich lasse ihnen die Ehrlosigkeit, die sie erstreben!" Und so stürzte ich fort, ohne ihre Antwort abzuwarten, holte das versiegelte Papier des Vaters von meinem Zimmer und trat bei eurer Großmutter ein.

„Ich kannte die Allmacht, welche die feindselige Frau im Hause und über all die Ihren besaß, und hatte daher die Kraft, anfänglich ruhig aufzutreten. Ich habe von dem Verdacht gehört, sagte ich, den sie und Vincenz auf mich würfen. Zum Beweise der Unwahrheit desselben theile ich ihr meine Liebe zu Johanna mit. — Sie entgegnete mir spöttisch, daß sie die Komödie gekannt und den Vater Johannas selbst davon unterrichtet habe, damit diese Narrheit auch äußerlich zu Ende sei, wie sie in meinem Innern nie existirt habe. Ich hielt noch immer an mich und versicherte sie, daß mir die Sache ernst und daß ich das Mädchen mir schon in der nächsten Zeit erringen werde, koste es, was es wolle. Da sprach die furchtbare Frau, „als Frau van der Roos und in diesem Hause gewiß nicht. Willst du sie in anderer Weise haben, als Liebchen — das mache mit den Ihren ab; es geht mich nichts an."

„Und da stand ich von dem Stuhl auf, auf dem ich gesessen, und trat vor sie hin an den alten Tisch mit den Porzellan-Platten, und sagte bebend und meiner kaum mächtig: „Madame, ich habe von Ihnen gestern gehört und dann auch sonst erfahren, daß ich nicht Ihr Sohn bin und keinen Theil an Ihnen habe. Für Liebe habe ich, wissen Sie, Ihnen auch nicht zu danken. Das sendet Ihnen mein Vater," fuhr ich fort und legte das Papier auf den Tisch, aber ich legte zugleich auch die Faust darauf, da ich die Dame jäh auffahren sah. „Und ich sage Ihnen für die Schmach, die Ihre Worte einem reinen Mädchen und mir angethan: — das Liebchen eines andern Mannes zu sein, mag — andern gefallen, aber nicht meiner Braut, denn das ist sie. Denken Sie an eine heruntergerissene Decke Ihres Theetisches." Und damit drehte ich mich um und verließ Zimmer und Haus und ging zu Stolzenburg.

„Mein Gepäck brachte Kurt mir heimlich nach. Um zwei Uhr stieg ich bei meinem Vormunde in den Wagen, nachdem ich ihm zur Pflicht gemacht, fortan nichts mehr in meinen Angelegenheiten gegen die Meinen zu thun."

Als der Erzähler schwieg, blieben auch die Zuhörer lautlos, das Entsetzliche hatte sie gelähmt; Florentin selbst wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Von dem Uebrigen habt auch ihr beide wohl gehört," sprach er endlich gegen die Neffen gewendet mit fast tonloser Stimme. „Das Wetter war meinem Vorhaben günstig, es nebelte so stark, daß man keine dreißig Schritt vor sich sehn konnte. Ich traf die Geliebte und suchte sie zur Flucht zu bereden, sie weigerte sich entschieden. Während dieses Streites zwischen uns erschien ihr Vater, der mein Vorhaben geargwöhnt, da ihn die Großmutter von meinen entschiedenen Worten und meinem Fortgange aus dem Hause unterrichtet hatte. Der Geistliche, in

dessen Hause Johanna weilte, begleitete ihn und zwei Polizeisoldaten. Als der Vater erschien, warf Johanna sich ihm an die Brust und rief: „Vater, sei ruhig, dein Kind geht nicht von dir!“ Da verzweifelte ich an Liebe und Leben; ich schlug mich durch die vier Männer, die mich festhalten wollten, erreichte meinen Wagen und die Grenze. —

„Hier in der Stadt glaubte man, ich sei dieser Geschichte wegen davon gelaufen, um der Strafe zu entgehn. Im Thurm- und Rosenhause aber war Einer, der meinte, ich habe damit der „Komödie“ einen Anschein von Wahrheit geben wollen. — Da habt ihr die Geschichte meines armen Lebens.“ —

Er stand auf und ging mit auf den Rücken gelegten Armen im Zimmer auf und nieder. — „Und das Mädchen — Johanna?“ fragte Victor nach einer Pause. — Der Onkel blieb stehn. „Sie heirathete nach des Vaters Willen den ihr bestimmten Mann,“ versetzte er. „Er hieß Stephani und war Kupferstecher, — ich glaube, kein übler Künstler, wenigstens erinnere ich mich hie und da ein Blatt von ihm gesehn zu haben, das ganz brav war. Aber er hatte kein Glück und ging nach und nach zu Grunde, so daß er bei seinem Tode die Frau und ein Kind in den ärmlichsten Umständen hinterließ. Sie ist dann vor einigen Jahren auch gestorben, vergessen von aller Welt. — So geht's!“ setzte er hinzu.

Auch Vincenz erhob sich jetzt, doch blieb er am Tische stehn. „Laßt uns einen Augenblick allein, Kinder,“ sprach er mit ungewöhnlich mildem Ton; und da beide Söhne zu ihm traten, reichte er ihnen, was sonst in vielen Jahren nicht geschah, die Hand und setzte hinzu: „nur einen Augenblick, wir haben ein paar Worte mit einander zu reden.“ Sie gingen still aus dem Zimmer.

Die Brüder standen sich eine Zeit lang schweigend gegen-

über und sahen einander — forschend, möchte man sagen, in die Augen. — „Und wo bist du seitdem gewesen, Florentin?“ fragte endlich der Handelsherr. — Ein trübes Lächeln zuckte über Florentins Gesicht. „In der Welt,“ war seine Antwort. „Das Register der Orte erläßest du mir wohl — es möchte zu lang werden. Doch habe ich manche Jahre in Schweden gewohnt, auch in Kopenhagen.“ — „Und du bist seit damals nie wieder hier gewesen?“ fragte Vincenz aufs neue. „Auch 1813 nicht? Es hieß damals so.“ — „Nein, Bruder, auch damals nicht. Ich war in dem Jahre weit genug von hier, an den nordamerikanischen Seen.“ — „Und weßhalb bist du jetzt zurückgekehrt, Bruder?“ — „Weil ich einestheils erfuhr, daß Stolzenburg sehr schwach wurde — du weißt, er ist über siebzig Jahre — und weil ich andrerseits auch nach dem armen Mädchen und nach den Ihren forschen wollte, von denen ich wenig oder nichts mehr gehört. Ich habe nicht viel — wenig mehr als früher — aber es genügte doch, das Loos der Armen zu sichern.“ — „Du hast deine Anwesenheit niemand aus unsrer Familie angezeigt?“

Florentin schüttelte den Kopf und warf auf den Bruder einen dunklen Blick. „Vincenz, bist du noch nicht überzeugt?“ sagte er. „Ich wollte mit den Meinen nichts zu thun haben, kannst du mir glauben. Nach unsren alten Begriffen hatten wir genug von einander. — Da suchte dein Victor, der durch Zufall mir auf die Spur gekommen, mich auf, und von ihm erfuhr ich, daß das alte Leid noch immer die Menschen dieses Hauses elend — ja elender als je mache. Darauf hielt ich's für meine Pflicht aufzutreten — und es mußte denn freilich auch noch mehr zur Sprache kommen. Du weißt, daß nicht ich allein argwöhnte, man hätte mich damals aus diesem Hause gehetzt, eigentlich nur, um mich los und um meines Vermögens Herr

zu werden. — Wir haben eben alle geirrt," setzte er mit leisem Kopfschütteln hinzu.

Vincenz trat mit einer raschen Bewegung einen Schritt vom Tische vor und auf den Bruder zu. „Glaubst du, Florentin," sagte er, „daß ich aus mir selbst nie etwas gegen dich gehabt — daß ich nur getäuscht und aufgehetzt ward — daß ich so gut wie wir alle dem Verhängniß unterlegen bin?" — „Das glaube ich jetzt allerdings, Vincenz. Und ich weiß auch, daß deine Lage schwieriger, daß deine Pflichten andere waren, als die meinen."

Der Handelsherr schüttelte heftig den Kopf. „Nein, nein, entschuldige mich nicht! Warum ließ ich mich verblenden, warum ließ ich mich betrügen! Ich sah ja so gut wie du ein, und besser als du, wie es hier zuging. Ich verachtete den schleichenden Burschen ja nicht minder als du! Warum zerriß ich den Zauber nicht, der mich umspann, den ich nicht nur ahnte — dessen Wirken ich oft genug spürte — dem ich hier und da später oft genug entgegentrat! — Schüttle nicht den Kopf — entschuldige mich nicht!" setzte er heftig hinzu. „Ich bin nie ein Schwächling gewesen — immer und in jeder Lage habe ich mich Manns genug gefühlt und immer hab' ich gewußt, was ich wollte! Und nur hier — hier — war ich die Puppe eines elenden Gaukelspiels — nur hier mußte ich unterliegen! Nur hier! Aber das Hier war das Glück meines Lebens, meine Ruhe, mein Segen — meine Seligkeit! — Bruder, wie mache ich das alles gut? — Wie gebe ich euch — wie finde ich selbst Ersatz für all das Elend der langen Jahre?" Er hielt Florentin mit aufwallender Herzlichkeit beide Hände hin, und seine sonst so strengen, stolzen Augen schimmerten feucht.

Der Bruder nahm die Hände des Aufgeregten fest in die seinen. „Vincenz," erwiderte er mit bewegter Stimme, „mache es nicht ärger als es ist, tadle dich nicht, wo du keinen Tadel

verdienst. — Es war von jeher des Teufels Kunst, sein Opfer zuerst da zu packen, wo es am verletzbarsten war — das war dein Jähzorn und deine Eifersucht. Sieh, ich habe deine Mutter nie geliebt, auch nicht, als ich sie noch für meine eigene hielt, — aber wie sie auch war, was sie auch gethan und verbrochen, — sie hat bei ihrem Handeln wohl hie und da Schliche und Hinterlist gebraucht, um zu ihrem Zweck zu gelangen, allein aus ihr selbst kam das nicht, es mußte ihr erst von einem andren gegeben werden — die Kraft hatte sie, aber nicht die Ränke. Glaube mir — ich habe in den langen Jahren meines Wanderns manche Blicke in das Menschenherz gethan — weil ihre Leidenschaft ihre eigene Ehre zu Grunde gerichtet, warf sie sich mit der ganzen Energie ihrer gewaltigen Natur, mit der ganzen Leidenschaft und dem ganzen Fanatismus ihres Wesens auf die Ehre unseres Hauses und hielt sie aufrecht um jeden Preis, ohne Rücksicht auf das Einzelne. Sie mußte doch Eins haben, an dem sie sich hielt.

„Sie ist jetzt dahin," fuhr er fort und faßte die Hände des Bruders fester, „und mit ihr ist der alte finstere Geist geschieden, der so lange hier geherrscht. Mache nun gut, Bruder Vincenz. Bringe du jetzt den guten Geist zur Geltung — lasse die Ehre und Würde des Menschen gelten vor der des Hauses. Glaube mir, sie halten sich einander."

„Ich schwör' es dir — ich will bessern, wie ich kann!" versetzte Vincenz; „ich möchte doch einmal fühlen, daß auch ich Mensch bin und ein Anrecht habe auf das Glück der Erde."

Sechstes Kapitel.

Die Rose vom Güllendamm.

Victors Leben hatte sich bisher in einer Weise entwickelt, wie wir es bei Leuten, die in solchem Stande und solchen Verhältnissen aufwuchsen, nicht grade selten ähnlich finden können. Als Sohn des großen Hauses und im Bewußtsein eines Vermögens erzogen, das seinen Neigungen und seinem ganzen Leben von dieser Seite nicht die entferntesten Schranken entgegenstellte, hatte er sich weder jemals einen Zwang angethan, noch die Nothwendigkeit einzusehn vermocht, daß er sich einem bestimmten, festen Berufe widmen müsse, zumal er im Elternhause kaum jemals darauf hingewiesen und überhaupt nicht zu einem stetigen und geordneten Bildungsgange angehalten ward. Wie mancher hatte er sich ein Studium gewählt, weil es einmal so Sitte und weil er am lustigen Universitätsleben theilnehmen wollte. Statt der Hörsäle besuchte er aber ein Atelier, statt der Hefte schrieb er Gedichte, und wenn er dessenungeachtet bei seinem Scheiden von der Universität auch einige Kenntnisse in seinem Fach mit fort nahm, so hatte er das nur seinem ausgezeichneten Kopf und seinen in der That glänzenden Fähigkeiten zu danken, mit

denen er spielend erlangte, wozu manchem andren nur ein eiserner Fleiß verhilft.

Auf großen Reisen, die er dann unternahm, verlor er auch die letzte Lust zu seinem Fach und gab sich, zurückgekehrt ins Elternhaus, jetzt völlig seiner Neigung zu den schönen Künsten hin. Er hatte das Unglück, bei seinem ersten öffentlichen Auftreten einen mäßigen Beifall zu finden, weil seine Producte in die damals beliebten Richtungen der Malerei und Poesie paßten, und ihnen auch eine gewisse Originalität und frische Kraft nicht abzustreiten war, obgleich sie sich im Grunde nicht über das Niveau der Alltäglichkeit erhoben. Für einen Dilettanten — und mehr war Victor nie — war dies freilich immerhin schon viel, ja das Höchste, was ein solcher überhaupt zu erreichen vermag.

Seine Mutter, deren Liebling er von Jugend auf geblieben, fand das Verständniß ihres tiefen und poetischen Innern, das ihr weder die unglückliche Ehe, noch der übrige Kreis ihrer Angehörigen zeigten, einzig und allein bei dem reichbegabten Sohne, ja sie glaubte bei ihm zum vollsten Leben erwacht zu sehn, was in ihr nur träumend sich regte; und sie war daher wenig geeignet, den Sohn zu überzeugen, daß sein Streben der ächten Weihe der Kunst entbehre und auf die Dauer weder sein Leben ausfüllen, noch seiner Seele genügen könne. Der Vater, der ihn niemals geliebt, bekümmerte sich noch weniger um ihn als um seine übrigen Kinder und ließ ihn Jahr und Tag gewähren, bis er sich in einer Stunde des Zürnens einmal nach dem Fortgange seines Studiums erkundigte. Und auch da sprach er nur Verwandten und Bekannten nach, die seither mit mitleidigem Kopfschütteln hin und wider nach dem Treiben des Jünglings geforscht und nicht grade verhehlt hatten, daß sie ihn für ein mißrathenes Subject hielten. Sie verstanden zwar Victors Wirken nicht zu

würdigen, aber sie fanden es unglaublich und unleidlich, daß jemand auf andren Bahnen als ihren eigenen durchs Leben zu kommen vermöge. Für sie hätte er ein Goethe und Rafael sein können, ohne daß sich die Sache in ihren Augen geändert haben würde.

Zuerst hatte Victor mit wegwerfender Sicherheit verheißen, daß er sein Studium stets wieder aufnehmen und spielend darin zu einem Resultat gelangen könne. Da ihm das jedoch nicht so leicht gelang, war er tiefer als je in seine Beschäftigung mit der Kunst hineingerathen und nach und nach zu dem Vorsatz gekommen, sich hierdurch eine unabhängige Stellung zu schaffen. Der Erfolg, den zufällig grade jetzt einige seiner Werke fanden, und andrerseits seine immer mißlicher werdende Stellung zum Vater, bestärkten ihn so in diesem Gedanken, daß er, trotz der vom Vater verheißenen Verständigung, und obgleich Florentin, der den Neffen zu durchschauen begonnen, ernstlich abmahnte, am vergangenen Abend plötzlich mit der Mutter geredet und ihr den Wunsch mitgetheilt hatte, man möge ihm ein paar tausend Thaler geben, daß er in der ersten Zeit gedeckt sei, und ihn dann hinausziehn lassen, damit er sich selbst sein Brod verdiene. Die Verbitterung gegen die Seinen, die ihn nicht beachteten, und die Ueberschätzung des Beifalls, der ihm draußen ward, hatten ihn zu diesem raschen Entschluß getrieben.

Am Morgen des heutigen Tages hatte Florentin auch zum erstenmal eingehend mit ihm über Regine und seine Bekanntschaft mit ihr geredet; bisher war zwischen ihnen nur in kurzen Andeutungen von dem Mädchen gesprochen worden, weiteren Erklärungen Victors war der Oheim ausgewichen oder hatte sie auch mit ruhiger Offenheit auf eine andere Zeit verschoben. Heut jedoch hatte er, als er Morgens erschienen und seinen schon gewohnten Platz in der Sophaecke eingenommen, mit einem festen

Blick auf den Neffen gefragt: „nun also wohlan, mein Sohn, sage mir offen und wahrhaftig — wie hast du Regine Stephani kennen gelernt und was hast du mit dem Mädchen vor?"

Victor begegnete dem Blick des Oheims mit voller Sicherheit und erzählte. Er hatte das junge Mädchen zufällig eines Abends vor der Zudringlichkeit eines Trunkenen geschützt und nach Hause geleitet. Im Zimmer, das die Kleine eines Einkaufs wegen nur auf einen Augenblick verlassen, fand er auf dem Tisch ihre Arbeit — künstliche Blumen und eine Stickerei nach einem originellen und hübschen Muster, von dem sie auf seine Frage gestand, daß sie es sich selbst erdacht und mühsam genug aufgezeichnet. Seine Aufmerksamkeit sei bei seinem nächsten Besuch durch einige andere Stücke noch lebhafter geworden, er habe ihr ein wenig Anleitung in der Zeichenkunst gegeben und sich zu gleicher Zeit bemüht, ihr einen besseren Verdienst in einer großen Stickereihandlung zu verschaffen und sie aus einer Lage zu erlösen, die nach dem Tode der Mutter und einer alten Verwandten für das junge Mädchen nicht gefährlicher und trostloser gedacht werden konnte. Er hatte sie inzwischen immer lieber und lieber gewonnen, die Unschuld und das schrankenlose Vertrauen des jungen Wesens, ihre Liebe zu ihm, die sich täglich offener zeigte, hatten ihm jeden Gedanken an einen Mißbrauch dieses Vertrauens ferne gehalten. Sie hatten sich ihre Liebe bekannt und einander Treue verheißen, und er hatte ihr dann die kleine Wohnung bei der alten Rümpler verschafft und eingerichtet. Seitdem hatte sich ihr Talent auf das glänzendste entfaltet. „So steht's," schloß Victor bewegt, „und wenn zwei Menschen auf der Welt einander treu sind und mit ehrlichen Absichten einem Ziele zustreben, so sind wir es. Und wenn Herz und Kopf eines Mädchens von jungfräulicher Reinheit und Unschuld existirt — so ist es bei meiner kleinen Regine."

Florentin hatte ihm schweigend zugehört. „Und dennoch hast du ihr deinen Stand und Namen verborgen, Victor?“ fragte er endlich mit tiefem, fast strafendem Ernst. — Aber der Neffe schüttelte den Kopf und versetzte: „Onkel, sei billig! Bei Gott, ich hatte dabei nichts Unehrliches im Sinn. Zuerst mußte ich meinen Namen verbergen — hätte sie mich als Victor van der Roos gekannt, so hätte sie mich nie aufgenommen, nie Vertrauen zu mir gefaßt; sie hätte nie für möglich gehalten, daß ich, in der Welt so hoch über ihr, es ehrlich mit ihr meine. Da nannte ich meinen Autor- und Malernamen, und da war es etwas Andres — der arme Teufel stand ihr gleich. — Seit der Zeit hätt' ich schon oft gern die Wahrheit bekannt, aber es hat sich nie so fügen wollen und ich habe mich auch immer gescheut. Es ist vielleicht gar nicht nöthig, daß sie das Richtige erfährt. Ich gehe ja weg von hier und dann behalte ich den andren Namen. Und ich denke,“ setzte er stolz aufblickend hinzu, „ich habe dem bei ihr eben so wenig Unehre gemacht, wie in der Welt.“

„Und wenn sie nun durch Zufall deinen richtigen Namen entdeckt hätte?“ fragte Florentin wieder mit demselben Ernst; „wie dann?“ — „Sie hätte mir verziehen, weil sie meine Gründe eingesehn,“ war Victors ruhige Antwort. „Sie hat mich zu lieb und vertraut mir viel zu sehr.“ — Der Oheim schüttelte den Kopf: „ein Geheimniß dort, wo die höchste Offenheit sein sollte, läßt immer eine Bitterkeit zurück, wenn es entdeckt wurde.“ — „Nein, Onkel, nein, bei Reginen nicht!“ erwiderte Victor enthusiastisch. „Und wenn das sein könnte, so lege ich gegen dies eine — Unrecht meinen Umgang mit ihr in die Wage, diese zwei Jahre voll Liebe und Vertrauen, wo nicht ein einzig Wort ihr zu nahe getreten. — Glaube mir, ich kenne meine Regine!“ — Da war Florentin aufgestanden und

hatte des Neffen Hand geschüttelt und gesagt: „ihr seid ein paar brave Kinder, und Gott lasse euch seinen Segen für und für. — Ich will für euch thun, was ich kann, aber ich mache dir's zur Bedingung — sei offen gegen sie!" — „Heute noch!" versprach Victor. „Heut seh ich sie wieder!" — Er war manche Tage nicht bei dem Mädchen gewesen.

So dachte er jetzt am Abend des Tages in seinem einsamen Zimmer beim einförmigen Auf- und Niederschreiten, und zumal von Reginen kamen seine Gedanken gar nicht los, es war ihm, als rede in seinem Innern eine mahnende leise Stimme fort und fort von seinem Unrecht gegen die Kleine, wie oft er sich auch seine Gründe für das Verschweigen seines Namens wiederholte, wie oft und wie genau er sich dieselben auseinander legte. — Wie kam der Oheim zu diesen — Grillen?

Da es noch zeitig und die Stunde nicht da war, wo er zu ihr gehn konnte, besuchte er noch, wenn auch nach schwerem Entschluß, das Zimmer der Mutter, wo er nicht nur die Seinen, sondern auch manche Verwandte zu Helenens Geburtstag vereint und in heiterster Geselligkeit fand. Sogar der Vater war, was seit vielen Jahren nicht geschehn, bei den Andren und in einer sehr freundlichen Laune. Aber Victor fühlte sich, zumal in seiner jetzigen Stimmung, dort nicht mehr daheim, und dankte Gott, als er sich endlich während des Aufbruchs der Verwandten unbeachtet zurückziehn konnte. Die Uhr war nahe an neun; er nahm Mantel und Hut, schlüpfte wie immer durch den Thorweg und eilte mit hastigen Schritten seinem Ziele zu. Da vor dem alten Hause hielt er an und sah zu den Fenstern hinauf, die auch jetzt die einzigen waren, die sich in dem Gebäude erhellt zeigten. Er wußte diesen Druck nicht zu deuten, der auf ihm ruhte wie die Ahnung eines nahenden Unglücks. Und zagend stieg er die ächzenden Treppen hinauf.

Oben auf dem kleinen Vorplatz begegnete er der ehrbaren Wittwe, die ihn ganz gegen ihre Gewohnheit ohne Lächeln, mit einem betrübten Gesicht begrüßte und ihn auf einen Augenblick in ihr Zimmer komplimentirte. — Es lief ihm kalt über den Rücken. „Ist Regine krank?“ fragte er, indem er in der geöffneten Thür stehn blieb. — „Ich muß es Ihnen nur gleich sagen,“ erwiderte die alte Frau leise und sah ihn mit einem bekümmerten Blicke an, „sie ist krank, die Jungfer Stephani, aber sie ist noch mehr böse auf Sie. Sie hat Sie neulich bei dem Begräbniß der alten Frau van der Roos in der zweiten Trauerkutsche gesehn und erfahren, daß Sie nicht Rosen heißen, sondern van der Roos, und im Thurm- und Rosenhause daheim sind als Sohn. Und so hat sie denn eingesehn, daß Sie ihr bisher mit solcher Unwahrheit begegnet, und doch nichts andres als Unehrliches von ihr wollen könnten. — Und hübsch war das ganz und gar nicht von Ihnen, Herr van der Roos,“ setzte die alte Frau kopfschüttelnd hinzu.

„Also das war's!“ sprach er nach einer Pause vor sich hin und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Also das! — Lassen Sie mich nur hinein, liebe Madame,“ setzte er dann hinzu; „ich will ihr sagen, daß ich sie zwei Jahre lang ehrlich geliebt und ehrlich gehalten wie meine Braut. Ich denke, das ist so viel werth und mehr als dies Geheimniß, zu dem ich meine Gründe hatte.“ — „Das hab' ich ihr ja auch gesagt,“ versetzte achselzuckend die Frau, „und der alte Herr that's gestern Abend, glaub' ich, auch, aber die kleine obstinate Person will von nichts wissen und nichts hören und will Sie nicht wiedersehn.“ — „Lassen Sie's mich immerhin versuchen,“ bemerkte er leise. „Ist sie wirklich — ernstlich krank? — Nein? — Nun gut, so wollen wir sehn, — und wenn nichts hilft, so müssen wir zur List unsre Zuflucht nehmen, und Sie unterstützen mich, — nicht wahr,

Mama? — Sie trauen mir nichts Schlechtes zu? — Ich will und muß Regine sprechen, denn es geht fort von hier."

Damit schritt er festen Schritts zu der Thür mit dem blanken Messinggriff, versuchte zu öffnen und nannte, da ihm das nicht gelang, flüsternd seinen Namen und sprach auch den der Geliebten wiederholt mit bittendem Tone aus. Allein es blieb drinnen alles still, und selbst, als er endlich mit wirklich bittrer und ziemlich lauter Stimme sprach: „Regine, ist das deine Liebe zu mir? — Regine — gehe ich einmal, so sehn wir uns niemals wieder!" — regte sich im Gemach nichts und kein Laut ward hörbar. Er wandte sich mit einem zornigen Ausruf ab und trat mit den laut gesprochenen Worten auf die erste Treppenstufe: „leuchten Sie mir nicht, liebe Madame, ich finde mich schon zurecht. Der Regine aber sagen Sie einen ernsten Abschied — ich gehe für lange von hier fort."

Da sprang die Thür auf, und das Mädchen stand in der Oeffnung und mit zitternder Stimme sagte sie: „komm her, — wir haben noch mit einander zu reden." — Er blieb stehn und versetzte kalt: „wozu? Laß uns so scheiden — ich bin ja ein Betrüger, sagst du. Was willst du dem noch ein Wort gönnen!" — Sie sprang aus der Thür über den kleinen Platz und faßte heftig seinen Arm. „Ich will dich aber sprechen," entgegnete sie mit fast erstickter Stimme. „Ich will! — Kommst du?" — „Gut, ich komme," erwiderte er mit der gleichen angenommenen Kälte und folgte ihr in das Zimmer und verschloß die Thür.

Er war an der Schwelle stehn geblieben und sah sich im Gemach um — die Vorhänge der Fenster wallten weiß herunter, die kleine Lampe brannte gedämpft auf dem Tisch vor dem Sopha, der grüne Vorhang vor dem Alkoven war gehoben und ließ das kleine schmale Bett sehn, dessen Kissen zusammengedrückt waren, als habe das Mädchen darauf gelegen — und sie selbst, Regine

stand nun vor der Lampe und hatte ihm den Rücken zugedreht, ihr Köpfchen war gesenkt und ihre schlanke Gestalt durchflog hie und da ein leises und doch sichtbares Zittern.

„Regine!" sagte er nach einiger Zeit, da sie noch immer sich nicht rührte, mit sanfter, weicher Stimme; sie fuhr zusammen, aber schwieg. „Regine!" fuhr er fort, „sagst du mir nicht ein einzig Wort?" Und da sie auch jetzt nichts entgegnete, trat er einen Schritt vor und setzte hinzu: „Regine, weißt dù noch, was du neulich redetest? Wer ist nun dem Andern zuerst untreu geworden?" — Sie wandte sich nicht um, sie erhob auch den Kopf nicht, sie ließ die Hände in einander gefaltet auf dem Tische ruhn, aber sie antwortete gepreßt: „du!" — „So? — Ich?" versetzte er ernst, „kannst du mich darauf ansehn?" — Sie blieb noch immer in ihrer bisherigen Stellung und sagte erst nach einer Pause: „du wirst nun doch von mir scheiden." — „Das mußt du doch erst erwarten," entgegnete er ruhig, „bis jetzt bin ich doch noch da. Habe ich dir einen Beweis gegeben, daß ich von dir los wollte?"

„Und ist das kein Beweis," sprach sie fester und erhob den Kopf, „ist das kein Beweis, wenn ich erfahre, daß du deinen Namen mir verbargst, daß du mich betrogen hast und es unehrlich meinst mit einem ehrlichen armen Mädchen?" — „Weißt du das schon so gewiß?" fragte er kalt. „Ich dächte, das müßtest du doch auch wieder erst abwarten. Aber ist das keine Untreue," fuhr er fort, „wenn du zwei Jahre — hörst du wohl, Regine, zwei Jahre! — der Ehrlichkeit, der Treue und Liebe für nichts anschlägst, bloß weil du erfährst, daß ich einen andren Namen trage — bloß, weil du dir ausgedacht, daß ich dir den rechten aus unehrlichen Absichten verborgen haben müsse? — Hängt deine Liebe an dem Namen oder an dem Menschen? Vertraust du nur dem Namen, den du in all der Zeit vielleicht

nicht zehnmal gesagt und gedacht — ich bin ja für dich nur Victor gewesen und nicht Rosen oder Roos! — oder dem Herzen, an dem du so oft geruht, das dich nie von sich gelassen? — Und bist du so klug, mein Kind, daß du alle Verhältnisse durchschaust und alle Gründe weißt, die mich zu solchem Geheimniß zwangen, — und daß du sicher bist, die zwei Jahre Liebe seien Betrug und Täuschung, weil ich ein Geheimniß vor dir hatte?" — Sie erwiderte kein Wort.

„Regine," sprach er nach einer Pause mit mildem Ernst, „sage mir — soll ich denn glauben, daß all deine heiße Liebe nichts war und nichts ist als dieser eine traurige — traurige Zweifel?" — Da wandte sie sich jäh um und sah ihn starr an; dann stürzte sie laut aufweinend zu ihm und schlang beide Arme um seinen Nacken und warf ihr Haupt an seine Brust, und zitterte und bebte vor der Gewalt ihrer unaufhaltsam hervorstürzenden Thränen. — Er hielt sie fest an sich gedrückt und ließ sie schweigend gewähren.

Es war eine geraume Zeit vergangen, als ihr Weinen sich endlich stillte und sie leise sagte: „der alte Herr Westritz hatte wohl recht; nun haben wir uns so lieb gehabt und müssen doch von einander gehn." — Er hob ihren Kopf auf, um ihr in die Augen zu sehn, aber sie hielt die Lider fest geschlossen. „Warum müssen wir das, Regine?" fragte er sanft. — Sie ließ ihren Kopf an seine Brust zurückgleiten und versetzte: „weil es nicht geht, daß wir zusammenleben, Victor. Deine Frau kann ich nun nicht werden — ich passe nicht in ein so stolzes Haus. Da nehmen sie mich nicht, und ich gehe auch nicht hinein. Und —" sie hob den Kopf wieder auf und sah ihn an — „wenn ich nicht deine Frau werden sollte und nur in Unehren dein — sieh, das kann ich nicht, — das nicht! Denn daran müßt' ich sterben, da hülfe mir all meine Liebe nicht und auch nicht all

die deine, und hättest du mich noch tausendmal lieber. Das hab' ich wohl in diesen Tagen an mir gemerkt; mein Herz hat gar nicht mehr geschlagen und mein Kopf war wie dumm, wie todt. So hab' ich mich gegrämt!"

„Wenn sie dich nun aber im Hause van der Roos nehmen?" fragte er und sah ihr forschend in die trüben Augen, „wolltest du dann auch nicht mein sein? — „Nein, Victor, denn ich passe da nicht hinein, nicht zu dir — ihr müßtet euch des geringen Mädchens schämen." — „Bist du gering, Regine? — Wer wie du ist, in solcher Reinheit, in solcher Unschuld, in solcher Ehre, die ist eines Königs werth, und wäre sie eine Bettlerin. Denn kein Weib auf der Welt hat mehr als ihre Ehre, — die ist wie die Sonne am Himmel, das einzige und das allmächtige Licht ihres ganzen Lebens und Wesens. — Aber ich bleibe für dich am Ende doch der Victor Rosen, der ich bisher gewesen," fuhr er fort. „Komm, mein Herzenslieb, ich will dir von mir erzählen." Und sanft führte er sie zum Sopha und zog sie auf seinen Schooß nieder und erzählte ihr dann von seinem Leben im Elternhause und seinen jetzigen Plänen. —

„So siehst du wohl," schloß er seinen langen Bericht, „daß ich es nie böse mit dir im Sinn gehabt. Aber du siehst auch wohl, daß ich jetzt hinaus und mir einen Platz für uns beide suchen muß. Meine Mutter und meine Schwester Gretchen werden dir treu zur Seite stehn, aber ich selbst muß vielleicht Jahr und Tag von dir fern sein. Willst du auch auf mich warten, Regine?"

Sie hob den Kopf auf, setzte sich aufrecht und strich sich die Scheitel aus dem glühenden Gesicht hinter die kleinen Ohren. „Das fragst du mich wohl nicht im Ernst," versetzte sie, und ein trübes Lächeln glänzte in ihren verweinten Augen, „du weißt wohl, daß ich dir mein Lebenlang treu bleibe und von niemand

weiter weiß als von dir, und wenn ich dich auch heute zum letztenmal sähe für mein ganzes Leben. — Aber es geht auch so nicht, Victor, — ich will keinen Unfrieden bringen zwischen dich und die Deinen. Du sollst hier bleiben und dem Willen deines Vaters gehorchen — du sollst was leisten in deinem Geschäft und deinem Namen Ehre machen. Ich meine so, dabei kannst du auch thun, was dir lieb ist, deine Bilder malen und deine Verse schreiben. Sie werden drum nicht schlechter werden, da du's jetzt nicht fürs tägliche Brod zu thun brauchst. Was sollte das werden da draußen in Hunger und Kummer, in Mühe und Noth? Damit verstehst du nicht umzugehn. — Siehst du, wärst du Victor Rosen," fuhr sie fort mit glühenden Wangen und schimmernden Augen, „und hättest, wie ich's stets gedacht, in Armuth zu arbeiten gelernt, und hättest niemand, der dich was anginge, der nach dir fragte, da ging ich mit dir, wohin du wolltest, und es wär' mir nicht bange um unser täglich Brod. Aber nun" — sie holte tief Luft — „nun ist das anders. Weißt du, wie das thut, ums Tägliche sorgen, wenn man nicht kann und doch muß? — Und dazu würden sie dort sagen: das ist der und der, und er hat von Haus müssen, weil er kein gut thun wollte; und die Frau hat ihn drin bestärkt. Und hier würd' es lauten: ja, es ist unser Sohn gewesen, aber wir haben ihn gehn lassen müssen. Und die da — die Frau hat ihn von uns gerissen! — Sieh, Victor, das geht nicht! — Ehre Vater und Mutter! heißt es. — Du hast mir all die Zeit nichts Uebles gethan oder gegeben, und ich hätt's auch nicht von dir genommen. Und nun sollte es so werden?"

Er war noch immer stumm vor Erstaunen, denn zur Betrübniß oder zum Zorn über die Weigerung der Geliebten konnte er davor noch nicht gelangen. So hatte er sie nie gekannt und nie geahnt. Das hatte ihm daheim niemand jemals gesagt, weil

ihm niemand von denen unparteiisch gegenüberstand, die sich so oder so für sein Treiben interessirten, und weil Florentin trotz alles Verkehrs ihn noch zu wenig kannte, um mit aller Bestimmtheit über sein Schaffen urtheilen und ihm mit Erfolg ab- oder zurathen zu können. Und das klang ihm jetzt aus den Worten des einfachen jungen Mädchens unabweislich entgegen: du bist ein Dilettant, und es sind zwei sehr verschiedene Dinge, ob du als solcher, in Verhältnissen, die dich nirgends beengen und dir stets den Rücken decken, deine Kunst betreibst, nicht auf den Ertrag deiner Werke siehst und dich des Beifalls freust, den dieselben als Schöpfungen eines Dilettanten erhalten, — oder ob du deiner Kunst leben und dieselbe ausbeuten mußt, um von deinen Erfolgen darin leben zu können. — Das hatte er so wenig bedacht wie die meisten seines Gleichen, ob ihm die Sache gleich, da sie einmal zur Sprache gekommen, jetzt auch einleuchtend genug war. Darum traf ihn die Wahrheit auch so überraschend, ja überwältigend und erschütterte mit einemmal all seine Berechnungen, all seine Illusionen, die sich in ihm nach und nach ausgebildet und festgestellt hatten. Und es kam dies Licht dazu von der, die ihn liebte und über alle Menschen stellte, und von der er gestehn mußte, daß sie ohne jegliche Illusion, allein in der Praxis des Lebens herangewachsen und geschult war.

Indessen, so tief er sich durch diese plötzliche Erkenntniß auch niedergedrückt fühlte, unter solchem Druck ward etwas von dem Erbtheil seines Stammes in ihm wach — die Elasticität und Zähigkeit nicht nur, sondern auch die Geistesgegenwart und Unverzagtheit, die bisher den alten Stamm durch alle Stürme begleitet und erhalten hatte. Er fuhr sich über die Stirn, als wolle er den Gedanken: es muß also anders werden! — auch äußerlich zur Seite schieben, wie er es innerlich that, und mit voller Kraft warf er sich darauf, die Geliebte wieder zu gewinnen

und fester an sich zu binden, als sie's bisher schon gewesen. Damit gelang es ihm denn freilich besser, da das Mädchen ihn zu lieb hatte, als daß sie der Wärme und Innigkeit seines Wesens hätte lange Widerstand leisten, ihr ungerechtes Mißtrauen festhalten sollen. Und wenn sie auch traurig meinte: „ja, scheiden müssen wir aber doch, denn wir passen nicht für einander, und ich kann und will nicht die Friedensstörerin zwischen dir und den Deinen sein!" — so wußte er sie wenigstens für jetzt auch darüber hinwegzuführen, so daß sie endlich wieder wie vordem mit ruhigem und innigem Vertrauen an seiner Brust ruhte und ihm ihr Herz ausschüttete. Als er schied, waltete auch hier wieder der Friede, und seine letzten Worte waren: „quäle dich nicht, Regine, — dazu ist immer noch Zeit! — sondern vertraue wie sonst auf eine freudige Zukunft. Glaube mir — es wird sich auch für uns ein Weg zum Glück finden lassen."

Und der Weg war schon gefunden.

Als Victor vorhin das Zimmer der Mutter verlassen und auch die Verwandten Abschied genommen, hatte sich Florentin eingefunden, der am Morgen von seinem Bruder selbst in diese Räume und zu der Frau begleitet worden war, der er sich so lange nur unter dem finstersten Argwohn hatte nähern dürfen. Die drei Menschen waren über eine Stunde allein geblieben, und als sie schieden, hatte das Ehepaar Florentin über die Gallerie bis zur Treppe begleitet, um dort den herzlichsten Abschied zu nehmen, und Vincenz hatte gesagt: „also gewiß, Bruder, heut Abend kommst du und nimmst wieder deinen Platz im Hause ein, wie er dir gebührt. Wir haben nachzuholen mit einander." Darauf hatte er dem Bruder die Hand geschüttelt und war mit der Gattin in ihr Zimmer zurückgekehrt, wo sie noch bis zum Mittagessen allein verweilten.

Auch jetzt am Abend war der Empfang Florentins ein

sehr herzlicher, und wenn sich auch bei dem Handelsherrn im Lauf des Zusammenseins hie und da ein gewisser Druck und bei Magdalenen eine immer aufs neue durchbrechende Bewegung verrieth, so wußte doch der neue Hausgenosse mit seiner freundlichen, Zutrauen erweckenden Weise beide Gatten bald darüber fortzubringen, indem er dabei auf das gewandteste die Erinnerungen zu vermeiden wußte, welche überall für diese drei Menschen auftauchten und ihre Heiterkeit hätten trüben können.

Als nach dem einfachen Abendbrode Philibert und die beiden Schwestern sich, wie es im Hause von jeher üblich gewesen, zurückgezogen hatten, diesmal jedoch mit einem herzlich gebotenen und herzlich erwiderten Gutenachtgruß, blieb Florentin nach einigen Gängen durchs Zimmer am Tische vor den Gatten stehn und sagte: „wenn ihr noch nicht müde seid, laßt uns ein Kapitel durchsprechen, das zu den mißlichsten hier im Hause gehört. Wir haben so lange Unruhe gehabt, daß wir uns alle nach Ruhe sehnen; wir haben so viel Unfrieden gesehn — laßt uns jetzt den Frieden suchen." — Magdalenens Auge streifte mit einem etwas scheuen Blick zu ihrem Gatten hinüber; allein Vincenz ruhte ohne Bewegung in seinem tiefen Sessel, und nur über sein sonst so finsteres und strenges Gesicht glitt es wie ein beinah schwermüthiges Lächeln. „Ich weiß, wohin du willst," entgegnete er jetzt dem Bruder. „Du denkst an Victor. — Glaube mir, Florentin, auch ich denke an meinen Sohn schon in all diesen Tagen mehr als genug, und zumal, seit Magdalene mir von seinen Plänen gesagt. Unzufrieden bin ich damit nicht — im Gegentheil, ich danke Gott, daß er endlich einmal aus dieser faulen Ruhe, endlich zu einem Entschlusse kommt."

Florentin schüttelte den Kopf. „Sei nicht zu schnell," versetzte er. „Ich habe Victor in diesen vierzehn Tagen so gut kennen zu lernen gesucht, wie ich's vermochte. Es zog mich zu

ihm, weil ich eine Aehnlichkeit mit mir selbst an ihm fand. Allein ich sah bald, daß es damit nichts war; er hat theils mehr, theils weniger als ich. Mit seinem künstlerischen Schaffen ist es, so viel Anlagen er hat, — dummes Zeug —." — „Florentin, Sie urtheilen zu hart," unterbrach ihn Magdalene bestürzt. „Mir däucht, seine Erfolge —." — „Auch das ist nichts, liebe Schwägerin," sagte er ruhig. „Man sieht es den Sachen an, daß sie nebenbei, zum Vergnügen geschaffen sind, und läßt ihnen als solchen leider eine gewisse Ehre widerfahren, während man absolut und principiell allen Dilettantismus verwerfen sollte, möge er der wahren Kunst so nahe kommen, wie er wolle. Sehen Sie alles an, was man über ihn sagt — überall mahnt man ihn doch zu einer ernsteren Strenge gegen sich selbst. Und das ist es grade, was ihm fehlt. Die hat niemand gegen ihn bewiesen, und er selbst ist auch nicht dazu gekommen. Er hat's nicht nöthig! denkt er. Und wie ernstlich er's auch meinen mag, im Grunde ist all sein Schaffen und Treiben nur auch eine Manier die Zeit auszufüllen, wie ein andrer sie mit Umherschwärmen, mit Trinken und Spielen verbringt."

„Ich glaube, du hast nur zu recht," bemerkte Vincenz nach einer Pause. „Aber wie nun bessern?" — „Und doch ist er im Grunde durch und durch edel und brav," versetzte Florentin, „er empfindet, daß es einer Thätigkeit bedarf — er sehnt sich nach einer festen Basis für sich, das könnt ihr aus seinen neuesten Plänen abnehmen. Ich glaube, wenn man ihn mit Verstand zu lenken suchte, wenn man ihm die Möglichkeit gewährte, sich keine ideelle — sondern eine wirkliche, reelle Stellung zu verschaffen, könnte man ihn dem practischen Leben noch jetzt gewinnen und ihn noch jetzt zu einem practischen tüchtigen Menschen machen." — „Aber wie?" fragte Roos wieder.

Florentin lächelte. „Willst du einen Rath von mir an-

nehmen, so gib ihm — eine praktische Frau, für die er schaffen muß. — Gib ihm die, die er nicht als Dilettant, sondern als voller und ganzer Mensch liebt — die kleine Regine Stephani aus der Johannisstraße. Das ist ein Wesen, eines Königs werth, und man wird sie dereinst wieder mit Ehren „die Rose vom Güllendamm" heißen, wie vor langen Jahren unsere Aeltermutter, die alte Serena, und wie zu unsrer Zeit deine Magdalene. Wir haben was gut zu machen an dem Kinde," setzte er nach einer Pause hinzu. „Denn wäre es damals zugegangen, wie es sollte, so wäre sie als Regine van der Roos geboren, und meine Tochter." Als er jetzt schwieg, ließ er seine hohe Gestalt in einen Sessel am Tisch gleiten und legte das Haupt nachdenklich zurück an die Lehne.

Der Handelsherr hatte ihn schweigend und ohne einen Zug seines Gesichts zu verändern bis zum Schlusse angehört, jetzt stand er auf und ging mit auf dem Rücken ineinandergelegten Händen seiner Gewohnheit nach im Zimmer auf und nieder. Seit er mit dem Bruder ans Sterbebett seiner Mutter berufen war und von ihr über manche bisher unklare und ihm unbekannte Punkte Mittheilungen erhalten hatte, die es ihm enthüllten, daß er trotz seiner Kraft und Selbständigkeit mehr als einmal nichts gewesen war als die Marionette in den Händen der Mutter und ihres gewissenlosen Freundes — seitdem war eine große Veränderung in ihm vorgegangen. Besonders hatte ihn das offene Geständniß der Sterbenden, daß sie, um Florentin wegzubringen, die Idee des Consuls von einer „Liebschaft" des jungen Menschen und der jungen Frau des Hauses aufgegriffen und die Eifersucht und den Haß des Gatten methodisch und absichtlich geweckt und genährt habe, — beinah von Sinnen gebracht. Der starke Mann war dem Druck des Gedankens fast unterlegen, daß es eine Lüge gewesen, die sein ganzes Dasein vergiftet, die das Glück des

Lebens für so viele Jahre fern gehalten von der Schwelle des alten Thurm- und Rosenhauses. Und als so der Dämon entweichen mußte, der ihn so lange und so furchtbar beherrscht hatte, da war es, als sei mit ihm zugleich der Grundstein der Wälle und Mauern zerbrochen und versunken, die er aus Finsterkeit und Härte, aus Starrheit und Bitterkeit um den tiefen edlen Kern seines Wesens nach und nach aufgebaut hatte.

Nachdem er Tage lang gerungen, um sich in diesem neuen Dasein zurecht zu finden, zerstörte Florentins ruhige und ungeschminkte Erzählung des vorigen Abends die letzten Reste des alten Mißtrauens, der alten Bitterkeit. Und da war er zurückgekehrt zu der Frau, die seine glühende und seine einzige Liebe gewesen sein Lebenlang und der er dennoch nichts gegeben als Leid und Verzweiflung — und er war zurückgekehrt zu den Seinen, die noch niemals an ihm einen Vater gehabt. Er war nur ihr Tyrann gewesen.

Hatte er schon in den letzten Tagen, wo er überhaupt zum erstenmal mit Vateraugen in seine Familie schaute, auch Victors viel und ernst gedacht, so war das noch viel ernster geschehn, seit seine Frau in der vergangenen Nacht zu ihm von den kurz zuvor ihr mitgetheilten Plänen und Wünschen ihres Lieblings geredet hatte. Er war zu ihr gekommen mit einem Herzen voll Trauer und Reue und fühlte es voller und voller werden, als die Langverkannte ihm nach allerdings schweren Kämpfen mit sich selbst endlich wieder ihr verzeihendes Herz öffnete und ihn offen hineinsehn ließ in sein Haus und den Kreis der Seinen. Auch hier war endlich zum Schluß ihrer langen und innigen Verhandlung sein Wort gewesen: „ich will bessern, was und wie ich kann!"

Auch von dem Liebesverhältniß Victors war die Rede gewesen, das der Mutter seit einiger Zeit bekannt war, und von

dem auch Vincenz als von einem schlechten Streich des Sohnes erfahren hatte. — Am Morgen jenes Tages, mit dem unsere Geschichte begann, hatte er mit Philibert schon darüber geredet und nach den näheren Umständen gefragt. Philibert jedoch wußte von nichts und bezweifelte auch die Wahrheit der Nachricht, da er Victor nie als ausschweifend kennen gelernt hatte. An etwas Ernstes konnte er aber um so weniger glauben, da der Bruder so gut wie er selbst wußte, daß zu einer solchen Verbindung den damaligen Verhältnissen nach nie die Einwilligung des Vaters zu hoffen war. Um so stärker mußte es ihn daher überraschen, als er am selben Abend damals dennoch Victor auf solchem Wege fand. — Mit dem Vater hatte er, zumal er von dem Bruder auf die erste offene Frage alles erfahren, und da in jener Zeit so manches Schwere über das Haus hereinzubrechen drohte, nicht mehr darüber geredet, und dieser war jetzt in der Unterredung mit Magdalenen von selbst, aber um vieles milder darauf zurückgekommen. Der Wink in Florentins Erzählung von der noch lebenden Tochter Johannas, der für den scharf beobachtenden Handelsherrn unschwer auf die Bekannte des Sohnes zu deuten war, ging nicht an ihm verloren, — und so war er, als er die Pläne Victors, in die Ferne zu ziehn, erfuhr, bereits selbst auf den Gedanken gekommen, den vorhin Florentin aussprach: wenn das Mädchen brav und tüchtig sei, sie dem Sohn als Aussteuer und Halt mitzugeben auf den Weg, den er sich durchs Leben suchen und bahnen wollte, dies Mädchen, dessen Mutter von dem Thurm- und Rosenhause aus ein schweres Loos bereitet worden. — Vor dem glühenden Wunsche zu bessern und zu vergüten, schwieg in dem stolzen Manne jetzt sogar das hohe Gefühl seines Stammes und Ranges.

Als er sich jedoch jetzt, nach einigen Gängen durchs Zimmer zum Tisch zurückwandte und seine Ansicht in dieser Weise

aussprach, fand er bei dem Bruder einen entschiedenen Widerstand. „Wollt ihr mir hiebei eine Stimme zugestehn," sagte Florentin, „so überlegt ihr beide die Sache noch einmal und gebt diesem seinem Plan nicht nach. Daß es mit seinem Kunsttreiben nichts ist, könnt ihr mir glauben; das ist gut um das Dasein zu schmücken, um vom derben Tagesleben dabei auszuruhen — dazu genügt's, und dazu soll er es auch behalten als eine schöne, dankenswerthe Mitgabe des Himmels. Aber es reicht nicht hin, daß er sein Leben darauf begründe. Glaubt mir, nach kurzer Zeit würde er dabei unterliegen und ohne eure Hülfe zu Grunde gehn. Gebt ihm einen Beruf, bei dem er sein richtiges, tüchtiges, tägliches Pensum zu thun hat. Er ist ein klarer, einsichtsvoller, ja geistvoller Mensch, — ich sehe nicht ein, weshalb du ihn für das Haus und Geschäft van der Roos verlieren willst, Vincenz. Ich dächte, seine poetische, schwunghafte, kühne Natur könnte der prosaischen und bedächtigen Philiberts ganz passend assistiren. Seine Sprachkenntniß ist wahrhaft tüchtig, sein bischen übriggebliebenes Jus schadet ihm nicht, und wenn er sich erst auswärts ein oder zwei Jahre lang in tüchtiger Arbeit gekräftigt, dann bürge ich dafür, daß er mit seinem dreißigsten Jahre ein brauchbarer Mensch ist, der euch Freude macht."

Magdalene schüttelte traurig den Kopf; sie konnte so schnell den Traum von einer glänzenden Laufbahn des Sohnes, und den Glauben an eine ebenso glänzende Begabung desselben nicht aufgeben. Auch Roos schwieg lange Zeit in tiefem Nachdenken, und da er endlich sprach, meinte er: „das möchte alles sein, aber es ist ja eben das Unglück, daß er zu nichts zu bringen ist."

„Bah!" entgegnete Florentin heiter, „verzagt doch nicht gleich an einem Menschen! Glaubt mir, meistens kommt es in solchem Falle nur darauf an, daß man ihm auf einen Weg,

aber auf den richtigen Weg hilft und ihm dann einen derben Sporn in die Seite setzt. Der Handel ist sein Fach und Weg — ich schwör' darauf! — und der Sporn ist — Regine. Ich kenne das Mädchen, sie ist es werth, daß ihr sie ihm als Preis für sein ernstes Streben nach einer wirklichen Existenz zugesteht. Und wie ich ihn und seine Liebe kenne, die zwei Jahre lang die Ehre der Geliebten lauter wie Gold erhielt — so wird ihm der Preis des Strebens werth sein. — Damit sie aber auch äußerlich eurer und seiner werth sei," setzte er mit einem feinen Lächeln hinzu, „so will ich's euch gestehn, was sonst noch Geheimniß: ich adoptire sie als mein Kind. — Wird das Platz haben im Thurm- und Rosenhause?" —

„Florentin, Sie sind ein edler Mensch!" sagte Magdalene bis zu Thränen bewegt; aber Vincenz drückte lachend die Hand des Bruders und meinte: „du warst von jeher ein schlauer Bursch! Ich sehe, du hast es noch nicht verlernt. — Aber," fuhr er fort, „wenn wir nur die Rechnung nicht ohne den Wirth machten, die Romantik auch deine Protégé ansteckte und sie lieber mit ihm in die Ferne möchte?" — Florentin schüttelte den Kopf und versetzte leichthin: „hm, kein Gedanke! — Aber ich werde auf alle Fälle vorbeugen."

Wie man weiß, bedurfte es dessen nicht, da Regine bei all ihrer Liebe dennoch weder sich selbst noch Victor verbarg, daß sein bisheriges Streben und Schaffen wenig geeignet sei, ihnen eine Existenz zu gründen. Das sprach sie nun auch gegen Florentin zwar nicht mit deutlichen Worten aus, denn dazu hätte sie tiefer gebildet sein müssen, als sie war, aber Florentin hörte es aus ihren Andeutungen heraus, wie es Victor gehört hatte, und als er daheim von einem so ernsten Sinn des Mädchens berichtete, nahm er dadurch den Handelsherrn besonders aufs Aeußerste für sie ein. Vincenz begriff daraus auch immer

besser, weßhalb Victor das Mädchen nicht nur so über alles liebte, sondern auch durch ihre Vorstellungen und Einwendungen so tief erschüttert und so nachhaltig umgestimmt werden konnte, daß er auf die ihm vorgelegten Pläne und Absichten der Seinen jetzt ohne besonderen Widerstand einging. Als das einzige, was er bisher mit Ernst erstrebt und in Wirklichkeit erreicht, — der Besitz und die Liebe der Geliebten in Frage gestellt war, regte sich alles in ihm, was er an Energie besaß, und dankbar ergriff er die Vorschläge der Seinen, die ihn der Mühe der Erwägens und Selbstbestimmens überhoben und ihn so zu sagen plötzlich auf den Kampfplatz stellten, wo es nur noch galt, die Kräfte zu gebrauchen, um des Erfolges ziemlich sicher zu sein.

Nicht die geringste Freude erweckte dieser Entschluß bei Reginen, allein es fehlte noch viel, daß sie sich mit dem Gedanken vertraut machte, dereinst dem stolzen Geschlecht anzugehören, welches bisher in übermüthiger, starrer Abgeschlossenheit der ganzen Welt, möchte man sagen, gegenübergestanden, und weder die Bitten und das Drängen Victors, noch der ihr mitgetheilte Wille Florentins, sie zu adoptiren und sie dadurch diesem stolzen Geschlechte gleich zu stellen, vermochten lange Zeit ihr Widerstreben zu besiegen. Es lebte in ihr nicht nur die tiefe Demuth, die ihr ein solches Loos zu groß und schön erscheinen ließ, sondern auch der heimliche Stolz, den wir oft bei Menschen finden, die sich durch eigene Kraft eine selbständige Stellung erschaffen, und der sie scheu vor fremden Verhältnissen zurückweichen läßt, wo sie fürchten können, daß sie ihre Selbständigkeit verlieren oder gar selbst nicht willkommen sein möchten. Sie rang und rang, sie hatte nur Thränen zur Antwort, als Victor sie fragte: „kannst du mich denn aufgeben, Regine?“ — und sie weinte gleichfalls bitterlich, als Florentin mit ernsten Worten den Wi-

derspruch zwischen ihrer Liebe und ihrem hartnäckigen Widerstreben ihr vor Augen hielt. Sie wußte und vermochte sich nicht zu entscheiden, und immer von neuem sagte sie: „laßt mich sterben für Victor, das kann ich, denn so lieb hab ich ihn. Aber ins Thurm- und Rosenhaus geh ich nicht — ich schämte und grämte mich todt, wenn sie mich dort nicht wollten und wenn ich Unfrieden brächte in die Familie dessen, den ich so liebe!"

Victor wußte diese neue und unerwartete Qual kaum zu ertragen; in finsterer Trauer ging er umher und mochte weder die Seinen noch selbst Regine sehn. Und wer weiß, wohin der Widerstand des Mädchens endlich geführt, der den Stolz in allen Familiengliedern verletzte, hätte nicht Florentin ruhig und fest zu seinem Plane gestanden, den er auf die Liebe der jungen Leute und auf seine Neigung zu beiden gebaut hatte, und hätte andrerseits Vincenz nicht eine Art von Sühne und Vergütung darin gefunden, daß er dem Wunsche des früher so schwer mißhandelten und verkannten Bruders vollständig und selbstlos nachgab.

Das Mädchen war in all der Noth dieser Tage ganz krank und blaß geworden und fühlte selbst, wie nöthig ihr eine kurze Aufheiterung sei. Sie folgte daher willig Florentins Aufforderung, mit ihm in der frischen und leichten Luft des hellen Wintertags einen Spaziergang zu machen; der alte Herr war ihr so nahe getreten, daß sie schon jetzt für ihn wie für einen Vater fühlte. So gingen sie dahin auf dem knirschenden festgefrorenen Schnee, aus dem Thore hinaus und auf den alten Stadtwällen entlang, denn die Kleine that es nicht anders, sie scheute die Augen der Menschen, wenn man sie plötzlich am Arm eines so stattlichen, reichen Herrn durch die Straßen gehn sähe. Florentin erzählte dem Mädchen von seiner Liebe zu ihrer Mutter und wie sie durch ein böses Verhängniß von einander gerissen worden.

So waren sie zu einer Stelle gelangt, wo sich von der Höhe des Walles eine Stufenreihe zum Stadtgraben hinabzog. „Komm," sagte Florentin, „ich will dir zeigen, wo ich wohne und wo auch du wohnen sollst, wenn die Dokumente endlich fertig werden, die dich zu meiner Tochter machen." Sie folgte ihm willig, denn sie wußte nicht, daß er wieder in seinem Ahnenhause wohnte. Sie gingen die Stufen hinab und über das Eis des Grabens, durch eine kleine, vom Alten geöffnete Pforte in der Mauer, durch einen großen, tief verschneiten Garten, dessen linke Seite mit hohen Speichern besetzt war, bis zu der Giebelseite eines alten Hauses. Florentin deutete zu den Fenstern droben hinauf. „Siehst du, da wohnte ich, als ich deine Mutter liebte und verlor."

Er öffnete wieder eine kleine Pforte und führte das nichtsahnende Mädchen einen Corridor entlang, eine kleine Treppe hinauf. Droben eilte jemand mit hastigen Schritten vorüber, aber sie sahen nichts von der Gestalt. — Dann kamen sie in ein großes, einfaches Schlafzimmer. „Lege ab," sprach Florentin und nahm dem Mädchen den Mantel ab, „es ist drinnen warm und ich lasse dich nicht schnell fort, ich will dir eine Tasse Kaffee machen." Und als sie auch den Hut abgenommen, führte er sie durch ein dunkles Kabinet und hob einen Vorhang. „Tritt ein," sagte er und schob sie vorwärts. —

„Regine!" rief Victors jubelnde Stimme, und seine Arme umfaßten die zurückschreckende, geblendete Kleine und zogen sie vollends hinein in das prächtige, mit dem vollen Licht der tiefstehenden Sonne erfüllte Gemach, „Regine, meine Herzensblume, bist du da, bist du bei mir, Krone meines Lebens? — Mutter, — Vater — segnen Sie uns! — Sagen Sie ihr, daß Sie sie gern aufnehmen als Victors Braut — als den Segen und Schmuck dieses Hauses — als die Rose vom Güllendamm!" —

„Das ist sie!“ sprach die Stimme des Handelsherrn, dessen früher so strenge Augen jetzt mit einem milden, liebevollen Blick auf dem von glühender Röthe übergossenen Gesicht, auf der zitternden, schlanken Gestalt des bestürzten Mädchens ruhten. Und Magdalene zog sie an ihre Brust und sagte ergriffen: „du siehst wohl, Regine, Victor kann nicht leben ohne dich, und du sollst unser sein, wie er es ist, das Kind unseres Hauses und Herzens.“

Das Mädchen barg ihre stürzenden Thränen an der Brust der Mutter. Es währte eine lange Zeit, bis sie sich zu fassen vermochte, bis sie unter der Zärtlichkeit Victors und der Herzlichkeit aller Uebrigen sich hineinfinden lernte in die so lange abgelehnte, jetzt sie so freundlich umfangende neue Heimat.

„So hatte ich sie mir nicht gedacht,“ meinte später Vincenz im Gespräch mit seinem Bruder. „Hätte ich sie früher gekannt — wer weiß, ob ich nicht früher auch anders zu denken gelernt. Sie zeigt, wie hoch die Ehre des Menschen steht über jeder anderen. Man muß der Ihre sein. Sie bezaubert!“ —

Wie es bestimmt worden, zog Victor in die Ferne, um noch einmal mit Ernst und Strenge gegen sich selbst das Leben zu beginnen. Es gelang ihm auch, und als er nach zwei Jahren zurückkehrte, konnte er sich mit ruhigem Bewußtsein den Seinen vorstellen als einen Mann, der nicht nur an Fähigkeiten, sondern auch an Kopf und Herz der Aufgabe gewachsen war — ein neuer, starker und dauerhafter Träger zu sein des alten Hauses van der Roos. Er fand die Braut wie er sie verlassen — voll Innigkeit und Liebe, voll Reinheit und Schönheit und in dem vollen Zauber des Wesens, das ihn und all die Seinen ihr gewonnen und unauflöslich ihr zu eigen gemacht. Ja sogar die Familie des Bürgermeisters hatte endlich der Lieblichkeit des

Mädchens nicht länger zu widerstehn gewußt und sie, zumal als Florentins Tochter, für ebenbürtig aufgenommen. —

Am Polterabend ihres Hochzeitstages, da auf der Straße vor dem Thurm- und Rosenhause nach alter, nun längst abgekommener Sitte, viel Lärm und Volksjubel war und allerlei Ausgelassenheit getrieben wurde, fiel, vielleicht in Folge des starken Knalls von gleichfalls abgebranntem Feuerwerk, der alte Thurmschild der Westritz aus der Thürwölbung und zersplitterte auf den Granitstufen in tausend Stücke. Es war, als solle das ein Zeichen sein, daß der starre Trotz, der bisher die Menschen beherrscht und im Hause gethront, zu Grabe getragen sei und daß, nach Florentins Wort, die Ehre und das Glück des Menschen zur Geltung kommen sollten vor denen des alten übermüthigen, rücksichtslosen Geschlechts der van der Roos. Der Schild ist zwar wieder hergestellt worden und hängt an seiner alten Stelle, allein der alte Sinn und Geist sind nicht zurückgekehrt. Ein offenes, frisches, heiteres Leben waltet in dem Geschäft, im Hause, in der Familie, und in der Stadt und im Lande und in aller Ferne, so weit man das Haus kennt, gilt als Krone und Ehre desselben seine noch immer holdselige Herrin, Regine, und man heißt sie weit und breit nur „die Rose vom Güllendamm."

Der Consul Leonhardi soll todt sein, ohne daß man davon Genaueres weiß. Man hat im Thurm- und Rosenhause nie mehr von ihm gehört, noch von ihm geredet. Vincenz und Magdalene sind tief betrauert von den Ihren vor einiger Zeit gestorben, nachdem sie noch manche Jahre das Glück der Einigkeit und Liebe genossen, das ihnen ein finster Geschick so lange verwehrt. Florentin lebt noch in hohen Jahren und Ehren im Altenbau, und neben ihm hausen dort Philibert und Margarethe, von denen die letztere nach einer kurzen Ehe und nach dem Verlust ihres Gatten zurückkehrte, um dem Bruder die Wirthschaft

zu führen. Denn Philibert hat sich seit einiger Zeit aus dem Geschäft zurückgezogen und nicht geheirathet, weil er die Unbequemlichkeiten des Ehestandes fürchtet und den Kindern Helenens, die endlich doch den Vetter Josef genommen, sein Vermögen hinterlassen will. Josef hat als Landmann wenig Glück und schlimme Jahre gehabt und kann an die Seinen nicht viel vererben. Die Kinder der Rose vom Güllendamm brauchen keinen Zuschuß, denn Victors Geschäftsführung hatte reichen Erfolg, und nie stand es fester und ehrenvoller da als jetzt —

„das Haus der Westritz van der Roos.“

Bei den zwei hohen Tannen.

I.

Der Posten, den der Förster eingenommen, war, so viel man voraussehen konnte, heut fast ein verlorener zu nennen, da die Schützenlinie weit vor ihm stand, und nur was dort gefehlt wurde oder durchbrach, ihm zu Schuß kommen konnte. Das war überdies kaum zu erwarten, denn Sonntagsjäger waren seinem Herrn so gut wie ihm selbst verhaßt und, soweit er es beurtheilen konnte, nicht in der Gesellschaft der Jäger. Der junge Mann hatte es sich daher bequem gemacht, die Flinte an einen Baum gelehnt und sich selbst zwischen die moosbedeckten Wurzeln eines anderen in die Sonne gesetzt. Heiter schaute er nicht darein, im Gegentheil augenscheinlich verdrießlich; trotzdem sah er jedoch von Zeit zu Zeit mit noch immer aufmerksamen Blicken bald nach rechts, bald nach links, und das Revier hinter ihm beobachtete ebenso sorgfältig der Hund, da beide den Posten recht gut kannten und sehr wohl wußten, daß er sonst der beste und sicherste im ganzen Forst war.

Wenn ihr vom Forsthause, das bereits mitten im Busch liegt, zu dieser Stelle gelangen und den nächsten Weg einschlagen wollt, müßt ihr immer gegen Südost gehen und habt eine tüchtige Strecke vor euch, hier einen Fußsteig entlang durch dichtes

Unterholz, dort ein gutes Stück quer über den lebendigen, üppig treibenden Waldboden hin; dann geht es den großen Zuggraben hinauf, wo zur Sommerzeit die wundervoll schönen Farrenkräuter emporschwanken, ihr balancirt auf einem Stämmchen hinüber, das bei dem uralten Hagedorn als einfachste Brücke von Bord zu Bord liegt, spaziert wieder ein Endchen gerade aus und wendet euch bei einer vom Blitz zerrissenen Eiche halbrechts um eine sumpfige Stelle herum. Da seht ihr es bereits vor euch hell werden und tretet nach einigen Minuten auf eine kleine Waldwiese hinaus. Ein stets zerfahrener und selbst im hohen Sommer feuchter Weg kommt rechts aus dem Holz, führt zwischen den Bäumen und dem Wiesenrande ziemlich schmal entlang, versenkt sich links wieder in den Wald und zeigt sich merkwürdiger Weise so grade, daß man sogar zur Zeit des vollen Laubes ihn nach beiden Seiten hin und bis weit in den Busch hinein fast ganz frei übersehen kann. Die Wiese ist überall von Bäumen und Gesträuchen eingeschlossen; nur ganz nach vorne erscheint eine nicht zu breite Oeffnung, und da hinaus könnt ihr jetzt über eine Strecke frischgrüner Wintersaat auf den schmalen Strand und die weite, scharfblaue See schauen.

Es ist rings und weit umher sonst ein dichtes, üppiges und reiches Laubholz, wie es aus schwerem Boden emporzutreiben pflegt; dort indessen, wo ihr etwa in's Freie tratet, recht im Mittelpunkte des Waldrandes, stehen zwei dunkelgrüne Tannen, ein paar prachtvolle alte Bäume, so nahe neben einander, daß die schlanken Zweige sich vielfach kreuzen, keine sechs Schritt' vom vorüberziehenden Weg, ganz allein zwischen all den laubigen, jetzt noch kahlen Genossen. Wie sie dahin gerathen, weiß niemand zu sagen. In einer über hundert Jahre alten Revierkarte werden sie bereits ausdrücklich angegeben, ebenso einsam und allein am Weg und bei der Wiese, und nach ihnen wurde schon damals der

Platz genannt. Zu jener Zeit waren sie bereits hoch und alt, jetzt ragen sie aus dem hohen Walde thurmgleich hervor, schauen weit über alle Wipfel dunkel und still, und die Sonne grüßt sie Morgens zuerst und küßt sie Abends zuletzt. Wer auf der See draußen fährt, richtet den Schnabel seines Fahrzeugs nach ihnen, als Marke; wer durch's Land zieht, schaut zu ihnen hinüber; wer durch den Wald schreitet, der Jäger und der Wilddieb, die Beerenleserin und die Kräuterfrau, der Wandersmann und der Knecht, der neben dem schwer beladenen knarrenden Holzwagen pfeifend dahinschlendert, sie alle wissen von den Bäumen zu sagen, berufen sich auf sie und nennen sie. Es heißt eben: Bei den zwei hohen Tannen.

Der Platz war sehr einsam; der leichte Morgenwind hatte sich bereits gelegt, der Wald war still, denn die Vögel, welche im Herbst fortziehen, waren noch nicht wieder da, und nur selten zwitscherte hier und dort ein einzelner, oder ein Häher schrie drinnen im Forst, oder ein Rabe krächzte aus der Höhe herab. Hin und wider sah man im Holz noch lange Streifen ziemlich mißfarbigen Schnees, und wo der Schatten auf der Wiese lag, schimmerte sie weißlich vom Reif der Nacht, allein am Waldrande in der Sonne und gegen die kalten Winde geschützt, mochte man leicht vergessen, daß es erst ein später Februartag war. Da brannte die Sonne fühlbar, an einigen Gesträuchen erschienen die Knospen geschwellt, das Gras schaute frischgefärbt darein, dem Moos entstiegen die hellgrünen Kapseln, und zwischen dem dürren Laube regte sich schon manches kleine Kraut, und ein paar Waldanemonen ließen schüchtern ihre weißen und blaßrothen Köpfchen hängen. Ja, es summten sogar einige Fliegen, und ein kleiner Schmetterling flog und flatterte furchtsam umher. Von der Jagd aber ließ sich noch gar nichts vernehmen.

Der Förster hatte die Tasche vorgeschoben, sein Frühstück

herausgelangt und aß nun ruhig und gewissermaßen behaglich; der vor ihm sitzende Hund sah zu, nahm dankbar einen etwa hingereichten Bissen, leckte zuweilen seine rechte Pfote, fuhr auch jäh empor, wenn es ein leichtes Geräusch gab, horchte mit aufgekraustem Ohr und wandte dann die Augen wieder gleichgültig vom Walde ab, zurück auf seinen Herrn. Es war nur ein kleiner Dachshund mit krummen, gelben Beinen und lang gestrecktem, grau und schwarz geflecktem Leibe. Und trotz einer gewissen Unbehaglichkeit, die sich in einigen hastigen, zuckenden Bewegungen der Beine und des Kopfes offenbarte, konnte man dem Thiere doch in der That und sehr deutlich ansehen, wie befriedigt es sich darüber fühlte, daß gerade seine Begleitung heut vom Herrn beliebt worden war.

Die Zeit verging, das Frühstück war beendigt, der Mann wischte das Messer auf dem Moose ab, klappte es zu und steckte es in die Tasche, während der Hund zuerst eifrig wieder die Pfote leckte und darauf zu einem kleinen Busch hinkte, wo er die grünen, zarten Blätter beschnupperte, welche eine Gaisblattranke bereits aus den Knospen gestreckt hatte.

„Ei zum Teufel,“ sagte der Jäger, der ihm zufällig mit den Augen gefolgt war, „was hast du denn, Kleiner? Du hinkst ja. Ist das etwa nur der pure Hochmuth oder dein wirklicher Ernst? Komm hierher, Bergmann, komm, alloh!“ Der Gerufene wedelte leise mit dem lang behaarten Schwanz, setzte sich jedoch höchst entschieden auf seinem Platze nieder, und nachdem er noch einmal hastig das kranke Bein geleckt, legte er die arg zerfetzten Ohren glatt und demüthig an den Kopf zurück und blickte den Herrn unglaublich freundlich, aber auch überaus bedenklich an, als wollte er sagen: „Liebster Herr und Meister, du wirst mir aus übermäßiger Liebe sicher nichts als Schmerzen machen, und das gefällt mir ganz und gar nicht.“ Und erst

auf das wiederholte: „Na, komm, komm nur!" entschloß er sich sichtbar zu dem schweren Gange und setzte den linken kleinen Fuß seinem Herrn so zaghaft und mit einem so jammervollen Blick auf's Knie, während er den rechten hoch in der Schwebe hielt, daß der Jäger seinen Ernst verlor und zu lachen begann. „Das ist ja was Schreckliches, wie du dich hast!" sprach er, faßte das Bein und zog ihn zu sich heran, ohne sich durch das Winseln abhalten zu lassen. Als er jedoch die Pfote näher betrachtete, fand er, daß zwei Schrotkörner in den Ballen und das Fleisch darüber eingedrungen waren und das kleine Thier allerdings arg schmerzen mochten.

Seine Brauen zogen sich leise zusammen. „Ungeschickter Teufel," murmelte er, indem er das Messer wieder hervorlangte und öffnete. „Schießt mir beinah die Beine caput und den Hund zu Schanden. Na, warte du, wir werden dir auf den Dienst passen. Noch einmal das — und prost Mahlzeit Jagd." Und damit schnitt er die Schrote heraus, während das Thier vor Schmerz stöhnte und mehr als einmal die blanken, weißen Zähne ihm an die Finger legte, ohne jedoch herzhaft zuzudrücken. Als die Operation beendet war, klopfte er dem Hund sachte auf den Kopf, sagte: „So, Schatz, das hat gut gethan, nicht wahr?" ließ ihn gehen und legte sich dann, die Arme rückwärts unter dem Haupt gekreuzt, auf das üppige, dichte Moos nieder. Bergmann schlich ein wenig seitwärts und streckte sich neben dem erkorenen Busch in die wärmende Sonne, indem er bald seine Wunden leckte, bald abbrechend in's Revier lauschte, oder auch die dürren Blätter aufschnupperte, welche neben ihm geballt lagen.

Es ist was Eigenes um solch eine Rast im tiefen, stillen Holz; die duftige Frische ist weit umher, das Treiben und Keimen, die Waldtöne all' sind ringsum, du liegst so einsam in der Stille und im Moos, die Blicke klettern empor an den schlanken,

mächtigen Stämmen, von Zweig zu Zweig durch's Gewirre des Gipfels bis in die kleinen Wolken droben, durch die Wölkchen in das Blau und in den Glanz des Himmels, immer höher, immer stiller, immer friedlicher. Da wird Kopf und Herz so weit wie der Raum dort oben, es paßt mehr hinein, als ein einziger Moment, es findet wohl ein ganzes Leben drin Platz, wie es grade ward, reich oder arm. Man weiß dann so gar gut, was man Liebes und Freudiges genießt, und was uns fehlt, was wir entbehren, das fühlen und merken wir dann gleichfalls am allerklarsten und besten.

So erging es dem Förster auch; sein Leben zog dort in der blauen Höhe leise an seinen Augen vorüber; er sah sich flüchtig als Kind im Försterhause seines Vaters drüben im einsamen Walddorfe, er fand sich wieder als Lehrling in einem andern, engen Forsthause und schoß noch einmal sein erstes Stück Wild, und fühlte beinah die Freude wieder, die er damals so ganz unsäglich in sich gehabt. Später lernte er dann den Grafen kennen, und machte manche Jagd mit dem jungen Mann; die beiden Jäger gefielen einander, der Herr erbat von seinen Eltern für den lustigen, tüchtigen Waidgenossen den Posten, welchen der Tod des alten Försters eben erledigt hatte. Und nun wohnte er mit seiner Schwester schon einige Jahre drüben im reinlichen Hause, in gutem Brode, im behaglichen Dasein. Wie hatte der arme Bursch, dem der Vater früh gestorben und nichts hinterlassen, es so weit gebracht, er durfte wohl zufrieden und glücklich sein, und es war am Ende doch nur ein so einfacher Weg, ein so einfach Leben! Zu einfach schier, zu einsam! Die Schwester, — wer wußte, wie lange die noch blieb, und dann —? Und da fuhr er aus den ungewohnten Träumereien hoch empor, stützte sich auf den Ellbogen und lauschte. — Ganz in der Ferne, so weit, daß der Ton nur durch die tiefe Stille des Forstes herüber

zu dringen vermochte, schlug ein Hund an, gleich darauf ein anderer, und das war noch ferner. „Endlich!“ murmelte er und streckte unwillkürlich die Hand nach der Flinte aus, um sie heranzuziehen, „dachte doch, weiß Gott, 's würd' gar nicht losgehen, und das wär' auch am besten gewesen.“

Auch der Hund hatte sich aufgerichtet, horchte mit emporgezogenen Ohren und antwortete den fernen Gesellen. „Still!“ rief der Mann und streckte sich wieder zurück, „still, laß dir Zeit, das kommt noch lange nicht zu uns. Und da — wahrhaftiger Gott!“ brach er aus, und fuhr auf's neue empor und lauschte noch angestrengter, „da ist's wieder still, sie sind wieder ab, und die Spur ist doch so frisch, daß ein blinder Gaul hineintappen müßte. Daß ich auch so ein Narr war und mich auf diese Dummheiten einließ! Na, na, beim Leo wird das einmal wieder prickeln und broddeln! Möcht's sehen!“ setzte er lachend hinzu, lehnte die Flinte an den Stamm zurück und legte sich in's Moos nieder.

Die letzten Vögel waren auch fort und hinaus in die Felder, der letzte Windhauch hatte sich gleichfalls davon gemacht, und von der Jagd ließ sich so wenig vernehmen, als sei sie niemals im Gange gewesen. Der erste Ton, den der Förster wieder hörte und der ihn auf's neue emporschreckte, war ein Wort, und da er sich ziemlich verstört nach dem Redenden umschaute, erblickte er ein junges Mädchen vor sich, das munter lachend am Wege stand und mit lustigen, neckenden Blicken bald auf den Mann, bald auf den herbeischleichenden Hund sah, der sich auch zu schämen schien, daß er also überrascht worden war.

„Ei du mein Gott!“ wiederholte sie ihren ersten Ausruf, „seid ihr es Beide, ihr tapferen Jäger und wackeren Horcher? Wenn ich nun ein Hirsch gewesen oder ein Reh, Herr Adolf, das vorbeispaziert, wohin wäre ich wohl jetzt?“ — Er runzelte

flüchtig die Stirn. „Ach bah!“ sagte er verdrießlich; „dort im Wege läg't Ihr, wenn ich's gewollt hätte. — Aber woher kommt Ihr, Sophie? Ihr wißt doch, ich kann das Schleichen und Erschrecken nicht leiden.“ — „Ja,“ versetzte sie lustig, „vom Schlafen seid Ihr ein größerer Freund, hab' ich gemerkt, denn ich bin offen und frei den Weg daher gekommen, ohne daß Ihr es spürtet.“ — „Hm,“ sprach er ein wenig wegwerfend, „vom Schlafen war keine Rede; ich habe eben gefrühstückt und dachte nur ein wenig nach.“ — „Gott behüte,“ entgegnete sie, „wie tief und ernsthaft das gewesen sein mag, so daß die ganze Jagd bei Euch vorüberjagen konnte, ohne daß Ihr's im Geringsten hörtet! Sie sind dort einem großen Hirsch nach und schon bei Moordorf vorbei,“ fügte sie hinzu und bückte sich, um den sich ihr anschmiegenden Hund zu streicheln.

Der Jäger stand auf. „Ja,“ meinte er jetzt gleichfalls lachend, „Ihr habt einen fixen Kopf, in dem sich alles im Galopp zurecht zieht, und lügen könnt Ihr wie gedruckt. Die Jagd aber und die großen Hirsche laßt zufrieden, Sophie, denn davon versteht Ihr nichts, und für die Jägerei seid Ihr nicht geboren. Und wenn wir beiden Faulpelze Euch auch überhören konnten, Ihr Schleichkatze, einen Jagdlaut hätten wir auf eine Meile vernommen, das könnt Ihr glauben. Hört Ihr — da!“ fuhr er fort und lauschte, da jetzt in der Ferne wieder ein Hund anschlug, dem diesmal in kürzerer Pause und schallender andere alsbald folgten. „Das ist mein Caro, und nun haben sie endlich das Ding begriffen. Na, Gott sei Dank!“ — „Daß ich weckte,“ setzte sie schelmisch hinzu.

Er horchte noch einen Augenblick, ohne auf sie zu hören, wandte sich dann jedoch zu ihr und sagte: „Und nun nochmals, Kind, woher seid Ihr gekommen?“ — „Ei, woher denn anders als von Hause?“ versetzte sie; „Christine hat mich gestern Abend

bitten lassen, ihr bei der Wirthschaft zu helfen. Ihr sollt heut' Mittag wohl alle dort in dem Hause sein, und wie ihr essen könnt, habe ich einmal gesehn." — „Wer arbeitet, den hungert," antwortete er munter, „aber seid Ihr dort den gewöhnlichen Weg daher gekommen?" — „Gewiß, wo denn sonst?" — „Und hat Behrens Euch nicht zurückgewiesen?" — „Behrens? ich habe ihn gar nicht gesehen, er wird auch geschlafen haben, wie sein Meister, nachdenklicher Herr Adolf."

„Es sind nichtsnutzige Schufte!" murmelte er finster und kopfschüttelnd, „er hat sich schier verschworen und verflucht, daß er aufpassen wollte, und ist noch der sicherste von der ganzen saubern Bande. Ein nichtsnutziges Pack! Und nun, Sophie," fügte er wieder freundlicher hinzu, „es wird dort drüben endlich lauter und sie haben ihn. Ich weiß, mein alter Caro läßt ihn nicht mehr los. Geht daher jetzt, da Ihr einmal auf dem Wege seid, und eilt, daß Ihr beim alten Hau vorüber kommt. Hinterdrein habt Ihr nichts mehr zu fürchten." — „Fürchten, Herr Förster, was denn?" fragte sie und klopfte dem Hunde auf den Kopf, der sich an ihr aufgerichtet hatte und die kalte Nase ihr beinah mit Gewalt in die Hand schob. „Die Herren werden doch nicht hinter sich herum schießen und mich für ein Stück Wild halten?" — „Wer weiß!" versetzte er achselzuckend. „Wenn man einmal im Februar noch eine Jagd arrangirt, ist alles möglich. Und einen haben wir dabei, der schießt absonderlich. Hat er doch heut Morgen schon mir die Stiefel gepfeffert und dem Kleinen da das Bein."

„Habt Ihr was abgekriegt?" fragte sie und schaute ihn mit einem fast ängstlichen Blick und ein wenig erröthend hurtig von oben bis unten an. — „Na, es geht noch," gab er zur Antwort, „die Stiefel hier halten gut ab, obgleich so ein Schrotkorn ein giftig Ding ist und grade durchgeht. Eins sitzt denn

auch richtig im Strumpf und ist hinabgerutscht, daß ich darauf trete. Das Loch im Stiefel ist das fatalste bei der Sache. Nun denkt, wie sollte es Euch ergehen mit Euren Röcken und den armen schwarzen Strümpfchen. Also geht, Kind, denn jetzt haben sie noch obendrein Kugeln, und der ungeschickte Teufel von vorhin ist ja auch noch dabei." — „Und wer war der ungeschickte Teufel?" fragte sie wieder. „Ich denke, ihr habt sonst nur sichere Schützen?" —

„Je nun, wer wird's sein als — Millionendonnerwetter!" unterbrach er und fuhr gegen den Forst herum, „was ist denn jetzt wieder los? Ist der Hirsch toll oder sind's die Menschen? wie kommen sie zum Bruch hinüber? — Na, da, — da schießt er eben, und der war's, der dicke Heinrich Wehringen, der langweilige Patron. Fort aber," sprach er weiter und nahm die Flinte, „sie kommen rasch herüber, und wenn der Satanshirsch den Strich nimmt, wette ich zwanzig gegen eins, daß hier Kugeln fliegen und ich auch noch zu Schuß komme. Der Wehringen und mein Bursch, die dort stehen, lassen alles durch und schießen lieber hinterdrein. Sagt Christinen, sie solle sich mit dem Essen hasten, wir würden nicht gar zu lange mehr ausbleiben. Es geht rasch. Fort und nehmt Euch in acht." — „Thut Ihr das selbst, denn es scheint nöthig," meinte sie lächelnd und stäubte die Erde vom Rock, die der Hund mit seinen Pfoten daran gedrückt. „Adieu, Herr Förster, und flucht nicht allzuviel."

Sie nickte ihm zu, nahm den kleinen Deckelkorb von der Erde und auf den Arm und wandte sich den Weg entlang mit ziemlich schnellen Schritten, so daß sie alsbald die Wiese hinter sich hatte und zwischen den Gesträuchen ferner und ferner hineilte. Er folgte ihr mit muntern und doch nachdenklichen Blicken, bis sie um eine Ecke bog und verschwand. Der Hund schaute

ihr auch nach, allein sein rechtes Ohr horchte zugleich gespannt in den Forst hinein.

Denn wie der Förster es gesagt, die Jagd kam rasch näher, die Hunde jagten lauter und lauter, man hörte schon etwas von Menschenstimmen und das Lärmen der Treiber aus der Ferne herüberschallen, und zwei bis drei Schüsse, die in verschiedenen Richtungen fielen, zeigten, daß auch das Wild wenigstens da sei. Ein paar Häher und Elstern erschienen erschreckt flatternd in den Baumgipfeln und spähten scheu zurück, einige von den großen Raben zogen droben krächzend vorüber, und ein Eichhörnchen war auch plötzlich da, ohne daß man gesehen, woher es gekommen, und setzte einen Stamm so eilfertig hinauf, als ob seine Zeit die allerknappste sei. Und nun, da es zuerst über das dürre Laub schlüpfte und dann Meister Reineke im langen Satz aus den Büschen auf den Weg fuhr und mit jähem Blick zum Jäger herüberschielte, riß dieser den Kolben an die Schulter, sein Schuß knallte und im krampfhaften Sprung warf sich das Thier noch einige Schritte weiter und lag zuckend und zappelnd im jungen Aufschlag. „Dich hätt' ich," murmelte der Förster, ließ den Kolben langsam sinken, setzte den zweiten Hahn in Ruh und begann von neuem zu laden. Der Hund war zu dem Gefallenen gejagt, allein er fand ihn bereits todt und wartete vergeblich mit gesträubtem Haar und zuckender Oberlippe auf eine letzte Lebensregung des schlauen, bissigen Feindes. Darüber hörte er nicht einmal, daß ein paar seiner größeren Kameraden gar nicht mehr fern jagten, daß rasch hinter einander zwei Schüsse fielen, deren letztem ein heller Ruf folgte; allein der Jäger vernahm und beachtete das alles und schaute aufmerksam und mit gerunzelter Stirn in jene Richtung und durch den Busch.

Und mit einemmal fiel wieder ein Schuß; während der Nachhall noch durch die Waldtiefen rollte, fuhr ein Hirsch hin-

ten im hohen Satz wie ein Blitz über den Weg, fast unmittelbar von einigen Hunden gefolgt; dann kam ein zweiter lauter, schreiähnlicher Ruf, der den Jäger schnell herumfahren ließ, und dort, wo die Straße in der Entfernung von etwa dreihundert Schritten aus dem dichten Holz in ihre nachherige gerade Richtung trat, erblickte er einen Wagen, dessen scheugewordene Pferde der Fuhrmann kaum noch zu zügeln vermochte. Dieser schrie wieder, und da er den Förster erschaute, hob er winkend und schüttelnd für einen Augenblick die Peitsche auf. Allein so gern der Gerufene ihm auch zu Hülfe geeilt wäre und so hastig er sich auf den Weg machte, nach einigen Schritten bereits war der Wagen neben ihm, denn die entsetzten Pferde hatten das nicht schwer beladene Fuhrwerk den hier verhältnißmäßig ebenen Weg leicht entlang gerissen. Endlich brachten des Kutschers fortwährende Bemühungen und des Försters fester Griff in die Zügel sie beinahe unter den überhängenden Zweigen der Tannen zum Stehen.

„Was führt dich der Teufel auch hier durch's Holz, du Racker?“ sprach Adolf zornig zum Fuhrmann, da die Thiere jetzt ruhiger schienen; „kannst du nicht auf den Landstraßen bleiben, wie sich's gehört? Wozu sind die Wegweiser?“ — „Seht Ihr nur nach meiner Dame im Wagen,“ war die mürrische Antwort, „sie schrie vorhin so grausam auf und ist nun still. Auch klappte was an den Wagen, als sei's eine Kugel gewesen. Ich kann die Mähren noch nicht loslassen.“

Der Förster eilte zum Wagen zurück, riß das Seitenleder auf und dann mit einem Fluch auch die Thüre, denn in der Ecke lag ein stilles Weib, das todtenblasse Gesicht vorn übergesunken, die Augen geschlossen, den Mund zusammengepreßt; von Athem war nichts zu bemerken, und der schwarzseidene, vorn zurückgeschlagene Mantel, das dunkle Kleid zeigten sich am Aermel

und an der Taille mit Blut übergossen. „Herunter vom Bock und bring' die Pferde zur Ruh!“ herrschte Adolf dem Kutscher zu. „Hier ist der Teufel los, flink, flink nur!“ Und indem er darauf zurücksprang, stieß er gegen den Wald zu zweimal mit aller Kraft in die Pfeife, welche vorn am Tragriemen der Waidtasche hing. Das alles war so schnell gegangen, daß seit dem Schuß und dem Hülferuf des Fuhrmanns nur wenige Minuten verstrichen sein mochten. Zwei der Schützen kamen jetzt in ziemlich gemächlichem Schritt durch den Wald daher.

„Hab' ich ihn getroffen, liegt er?“ rief der Eine schon von weitem dem Förster zu, der ungeduldig neben der Wagenthüre stand, während der Fuhrmann jetzt abgesprungen war und die Stränge seiner Pferde löste. Und zu seinem Begleiter gewendet fuhr er fort: „Und wieder bei den Tannen! Es ist seltsam, daß der Posten grade immer der beste ist und bleibt. Und hier,“ setzte er hinzu, indem er herantrat und den kleinen Schnurrbart auseinanderstrich, „was gibt es hier? Einen Wagen mit scheuen Pferden, und ein Dämchen etwa ohnmächtig vor Schreck? Ei, wie romantisch! Laßt mich hinan, Flor, daß ich trösten kann. Und, Förster, wo liegt der Hirsch? Getroffen hab' ich.“ Das alles ging in einem Athem hin.

Der Jäger sah den Redenden finster an. „Getroffen, Herr von Wehringen? O ja, getroffen haben Sie heut' bereits dreimal,“ versetzte er herb. „Ihr erstes Wild war das Bein meines Hundes, Ihr zweites meine Stiefel, das dritte liegt hier im Wagen.“ — „Hoho!“ rief der dicke Ankömmling und sprang mit seinem Begleiter zum Wagen, in den Beide mit einem Schreckensruf hinein schauten. „Das bin ich nicht gewesen, Euer Bursch hat geschossen, Förster.“ — „Nicht doch,“ entgegnete ihm Adolf, „ich kenne den Knall Ihrer Flinte sehr gut. Und der war's. Ein Treffer, wie er sich für diese Jägerei paßt, Herr von Weh-

ringen!" fuhr er fort; „helfen Sie mir nur das junge Blut herausbringen und auf's Moos legen, daß wir sehen, was zu thun. Und du, fauler Patron," wandte er sich zu Wehringen's Begleiter, einem langaufgeschossenen jungen Burschen, „was stehst du da wie ein Narr und sperrst das Maul auf? Lauf' was du kannst grade zur Schwarzeiche, wo der Doctor steht, schick' ihn her und meld' es dann auch dem Grafen, der drüben am Kreuzweg sein soll, fort!"

Der Angeredete eilte davon, der Jäger stieg vor sich hinmurmelnd: „ja, fixe Beine hast du, und bist doch zu etwas gut!" in den Wagen, hob die Dame so sanft wie möglich auf und legte sie dem dicken Herrn in die Arme, der am Schlage stand und immer von neuem in den verschiedensten Ausrufungen und Flüchen seine Verwunderung, Bestürzung, seinen Aerger und seine Unbehaglichkeit laut werden ließ. Dann trugen Beide sie ganz heraus und auf das üppige Moos, wo der Förster vorhin geruht. Es brach dabei wieder ein kleiner Blutstrom aus der Seite, und ein leises Stöhnen der Verwundeten belehrte die Männer, daß das Leben noch nicht gänzlich entwichen sei. Allein die Augen blieben geschlossen, und die Spannung um den gepreßten kleinen Mund verlor sich in der neuen Lage des Körpers so plötzlich und wich, wenn man so sagen darf, einer solchen Stille, daß es zumal den Förster mit tiefem Schrecken erfüllte. Er kniete nieder, und nachdem er den Hut ihr vom Haupt genommen und den Mantel vom Halse gelöst, fand er das Kleid in der rechten Seite zerrissen und das Blut, wenn auch leise, noch immer hervorquellend.

Leicht und sanft machte er das Taschentuch aus den zusammengeklemmten Fingern ihrer Hand los, legte es dick zusammen und drückte es dann so fest wie möglich auf die Wunde. „Lauf," sagte er endlich flüchtig aufschauend zum Fuhrmann,

der inzwischen die Pferde an einem Stamm befestigt hatte, „dort in der Senke ist Wasser, hole davon oder Schnee oder Eis, wenn noch was da ist, es ist alles egal.“ — „Ich kann das Blut stillen,“ bemerkte der Mann und blieb an seiner Seite stehen. — „Dummes Zeug!“ entgegnete der Jäger ärgerlich, „lauf du nur, lauf du nur!“ Und so eilte der Andere fort; das Gelärm der Jagd war verstummt, Hirsch und Meute hatten sich in die Ferne verloren, und Schüsse waren nach dem Wehringens nicht mehr zu hören gewesen.

„Wie's in der Welt nur möglich war!“ sprach der Herr von Wehringen, als der Fuhrmann schon dem Wiesenfleck zugeeilt, den der Förster genannt. „Er setzte so nah vorüber und ich hielt ihm auf's Blatt.“ — „Ja, ja,“ bemerkte der Andere, ohne aufzublicken, „Sie haben, wie die Sophie es nannte, richtig hinter sich herumgeschossen, und so kam's, denn sonst wäre es allerdings nicht möglich gewesen. Aber wie lange das währt! Ich wollte der Doctor käme, das arme Kind stirbt mir sonst noch unter den Händen.“ — „Mein Gott, wie fatal!“ rief Wehringen wieder, „es ist abscheulich, dies Malheur! Weiß der Teufel, weßhalb auch ich gerade immer der Unglücksvogel sein muß!“ Und er wischte sich den Schweiß vom vollen rothen Gesichte. — „Seien Sie doch endlich nur still,“ entgegnete der Förster, „klagen und fluchen führt zu gar nichts. Lassen Sie in Zukunft lieber die Flinte aus der Hand, die dafür vom Herrgott nicht bestimmt ward. Und nun pfeifen Sie einmal, daß ich Hülfe kriege, und langen Sie ein paar Wagenkissen her, daß wir dem armen Dinge was unter den Kopf schieben können.“

Wehringen gehorchte schweigend. Und als sie das kleine wachsbleiche Haupt auf ein Kissen gelegt, kam der Kutscher mit Wasser im Trinkgeschirr der Pferde zurück, man benetzte die Schläfen der Ohnmächtigen, und da sie zum erstenmal die Brust

sich wieder leise heben sahen, schallten auch bereits nahe Stimmen aus dem Holz, und gleich darauf war die Gruppe am Wege von mehreren Heraneilenden umgeben. Der Arzt, ein kleiner blonder, beweglicher Mann, hatte schon im Lauf ein Taschenbesteck hervorgelangt, drängte jetzt den Förster unbekümmert zur Seite, kniete auf seinen Platz nieder und machte sich ohne ein Wort an die Untersuchung der Wunde.

Ein hoher, schlanker junger Mann eilte an den Andern vorbei und zog den Jäger nach einem flüchtigen Blick auf die Leidende zur Seite. „Habt Ihr denn dort keinen Posten ausgestellt, Förster?“ fragte er heftig, aber gedämpft, indem er das lockige dunkelblonde Haar von der erhitzten, gerötheten Stirn strich. — „Was wollt' ich nicht, Herr Graf,“ war die ruhige Antwort, „Behrens soll dort stehen, allein die Sophie von Rohrbeck, die vorhin hier vorbei zu meiner Schwester ging, ist auch den Weg gekommen und hat niemand gesehen. Gleich hinterdrein kam der Wagen. Freilich, wie der Satan den auf den Waldweg geführt, da die Straße draußen breit genug, und wohin er eigentlich will, mag ein Anderer sagen, ich weiß es nicht.“ Der nahestehende Fuhrmann erklärte unaufgefordert, er sei aus G. und solle die Dame nach D. hinüber fahren; der Wirth im Nachtquartier habe ihm die Straße durch den Wald als näher und weniger ausgefahren bezeichnet; droben am Holz habe zwar ein Mann ihm nachgerufen, da er ihn jedoch nicht verstanden, sei er ruhig weiter gefahren, denn er habe gedacht, der wolle nur mitgenommen sein. Eine Jagd zur jetzigen Jahrszeit sei ihm gar nicht in den Sinn gekommen.

„Mein Gott,“ sprach der Graf und preßte die Hände zusammen, „es trägt also eigentlich niemand die Schuld, und nur Wehringen da —“ er deutete auf den Genannten, der mit anderen Herren zusammenstehend heftig, wenn auch leise demon-

stirte und erzählte — „das ist der alte Unglücksvogel.“ Er wandte sich unwillig ab, unwillig zumeist darüber, daß er gegen niemand Tadel aussprechen und schelten konnte, und trat zum Arzt, der noch immer mit der Verwundeten beschäftigt war. „Wie steht's?“ fragte er gedämpft. — „Besser als es sich ansah,“ versetzte der Andere; „die Kugel scheint nur ein Blutgefäß zerrissen zu haben und muß hier weiter nach vorn auf einer Rippe sitzen. Hier draußen kann ich jedoch nicht dazu kommen; wenn aber mein bischen Verband nur die Blutung zurückhält, die unmäßig gewesen und gefährlich werden möchte,“ fuhr er fort und schnitt den Aermel des Kleides auf, um die Wunde am Arm zu untersuchen, — „und wenn dies hier nicht bedeutend ist, so kommt nichts dabei heraus als eine langweilige Kur. Komm her, Leo, und fasse den Arm an, aber zittere nicht.“

Der Graf that nach seinem Wunsch, lehnte die Flinte an einen Stamm und kniete zu ihm nieder. Und als er nun so über die Ohnmächtige hingebeugt war, in das jetzt nur von einem kleinen schwarzseidenen Tuch umgebene todtblasse Gesicht, auf die edle Figur blickte, die so regungslos und in tadelloser Schönheit vor ihm ruhte, da konnte er sich nicht enthalten zu flüstern: „Mon dieu, Doctor, wie schön sie ist! Wer das arme Kind nur sein mag?“ — „Gottlob,“ entgegnete der Arzt, der eben sein rasch zerrissenes Taschentuch zur Binde nahm, „reine Fleischwunde, der Knochen kaum gestreift. Wer es ist? Kennst du sie nicht, Graf, und bist schon seit einem halben Jahre so oft in der Stadt? Das ist Natalie Hake.“

„Die!“ Es war ein leiser, verwunderter Ton und ein langer, nachdenklicher, prüfender und fast träumerischer Blick, der aus seinen etwas tiefliegenden dunkelblauen Augen über das Mädchen hinzog. Und in demselben Augenblick bebte ein Hauch von Röthe über ihre Wangen, und sie schlug die Augen so plötz-

lich und so groß auf, daß der Graf erschrocken beinah' zurückfuhr; er meinte, nie ein paar Augen von solcher Schönheit gesehen zu haben, so groß waren sie und so tief, so elfenbeinrein das Weiß, in dem die hellbraunen Sterne ruhten, so untadelhaft die Form und der Schnitt, so lang und weich die dunklen Wimpern, und der Blick, der nun draus hervorschlüpfte und sich auf ihn richtete, war auch so dunkel, so müd, so lang, — es war ihm, als ob er bis in sein Herz hineinreichte.

„Was ist? wo bin ich?" murmelte sie. — „Bei sehr guten Freunden," sprach der Graf ganz weich, und der Arzt setzte, seine Hand sanft auf die ihre legend, hinzu: „Seien Sie nur recht ruhig, mein theures Kind, es wird alles zu Ihrer Hülfe geschehen." Da richteten sich ihre Augen auch auf ihn, ein leichtes, zufriedenes Lächeln schmiegte sich um den kleinen Mund, und ihre Finger bewegten sich sacht, als wollten sie seine Hand fassen. Dann kehrte der Blick ernst und fragend zu Leo zurück. „Das ist doch recht gut," flüsterte sie und die Augen schlossen sich wieder. „Mutter!" murmelte sie noch. Und als der Arzt beruhigend sagte: „Sie wird alsbald bei Ihnen sein, liebe Natalie," zuckte nochmals ein freundliches Lächeln über das blasse Gesicht, und sie lag wieder regungslos wie vorhin. — „Mein Gott," flüsterte der Graf den Kopf schüttelnd und eine Thräne im Auge zerdrückend, „es ist schrecklich! Und das bei mir, in unserem Gebiet, hier — es ist allzuschrecklich! — Gott verdamme diese Jagd!"

Er stand auf und ging einige Schritte hin und wider, blieb am Wagen stehen, um den engen Schlag und das schmale Seitenleder kopfschüttelnd zu betrachten, und redete dann zum Arzt gewendet, der seine Instrumente abwischte und in die Tasche steckte: „Aber was nun, Freund? Wie bekommen wir das arme Kind jetzt in den engen Wagen und auf's Schloß?" — „In

den Wagen, auf's Schloß? Leo, du bist nicht bei Sinnen!" versetzte der sich nun gleichfalls erhebende Arzt. „Dein Förster da versteht das Ding viel besser; ich sehe, daß er mit der Trage bald fertig ist. Und auf's Schloß, wo denkst du hin? Das sind über zwei Stunden, und da wäre die dritte dazu bis zur Stadt auch egal. Nein, das höchste was sie erträgt, ist bis zum Forsthause, und von dort wird sie nach meinem Willen nicht früher fortgehen, als bis sie geheilt und frisch und gesund im Nothfall den Weg zur Stadt wirklich gehen könnte." — „Ich sehe das ein," sprach der Graf, heimlich ein wenig empfindlich; „es ist alles richtig, allein schade ist es doch, daß sie da im Forsthause und nicht bei uns sein soll. Meine Mutter, wie eigen sie auch sonst, ist eine so liebevolle Pflegerin. Sie hätte viel bessere Ruhe und Sorgfalt im Schloß gefunden."

Der Arzt lachte leise. „Gesteh' es nur, Leo," bemerkte er, „du hast dabei hauptsächlich die ritterlich-romantischen Ideen im Kopf von Kranken und ‚Elenden', die am Wege gefunden, barmherzig auf's hohe Schloß geschafft, von zarten Fräulein oder finstern Junkern gepflegt und schließlich geliebt werden. Aber genug der Narrheit," setzte er weiter schreitend hinzu. „Von alle dem kann keine Rede sein, denn es ist kein Spaß mit solcher Blutung, und wenn dieselbe noch eine Viertelstunde auf ähnliche Weise fortgedauert oder wieder begönne, würde ich für nichts stehen." Sie machten Halt, wo der Förster mit zwei oder drei Anderen am Rande der Wiese beschäftigt war, einige rasch abgeschnittene Stämmchen zu säubern und zu einer einfachen Trage herzurichten, wie sie für den Zustand der Leidenden am angemessensten erschien.

„Alles in Ordnung, wie ich sehe," sagte der Arzt freundlich. „Nun aber, mein lieber Herr, müssen Sie auch zum Hause schicken und Ihre Schwester ein paar Betten aufmachen lassen, da die Kranke manche Wochen bei Ihnen bleiben wird und die

Mutter sich natürlich von ihrem Kinde nicht trennen läßt. Die Unbequemlichkeit für Sie ist zwar nicht gering." — „Bah!" erwiderte der Förster in seiner gewöhnlichen Weise, „was Unbequemlichkeit! Es versteht sich ja von selbst. Ich habe es mir auch so gedacht, bereits hingeschickt, und Christine wird jetzt schon das Ding wissen und an's Geschäft gehen." Und damit bückte er sich wieder ohne ein weiteres Wort zur Arbeit. Die beiden Anderen wandten sich zurück.

„Er ist doch gar zu kurz," meinte der Graf unwillig, da bei ihm die Empfindlichkeit, welche die vorherigen Worte des Arztes in ihm aufgerufen hatten, einen Ausweg suchte und ihm dazu jetzt die Eigenmächtigkeit des Jägers die beste Gelegenheit gab, zumal er schon seit einiger Zeit manche kleine Differenzen mit dem wackern Manne gehabt und sich nun auch innerlich gestehen mußte, daß desselben schnelle Anordnungen bei weitem richtiger und praktischer seien als seine Gedanken und Pläne. — Der Arzt verstand das wohl und lächelte zu seinen jetzigen Worten: „Das ist so die Art der Leute, die immer wissen, was nöthig und zu thun. Dein Jäger ist charmant, und ein wahrer Schatz von einem Menschen, wo es was Außergewöhnliches gibt." — „Das leugne ich nicht," antwortete Leo, „allein er ist mir beinah' ein wenig zu kurz und läßt es doch gar zu sehr am Respekt fehlen. Ich habe ihn mir früher zu nahe kommen lassen." — „Das glaub' ich kaum," sagte der Doctor, „dieser Schlag ist einmal so, und du wenigstens würdest ihn nicht anders gezogen haben. Hüte dich nur vor Härte und Kälte, denn die ist bei ihm niemals angebracht und wäre jetzt sicher auch nur schädlich, da sie auch ihn hart, rauh und trotzig machen würde." — „Hoho!" rief der Graf, „wir sind doch nicht an einander gefesselt; es ist doch nur mein Diener, den ich morgen gehen lassen kann, wenn es mir beliebt." — „Sei doch kein Thor," versetzte Jener,

„wozu das alles? Du bist heut Morgen ärgerlich über das Malheur und suchst einen Ableiter."

Er trat, da sie wieder bei der Kranken waren, zu dieser, und der Graf wandte sich mit leicht gefalteter Stirn zum Kreise der Anderen, die sich nach und nach zusammen gefunden; denn natürlich war die Jagd aufgegeben, die Meute zusammen gerufen, gekuppelt und fortgeführt, und von den bei der Jagd sonst benützten Leuten hatte man nur die behalten, deren man sich zum Tragen der Bahre bedienen wollte. Der Wald war weit ringsum still, das Wild ruhte von seiner Angst aus, die Menschen fühlten sich durch das nahe Unglück zur Ehrfurcht und Stille gedrängt, und der Sonnenschein zog leise und mild über Bäume und Stauden, über Kräuter und Moos.

Inzwischen war die Bahre vollendet worden und alles zum Aufbruch gerüstet; der Graf ließ es sich nicht nehmen, — vielleicht eben weil er vorhin mit seinen Anordnungen zu spät gekommen, — das kunstlose Stück Arbeit so bequem wie möglich herzurichten, indem er Decken und Moos darauf zu breiten befahl und das Kopfende durch einige Wagenkissen erhöhte. Ja, er unterließ es nicht, selbst an diesem Gerüst noch zu ordnen, mit einer gewissen zierlichen Liebhaberei die Decken so und so herüber und hinüber zu ziehen und die Kissen zu legen. Erst dann hob er mit Hülfe des Arztes die Leidende so sanft wie möglich hinauf.

Der Förster hatte die Anordnungen des Herrn gleichgültig, nur ein wenig ungeduldig über die Zögerung geschehen lassen. Wie die meisten Charaktere, welche durch's Leben allein erzogen und gebildet wurden und in den Verhältnissen erstarkten, wußte er nicht viel von dem kleinen und feinen Nebenbei, von dem Schmuck des Lebens und der Bequemlichkeit des Daseins. Im Gegentheil schaute er, auch wie die meisten Aehnlichen, auf alles

dies wie auf etwas Ueberflüssiges, das höchstens nur den Schwachen, den Frauen und Kindern erlaubt sein dürfte. Wenn die Verwundete nur sicher und so schmerzlos wie möglich lag, wenn sie nur, was das Nöthigste schien, so bald wie möglich in Ruhe und Wärme gelangte, so hielt er alles Uebrige nicht nur für überflüssig, sondern nannte es in seinem Innern ein thörichtes Zeitvertrödeln, wie er es aber vom Herrn längst und leider gewohnt war. Nun jedoch übernahm er selbst ohne Umstände das Kommando, wenn man so sagen darf, schickte die Herren den einen Weg, den Fuhrmann einen anderen, hieß die Träger anfassen und ihm selbst auf die Steige folgen, welche er als die sichersten und festesten kannte, und that das alles so einfach und bestimmt, so ruhig und kurz, daß die Einen unwillkürlich, die Anderen freudig seinen Anordnungen Folge leisteten, als sei er der Herr und zum Ordnen und Herrschen geboren. Vom Grafen war gar nicht mehr die Rede, wer zu fragen hatte, wandte sich an den Förster, als ob es sich von selbst verstände.

Der Arzt lächelte dabei in sich hinein, zumal wenn er an Leo's früheres Aufbrausen dachte. Der war jedoch bereits wieder weitab vom Krankengeschäft und stand, während der Zug aufbrach, Abschied nehmend und plaudernd bei der Gruppe seiner Jagdgenossen. Endlich erblickte er aufschauend die Trage schon einige Schritte entfernt und wandte sich abbrechend zum Folgen. Indem legte Wehringen die Hand an eine der beiden Tannen und sah den gewaltigen Stamm hinauf. „Ein paar stattliche Bäume," sagte er bedächtig, „was thun sie aber hier? Ich hätte sie neulich bei mir drüben brauchen können, als ich mit dem Baumeister den ganzen Forst durchkroch und keinen passenden Stamm fand. Dem würden die beiden grade recht sein. Was möchte dein Vater für die beiden Stücke haben wollen, Leo?"

Der Graf hatte sich auf die ersten Worte ihm hastig wieder

zugewendet, ihn dann jedoch ruhig ausreden lassen, obgleich von seiner gerötheten Stirn ein ernster Unmuth drohte. „Die beiden Tannen meinst du?“ fragte er jetzt indessen ziemlich gefaßt und nur mit einem gewissen spöttischen Ernst, „ja, mein Lieber, das ist schlimm, denn die zu bezahlen möchte dein Neudorf nicht genügen, und legtest du den doppelten Werth noch baar dazu. Sieh, mein Schatz, mit denen hängt hier umher alles zusammen, man nennt's und man bestimmt's nach ihnen. Wären sie fort, wie wollte man par exemple deine denkwürdige Fertigkeit am heutigen Morgen aufbewahren? Leider werden keine Volkslieder mehr geboren, die sich sonst sicher einen solchen Stoff nicht entgehen lassen würden. Nun aber helfen uns die beiden Tannen, Heinrich. ‚Bei den Tannen, wo Herr von Wehringen die Dame schoß,‘ wird es heißen.“ — „Ein kreuzlahmer Witz,“ sprach Wehringen, sich in die Lippen beißend. — „Was willst du, Heinrich?“ sagte der Graf mit spöttischem Achselzucken, „wie sollt' es anders sein? Du schießest uns ja auch die Beine entzwei.“ — „Herr Graf!“ brauste Wehringen auf. — „Ja, mein Lieber, es ist aber doch wahr,“ meinte Leo, in das Lachen der Anderen einstimmend. „Und nun, Heinrich, ärgere dich nicht, sondern nimm dich mehr in acht, berede mich nicht wieder zu einer solchen Jagd oder gib die Jägerei ganz auf, das wäre noch besser, und lasse unsre Tannen unverkauft, das ist das beste. Adieu, ihr Herren, die Störung thut mir sehr leid. Kommt zum Forsthause an's Frühstück, ihr wißt den Weg; mich entschuldigt, ich muß mit der Bahre.“ Und er eilte dem Zuge nach, der sich schon fern zwischen den Stämmen fortbewegte.

„Er wird unleidlich in seinem Stolz,“ sprach Wehringen ihm nach, „was ist er denn, dieser Herr Graf? Und diese Kinderei mit den beiden Bäumen — vollkommen kindisch! Mich dünkt, sie könnten drüben das Geld schon brauchen, es soll dort

zuweilen nicht im Ueberfluß sein, wie sehr sie auch prahlen." — „Ja Schatz," meinte ein Anderer, „das müssen Sie so genau nicht nehmen. Unsereiner hängt zuweilen sein Herz an etwas, das mit seinem Stamme alt geworden. Danken Sie Gott, daß Sie dergleichen nicht kennen und nöthig haben. Und nun, ihr Herren, allons zum Forsthause."

Leo unterdessen begleitete die Trage, mit der man den Weg durch den Wald besser und schneller zurücklegte, als der Arzt es gehofft. Aber der Förster war auch allerwärts, sein Auge sah alles und seine stummen Winke und Zeichen leiteten die Träger. Der Graf freilich wollte sie mehr als einmal halten lassen, um die Lage der Kissen und des bedeckenden Mantels zu ändern, die er für die Verwundete unbequem fand; doch der Arzt hielt ihn zurück, indem er meinte, daß hier das Bequemste eine schnelle, ungestörte Beförderung sei. „Sieh doch hin," sagte er, „sie athmet jetzt, Gott sei Dank, vollkommen regelmäßig. Das zeigt, daß sie sich verhältnißmäßig wohl fühlt, ob das Kissen auch schief und der Mantel unordentlich liegt. Davon weiß sie nichts, Leo, und darauf kommt nichts an."

Als sie auf dem kleinen Grasplatz vor dem Hause anlangten, schlug Natalie wieder und zwar viel freier die Augen auf, und das milde Lächeln war ein gar beruhigtes, mit dem sie dankbar die beiden jungen Mädchen neben sich sah, welche hülfreich und theilnehmend alsbald herzugeeilt waren. Man brachte sie nun in das bereits eingerichtete kleine Zimmer, und während der Arzt drinnen verweilte, langten auch der Wagen und die Herren an, die mit Leo später in's Schloß zurückkehren wollten und daher diesen Weg zum Frühstück gewählt hatten. Einige ließen sich entschuldigen, da sie es vorzogen, unter den obwaltenden Umständen gleich von den zwei Tannen aus den Weg nach Hause einzuschlagen.

Als man das Frühstück ziemlich schnell und still beendet, kam der Arzt von der Kranken zurück und nahm seinen Platz am Tische ein. Auf der Anderen besorgte Fragen erklärte er ziemlich düster: die Kugel sei heraus, und die Wunde scheine, wie er gleich gedacht, nicht grade gefährlich. Allein der Blutverlust sei ein so unmäßiger gewesen, daß er die Wiederherstellung der Dame nur von ihrer frischen Jugendkraft hoffen dürfe, und die aufmerksamste Pflege, die tiefste äußere und innere, durchaus ungestörte Ruhe für sie verlangen müsse. Daher sei es auch nothwendig, daß ihre Mutter sobald wie möglich herbeigeschafft werde; Natalie müsse sie um sich haben, um sich dann sorglos und ohne Nachdenken der Pflege überlassen zu können.

Der Graf deutete nochmals leise darauf hin, daß Ruhe und Bequemlichkeit besser drüben im Schloß zu finden sei. „Du bist nicht gescheut," fuhr der Arzt heftig heraus und stand auf. „Nach dem, was ich gesagt, solltest du selbst einsehen, daß ein erneuerter Transport um nichts besser als ein Mord wäre. Nein, sie muß hier bleiben, und ich weiß von deinem Förster und seiner Schwester, daß sie schon besorgen werden, was nöthig ist, so gut wie ihr im Schloß. Und vor zwei bis drei Monaten lasse ich sie mit meinem Willen nicht von hier fort. Das ist eine lange Zeit, Herr Förster, aber es geht nicht anders," wandte er sich an diesen, der seitwärts am Fenster lehnte und den bisherigen Reden stumm zugehört hatte. — „In Gottes Namen," versetzte er jetzt freundlich. „Die beiden Zimmer drüben sind ja da, wir werden uns leicht ohne sie behelfen. Und so lustig meine Schwester sonst auch zu Zeiten sein kann, — jetzt wird sie schon auf Ruhe halten. Anderen Lärm gibt es bei mir nicht, und die arme Dame kann also immer dableiben, so lange es ihr beliebt, und in allem Frieden sein. Christine soll gleich noch ein Bett für die Frau Mutter aufmachen." — „Got-

tes Lohn im voraus, lieber Förster," sprach der Arzt bewegt. „Sie sind ein wackerer Mann, und das arme Kind kann dem Himmel gar nicht genug danken, daß das Unglück sie hier in der Nähe traf. Heut' Abend bringe ich Ihnen die Mutter. Und — ich sag' es schon jetzt — kehren Sie sich nicht an ihr äußeres Wesen. Sie hat ein wenig steife Manieren, ist aber innerlich eine gute, liebe Frau." Der Förster versicherte lachend, damit habe es nichts zu sagen, sie wollten schon mit einander auskommen. Dann begleitete er den Arzt hinaus, der ihm noch allerlei Vorschriften gab und sich darauf zu Pferde setzte, um in die Stadt zu reiten. Der Wagen war abgepackt und fuhr zurück, die Jäger machten sich auf den Heimweg zum Schloß.

„Heute Abend werde ich nachsehen, mein Freund, ob alles in Ordnung ist und nichts fehlt," sagte der Graf im Weggehen zu Adolf. Es mochte wohl die noch immer verletzte Eitelkeit und das ein wenig niedergedrückte Selbstgefühl sein, welches ihn diese Worte in einem gewissen schroffen und hohen Ton sprechen ließ; er strebte halb unbewußt und instinktmäßig nach Wiederherstellung seines Ansehens und seiner Herrschaft. — Der Förster empfand dies alles vielleicht, denn auch sein Ton war kalt und kurz, indem er entgegnete: „Deßwegen wär's unnöthig, Herr Graf, es wird alles geschehen. Aber Sie sind stets willkommen, Herr." Der Graf eilte ohne Antwort seinen Gästen nach; Adolf lehnte mit leicht gerunzelter Stirn am Thürpfosten und ließ ihm leise kopfschüttelnd seine Blicke folgen. Bergmann lag müde zu seinen Füßen in der Sonne, leckte bald sein Bein, bald murrte und schnappte er ärgerlich nach einem jungen Hühnerhunde, der ihn beharrlich zum Spielen aufforderte. Adolf sah dem Treiben einige Augenblicke ziemlich zerstreut zu und folgte dann einem Ruf seiner Schwester in's Haus. Und es ward still in der kleinen einsamen Wohnung, wie es auch

weit ringsum war, doch es war keine friedliche und frohe Stille.

Am Abend kam, wie er versprochen, der Graf, der während des Tages bereits einen Wagen mit allen möglichen Bequemlichkeiten für die Leidende geschickt hatte, und zwar in Begleitung seines Vaters wieder. Die Berichte über den Zustand des Mädchens waren nichts weniger als tröstlich; nur auf Augenblicke war Natalie aus ihrer Todesschwäche zum Bewußtsein gekommen, und nicht ohne Grund fürchtete man, daß die Blutung unter dem Verbande noch nicht gänzlich nachgelassen.

Das Schöne und Heilige aber hat ein ernstes, gefährliches Leiden einer uns nahestehenden Persönlichkeit, daß es die Umgebung in der Theilnahme dafür vereint und versöhnt, und sie von ihren sonstigen sich etwa widerstrebenden Interessen abzieht. Dies zeigte sich auch hier; der junge Graf verlor seine Gereiztheit und Empfindlichkeit über das kurze selbständige Wesen des Försters, und dieser vergaß, was ihn am Morgen verstimmt, die ihm unverständliche Weise des Herrn gegen ihn, der sich doch keines Unrechtes und keiner Nachläßigkeit bewußt war; und er vergaß auch vor allen Dingen das plötzlich auftauchende Wesen, welches ihn, den zufällig Untergebenen, nun auch für den Unverständigeren und Einsichtsloseren erklärte, dem man zu Hülfe kommen, den man anleiten müsse. Sie waren jetzt eins in ihrer ernsten Sorge und wünschten sehnsüchtig den Arzt herbei. Aber auch dieser, da er mit der Mutter endlich anlangte, schüttelte nach einer aufmerksamen Untersuchung wiederum ernst den Kopf und wiederholte, daß er nur auf die Jugend und die Natur des Mädchens hoffen könne. Er blieb die Nacht über zugegen und beobachtete das eintretende heftige Fieber. Und es vergingen noch manche angstvolle Tage und Nächte, bis Nataliens Zustand sich nur einigermaßen zum Besseren wandte und die Aussicht

auf eine langsame Genesung erlaubte. Es war eine sorgenvolle, aber gute Zeit, denn wie sie die Herzen der Bewohner des Forsthauses prüfte, so stärkte sie dieselbe auch andererseits und ließ sie frommer und gefaßter schlagen, als sie vielleicht jemals bisher gethan.

Zugleich schloß diese Zeit aber auch die Menschen an einander, welche aus so verschiedenen Bildungs- und Gesellschaftsklassen sich plötzlich hier vereint fanden. Sorge und Theilnahme, Wohlwollen und Dankbarkeit, freundliches Geben und herzliches Nehmen, — alles machte den Verkehr traulicher und leichter, als es unter andern Umständen jemals auch nur denkbar gewesen. Und so kamen denn, zumal während der wirklich beginnenden Genesung, auch viele Tage, wo es im stillen Waldhause unsagbar heimlich und gemüthlich war.

II.

Die Fenster in der Wohnstube des Försters standen auf, die milde Frühlingsluft zog mit den Düften des frischen jungen Laubes und der Blumen des Waldes, mit den langen, hellen Sonnenstrahlen, freundlich in das Zimmer zu den beiden Mädchen, welche am Fenster saßen. Sophie war seit Wochen zum erstenmal wieder bei der Freundin, da bald Wind und Wetter, bald Arbeit sie seither daheim gehalten. Sie hatten über alles Mögliche geplaudert und saßen sich für den Augenblick jetzt stumm gegenüber. Sophie schien eine Frage gethan zu haben, deren Antwort bisher ausgeblieben, denn ihre Augen ruhten fest auf der Anderen, die eben mit gesenktem Kopf am Spinnrade den Faden wieder in Ordnung brachte.

„Nun, Christine?“ fragte sie endlich und tippte mit dem Finger auf den Scheitel der Angeredeten. — „Was soll ich sagen, Sophie?“ versetzte sie und richtete sich auf, ohne jedoch die Augen vom Rade zu erheben, welches sich unter ihrem Fuße zu drehen begann. „Es ließe sich tagelang darüber reden, und doch ist es genau betrachtet so gut wie nichts. Es ist bei uns nicht mehr wie sonst, allein das ist ja natürlich, da die Fremden hier sind, die steife, kalte Frau Räthin, die kranke Tochter, die

schnippische Magd, die Stadtleute mit all' ihren Ansprüchen und Einfällen. Das weiß niemals, was es eigentlich will, das hat immer was zu seufzen, zu fragen und zu wünschen." — „Die Natalie auch? Die wußtest du früher doch gar nicht genug zu loben wegen ihrer Sanftmuth und Geduld, und daß sie für's Geringste dankbar sei. Und das weiß ich ja auch selbst vom eigenen Sehen." — „Ach, Sophie, das ist sie auch noch, es ist ein Engelsgemüth, und wenn es mit der allein wäre, ginge es schon; ich merk' es jetzt recht, da die Mutter seit gestern auf einige Tage zur Stadt gefahren, um für die Heimkehr Nataliens alles in Ordnung zu bringen. Aber es bleibt auch da noch genug, es ist einmal nicht unsere Weise und wir kommen nicht damit aus. Und so englisch sie auch ist — es mag wohl Land- und Stadtengel geben, und die letzteren wollen mir längst nicht mehr recht ins Herz."

Sophie lachte. „Was das für ein Einfall ist, Christine! Aber was hast du denn zu klagen?" — „Das läßt sich eben nicht sagen, Kind," entgegnete sie mit immer noch gesenkten Augen, „es ist viel, es ist nichts. Ich weiß selbst nicht, was eigentlich, nur, es ist eben nichts nutz. Und Gott verzeih' es mir, ich sehe sie herzlich gern hier und habe redlich Mitleiden und Theilnahme gehabt, aber wenn sie weg sind, werde ich zufriedener sein, und wenn sie gar nicht gekommen, wär's noch besser." — „Gott mag wissen, was dich verstimmt, Christine," meinte Sophie dagegen, „aber du bist verstimmt, denn ich kenne dich, ich merk' es aus diesem hastigen Spinnen. Das geht ja wie im Tagelohn. Schau doch auf, Kind, was ists? Hat Adolf dir Verdruß gemacht, der große Unband? Er strich vorhin so mürrisch an mir vorbei, als wollte er mich umrennen, grüßte kaum und hatte kein Wort. Na, lauf du in Gottes Namen! Aber Christine, hat der auch was?"

„Siehst du, das ist es auch.“ Sie ließ den Fuß ruhen und den Faden aus der Hand sinken, lehnte sich an den Stuhl zurück und erhob die schönen tiefblauen Augen zu der Fragenden mit dem Ausdruck eines tiefen und nicht freundlichen Nachdenkens. „Siehst du,“ fuhr sie fort, „das kommt auch dazu, ich sollte sagen, das ist die Hauptsache, wie der Bruder so anders geworden, daß ich ihn manchmal gar nicht wieder erkenne und oft ganz und gar nicht verstehen kann. Wie er sonst gewesen, du weißt es. Und daß er damals, vor zwölf Wochen, als das Unglück geschah, ein wenig unwirsch war, das läßt sich wohl verstehen. Der Krawall im Hause, Verdrießlichkeiten im Revier, Unannehmlichkeiten mit dem jungen Herrn, das kam alles zu einander, ihn zu verstimmen. Früher, wenn er sich über mich geärgert, ging er in den Wald und kam munter zurück, — hatte er draußen was Unangenehmes gefunden, brachte er's nach Hause und vergaß es bei mir. Das ist nun schon seit Wochen vorbei.“ — „Aber warum nur, Christine?“ — „Wer das wüßte! Einen rechten Grund sehe ich weder nah noch fern.“ — „Sind ihm nachgrade die Fremden zu viel, all' die Unruhe, das Treiben und Laufen?“ — „Je nun, Sophie,“ versetzte die Andere kopfschüttelnd, „das, sagt' ich schon, mag es zuerst gewesen sein, allein jetzt nicht mehr.“ — „Und also, in Gottes Namen, wie ist er denn?“ fragte Sophie ungeduldig. „Aus deinem Reden und Deuten kann niemand klug werden.“ — „Er ist unruhig — nein, er ist rastlos, heftig und aufbrausend und gleich wieder sanft, gleichgültig gegen alles, und hinterdrein macht er über das Geringste ein unendlich Wesen, als ob ein Himmelreich dran hinge. Und dann so schweigsam, tagelang höre ich oft kaum ein Wort von ihm. Und so unordentlich, Sophie!“ fuhr sie betrübt fort, „Morgens ohne Frühstück aus dem Hause, zum Mittagstisch nicht da, in später Nacht sogar noch auf und davon

in den Wald, — sieh, das hat er sonst nie gethan. Und mit den Fremden spricht er fast gar nicht mehr, er sieht sie kaum." — „So!" sprach Sophie lang gedehnt. „Das ist aber kurios." Und es war lange still im Zimmer.

Christine hatte den Faden wieder aufgenommen und das Rad in Bewegung gesetzt. „Und was mir den meisten Kummer macht," sagte sie plötzlich mit gedrückter Stimme, „gegen den jungen Herrn ist er nun ganz ungehörig, so herb und derb, so trotzig. Ich an des Herrn Stelle ertrüg' es nicht und ließ ihn ziehn. Und denk dir das, Sophie! Wohin dann mit uns?" — „Der Graf kommt wohl oft, Christine?" fragte Sophie wieder, indem sie dabei gleichgültig aus dem Fenster schaute. — „Oft genug," war die lakonische Antwort. — „So, das heißt also wohl alle Tage?" — „Ja, beinah', Sophie. Es ist doch auch natürlich, daß der Herr sich nach den Damen umsieht, für die sie vom Schloß so viel thun. Es würde sonst auch schlimm gehen, denn wir sind auf Stadtleute nicht eingerichtet." — „Sind die alten Herrschaften auch noch so fleißig hier gewesen, Christine? Ich bin in all' der Zeit ganz außer Cours gekommen." — „Ja, Sophie, du bist recht schlecht gegen mich, du weißt, wie allein ich hier sitze. Die Frau Mutter sind noch ein paarmal angefahren und sehr freundlich gewesen, auch gegen mich, Sophie. Und neulich war die alte Räthin hinüber und blieb den ganzen Tag da. Der alte Herr kommt auch hin und wider, verplaudert drüben ein Stündchen, redet auch mit mir und neckt mich, wie's seine Art ist. Sie könnten aber immer noch einmal öfter kommen; doch der junge Herr —." — „Ja, der kommt alle Tage," unterbrach Sophie ihre Worte mit einem lustigen Blick. „Und der bleibt hier auch wohl mehr als drüben und neckt sich auch mit dir?"

Das Mädchen sah flüchtig auf und, da sie der Freundin

Lächeln bemerkte, ebenso schnell wieder nieder. Sie erröthete tief, ihre feinen Züge zuckten und ihre Stimme zitterte. „Pfui, Sophie, wie kannst du so schlecht sein und mich so quälen! Es ist ja so schon schlimm genug und ich bin so traurig. Adolf hat auch ein Wort davon fallen lassen, und es war bitter. Und es ist ja alles dummes Zeug und gar nichts dran. Solch' ein Herr und ich, das arme Mädchen! Für den ist ja die Andere noch nicht gut genug. Ihr seid schlecht gegen mich." Sie ließ den Faden sinken, und eine große Thräne schlich langsam unter den langen, dunkeln Wimpern hervor.

Sophie sprang auf und zu ihr. Und indem sie ihren Kopf aufhob und mit Bestürzung und Mitleiden in die feuchten Augen blickte, sagte sie ernst: „Aber um Jesu Willen, Christine, wie kannst du nur so böse werden, so närrisch sein, ich spaßte ja nur." — Die Andere legte den Kopf an ihre Brust und weinte still; erst nach einiger Zeit sprach sie leise: „Du weißt nur gar nicht, wie so was so schrecklich weh thun kann, und besonders wenn es so ist wie hier, wo nichts dran ist. Denn was in mir ist, das geht Keinen was an, und er kann nicht dafür. Sieh, das läßt sich auch nicht sagen, das muß man mitten im Herzen fühlen." Sophie antwortete nicht, das sonst so lustige Kind war in tiefen Gedanken über ihre Freundin, deren Kopf sie noch immer an ihrer Brust mit beiden Armen umfaßt hielt. Und so tief ihre Gedanken waren, so ernst und betrübt waren sie auch, denn was ihr eben aus Christinens Worten bemerkbar geworden, erfüllte sogar ihr leichtes und einfaches Herz mit Schrecken und Mitleiden, und sie wußte nicht, was sie thun, noch was sie sagen sollte.

„Höre, Christine," meinte sie endlich nach einer langen Pause, wo nur der Frühlingswind draußen mit dem jungen Laube was zu reden gehabt, „die Uhr ist bald fünf und ich

muß an den Heimweg denken. Wenn das Fräulein also noch nicht ausgeruht hat, so mußt du sie von mir nur vielmal grüßen, ich komme aber bald wieder." — „Du bist ganz schlimm geworden," versetzte die Andere und stand auf und strich mit beiden Händen den dunkelblonden Scheitel wieder glatt. „Sonst hast du bis sechs Uhr gesessen und länger. Bleib noch ein bischen, ich bring dich dann auf den halben Weg, ich möchte noch so viel mit dir reden. Könntest du doch immer hier bleiben! Weißt du noch, was ich dir Weihnacht sagte?" — „Ja, es war erschrecklich dumm, das weiß ich noch," entgegnete Sophie erröthend aber munter. „Aber bleiben kann ich nicht. Willst du drüben fragen, ob sie mich sehen kann?" — „Sie schläft wohl noch," war die Antwort, „denn sie ist noch sehr blaß, und der Doctor will viele Ruhe für sie. Wenn sie wach ist, kommt sie, und so lange bleib' noch, Sophie. Komme mit mir in den Garten, wir wollen sehen, ob wir noch ein paar Spargel finden." —

„Das könntest du auch allein," meinte sie, aber sie lief doch mit der Anderen in die Küche, um einen Korb und das lange Messer zu holen, und Beide verließen dann das Haus und gingen suchend längs der erhöhten Beete, wo die genannten Pflanzen ihre Schößlinge trieben. Das Gespräch war ziemlich einsilbig; es hatte sich wieder gleichgültigern Gegenständen zugewendet und hielt sie nicht vom genaueren Nachsuchen ab, wie es jene versteckten Triebe erfordern. Und wenn Bergmann, der ihnen langsam und gemüthlich mit dem Schwanze wedelnd gefolgt war, nicht plötzlich stehen blieb, die klugen Augen gespannt auf die Hausthür richtete, und dann eben so plötzlich in ein heftiges Bellen ausbrach, so wären sie von demjenigen gänzlich überrascht worden, der dort hinaus in den Garten trat. Es war der Graf und er kam zu ihnen.

„Nun wahrhaftig," sprach er scherzend, „man könnte euch das ganze Haus ausräumen, Christinchen, und es ist doch ein gutes Land, daß man so was nicht zu fürchten hat. Ist das auch eine Manier, daß ich ankomme und auf dem Hofe keine Seele finde — nicht einmal ein Hund ist da zum Melden — und mein Pferd in den Stall ziehe und durch's Haus gehe, eine halbe Stunde am Spinnrad sitz' und deinen Faden bewundere und neugierig in den kleinen Deckelkorb schaue — ja, in Ihren, Mamsell Sophie! — und als mir die Zeit lang wird, laufe ich in den Garten, und wenn Bergmann nicht wäre —". — „Sie scherzen, Herr Graf," sagte Christine mit gerötheten Wangen und gesenkten Augen, „wir sind noch keine zehn Minuten im Garten, und daß niemand zu Ihrer Bedienung —". — „Ei," unterbrach er sie lachend, „wer redet davon? Wirst du auch so empfindlich, wie dein Bär von Bruder, und suchst überall was Böses? Denk' dir nichts auf, Kindchen, bin ich denn so prätensiös?" — „Ja, aber Herr Graf, es schickt sich doch nicht —!" — „Ja, aber, Mamsell Christine, es schickt sich noch viel weniger, daß du mir gar nicht mehr wohl willst. Und nun Scherz bei Seite, du thörichte kleine Person, wie geht's und steht's seit vorgestern? Es ist mir ordentlich wunderlich, daß ich gestern nicht herkommen konnte. Also das Fräulein? Nach dir frage ich nicht, da ich dich so munter, frisch und blühend vor mir sehe. Ich möchte wissen, wo im Lande eine ähnliche schmucke Försterin wäre. Sehen Sie nur, Mamsell Sophie, wie sie dazu so allerliebst aussieht, wird sie nicht alle Tage hübscher?" — „Herr Graf, o Herr Graf!" unterbrach ihn das dunkel erröthende, noch von vorhin aufgeregte Mädchen und schlug die sich mit Thränen füllenden Augen beschämt zu Boden. — Und auch Sophie sprach gar ernst: „Das scheint der Herr Graf am besten selbst zu

wissen — Unsereins sieht nicht auf dergleichen und sagt's einem Anderen wenigstens nicht in's Gesicht."

Leo fühlte sich ein wenig betroffen, er sah ein, daß ihn seine Lustigkeit mehr habe sagen lassen, als hier erlaubt sein mochte. In ihm so gut wie bei vielen seiner Standesgenossen gab es bei aller möglichen Artigkeit und Humanität dazumal kaum ein klares Bewußtsein davon, daß auch bei niedriger Stehenden ein feineres Gefühl überall sich regen könnte. Er hatte eben gar nicht dran gedacht, daß seine fröhlich und lustig gemeinten Worte in dem kleinen Mädchen da irgend etwas empfindlich treffen, nicht ebenso fröhlich, ja sogar dankbar für eine solche besondere Vertraulichkeit aufgenommen werden könnten. Und wie er nun daran dachte und sich zugleich auf dem heimlichen Gedanken ertappte: aber mein Gott, wie kann die kleine Person übel nehmen, was von dir kommt, das doch für sie überflüssig gut sein sollte! — da fand er sich zwar ziemlich ärgerlich, aber auch ein wenig beschämt, und seine Gutmüthigkeit und Weichheit ließ ihn alsbald offen und herzlich Christinens Hand ergreifen und ebenso herzlich sagen: „Vergib, Christine, daß ich so über dich sprach, ich dachte nicht dran, und bei Gott, es war gut gemeint und ich wollte dir nicht wehe thun."

Ihre Hand zitterte ein wenig in der seinen, und da sie schüchtern die Augen zu ihm erhob, glänzte es noch feucht darin; aber ein verzeihendes Lächeln schmiegte sich um den Mund und auch die Worte klangen ebenso: „das glaub' ich auch nicht, Herr Graf." Es war nur eine arme, einfache Rede, und von einem so armen Kinde, aber sie machte selbst ihn zufrieden und beinahe glücklich; denn die Worte kommen aus dem Kopf, aber ihr Klang und Ton wohl zuweilen aus dem Herzen; das glaubte er jetzt zu empfinden, und er ahnte wie viel das sei. „Ist nun alles wieder recht und bist du wieder gut, Christine?" fragte er trau-

lich und ließ nur langsam die jetzt ihm entzogene Hand aus der seinen. — „Ja," versetzte sie gar nicht mehr schüchtern. Und in dem Augenblick fühlte er sich ihr unterthan, denn die kurze Versicherung beglückte ihn, und in dem Augenblick war sie ihm überlegen, wenn sie sich dessen auch nicht klar bewußt ward. Es gibt eben im Menschen Gefühle und Empfindungen, die, wo sie in's Spiel kommen, über Rang und Stand der Gesellschaft ruhig und sicher weggehen, den Niedrigsten und den Höchsten auf die gleiche Stufe stellen und in das alte, ewige, gleiche Recht wieder einsetzen.

„Da kommt das Fräulein!" rief Sophie in die augenblicklich eingetretene Stille und lief der aus dem Hause Tretenden entgegen, vor der sie einen lustigen Knix machte und sagte: „Gott zum Gruß, liebes Fräulein, wie freu' ich mich, daß ich Sie nun wieder so brav und so gesund aussehend finde; zuletzt da ich Sie sah, waren Sie noch so recht blaß und schwach." — „Ja, Sophie," entgegnete die junge Dame und ergriff herzlich beide Hände der Andern, „ich glaubte schon, Sie seien mir gar nicht mehr gut, daß Sie nun so lange nicht kamen und sich nicht einmal nach mir umsahen. Das ist gar nicht hübsch von Ihnen." — „Ach, liebes Fräulein," meinte sie mit schelmisch blitzenden Augen, „der Vater hatte für mich so viel zu thun, und der Herrgott ließ so viel regnen, daß ich den Weg gar nicht finden konnte. Nun ist's auch viel hübscher, all' das Gute mit einemmal und so schmuck wiederzusehen." — „Woher nur ein so einfaches Landkind die Complimente kriegt, die man sonst allein von galanten Herren ertragen muß," sprach Natalie lachend halb zu Sophien, deren Hände sie in den ihren hin und her wiegte, halb zu den herantretenden anderen Beiden. „Was meinen Sie, Herr Graf? Sind Sie schon lange hier?"

Sie plauderten fort, während sie in die einfachen Steige

des Gartens hinein gingen, alle vereint und in heiterster Stimmung, wie es die Genesende in sich selbst fand und es den Anderen durch ihre Genesung sympathetisch mittheilte. Das währte, bis Sophie nach einiger Zeit meinte, daß es für sie jetzt die höchste Zeit zum Aufbruch sei, der Vater werde so schon über die Säumende schmälen. Leo bot ihr lachend sein Pferd, und jetzt in der guten Stimmung aller erhöhte dies nur die Laune. Sophie bemerkte aber lustig, da sie das Lenken nicht verstehe, werde das Thier am Ende seinen gewöhnlichen Weg zum Schloß einschlagen, und die Frau Mutter könne am Ende dadurch höchlich erschreckt werden oder gar auf den Gedanken an Zauberei kommen, wenn ihr anstatt ihres Sohnes eine solche Erscheinung vor Augen trete. Damit nahm sie Abschied und zog die gleichfalls wieder ermunterte Christine zur Begleitung mit sich fort. Die beiden Zurückbleibenden schauten lachend den Mädchen nach, die im Hause verschwanden, und gingen langsam den Weg weiter und sahen Himmel und Erde an, wie es blitzte, grünte und blühte, und wie die Waldbäume so lustig mit ihren flüsternden Wipfeln herüber nickten zu den mit Blüthen überdeckten Bäumen des Gartens, wie es in den grünen Tiefen drüben noch sang und jubilirte, und wie es in der Höh droben und in den Blüthenzweigen unten lebte, schwärmte und vorbeihuschte von tausend Vögeln und Insekten. Im Hause öffnete die Magd eben weit die Fenster der Fremdenzimmer, um durch den duftigen Frühlingstag die letzten Krankendünste verscheuchen zu lassen.

„Schon während meines Krankseins bin ich mit den beiden Mädchen in Verlegenheit gekommen,“ unterbrach Natalie das bisherige Schweigen, „und da ich jetzt wieder wohl bin und mit Christinen täglich verkehre, empfinde ich es noch viel mehr, sie sind Beide ganz anders als sonst Leute dieses Standes, im

Aeußern nicht nur, sondern auch in der Bildung. Zuweilen weiß ich gar nicht, wie ich das verstehen soll." — „Seien Sie nur Sie selbst, Fräulein," sprach er mit artigem Lächeln, „dann wird es stets richtig sein. Die Beiden verdienen es auch, es sind ein paar wackere, gute Kinder. Was freilich Erziehung und Bildung betrifft, so steht es damit zwar leicht erklärlich, aber daneben doch ein wenig wunderlich. Sophiens Vater ist ein reicher Mann, der seinen Bauerhof in Rohrbeck nur zum Vergnügen hat und bewirthschaftet. Er ist Christinens Vormund, und als die beiden Mädchen in dem Alter waren, gab er sie auf ein paar Jahre in eine sehr gute Pension Ihrer Vaterstadt. Nachher mußten sie aber wieder tapfer in die volle Wirthschaft, und bei seiner Tochter wenigstens leidet er auch kaum etwas Städtisches. Weßhalb das alles, und ob es für die wahrscheinliche spätere Stellung der Mädchen gut gewesen, weiß ich nicht." — „Also daher!" meinte Natalie; „mir war's auch, als ob ich Sophiens frisches, hübsches Gesicht schon früher gesehen. Daß ihnen aber diese Erziehung schaden könne, Herr Graf, leugne ich; in dem Fall würde es mindestens schon jetzt zu spüren sein. Beide sind jedoch liebenswürdig bescheiden und ohne jegliche Prätension. Eine bessere Bildung, däucht mir, sollte auch in jedem Stande und jeder Stellung erwünscht sein. Man findet sich leichter zurecht und — zieht seine Umgebung mit sich fort." — „Oder sehnt sich daraus weg," warf Leo mit leichtem Kopfschütteln ein; „man fühlt sich wenigstens nicht heimisch, nicht befriedigt, nicht glücklich.

„Aber genug von denen," fuhr er mit einem innigeren Klang der Stimme fort und wandte sich stehen bleibend ihr zu, „wie freue ich mich, Fräulein Natalie, daß es so prächtig mit Ihrer Genesung fortschreitet. Wahrhaftig, es ist mehr als merklich, sogar seit vorgestern. Sie sehen sehr gut aus!" — „O ich

fühle mich auch wieder wohl," versetzte sie mit zufriedenem Lächeln und sah flüchtig auf ihn und dann sich um, „und ich fühle mich auch so leicht und froh. Sehen Sie, der Frühling ist nie so schön gewesen, und ich hab's nie so genossen. Bis in's Herz hinein!" setzte sie hinzu und warf die schlanken Arme mit einer raschen Bewegung sehnend hinaus gegen die kleine Wiese und den Wald jenseits des Zauns, an dem sie im Garten entlang gingen. Sein Auge überflog entzückt ihre hohe, anmuthige Gestalt und das von einer leisen, freudigen Röthe überhauchte Gesicht mit den enthusiastisch schimmernden braunen Augen. „Mein Gott," sagte er ganz hingerissen, „wie sind Sie liebreizend in dieser Gesundheit und diesem Frohsinn, Sie herrliches Kind!" Und indem er sich schnell abwandte, brach er vom nächsten Apfelbaum einen ganzen Busch der zarten, rosigen Blüthe und reichte ihn ihr. „So!" rief er dabei, „so, ganz so!" — Sie sah ein wenig verwirrt und noch tiefer erröthend auf den Strauß. „Aber das dürfen Sie nicht thun," meinte sie dann, „wie schade um den schönen Fruchtzweig! Und doch, er ist so reizend! Aber kommen Sie, Graf," fuhr sie fort und trat in einen anderen Steig. „Die Sonne geht fort und ich muß noch die Abendluft fliehen."

„Ihre Mutter, höre ich, ist zur Stadt wegen Ihrer Heimkehr?" fragte er nach einigen Schritten. „Das ist schnell gekommen, vorgestern Morgen habe ich noch nichts davon gehört." — Sie wiegte den schönen kleinen Kopf. „Je nun, Herr Graf, es kam Nachmittags plötzlich. Die Mutter meinte, ich sei ziemlich kräftig, und wir könnten den ehrlichen Leuten hier doch nicht ewig beschwerlich fallen." — „Bah!" rief er heftig, sie unterbrechend, „so Gott will, ist dergleichen hier nicht bemerklich geworden! Das Haus gehört uns." — Sie blieb stehen und sah ihn ernst an. „Sie erschrecken mich durch diese ungerechte

Heftigkeit," sprach sie erregt, „ich hoffe von Ihrem Edelmuth, Herr Graf, daß Sie das Recht dieser gütigen Menschen auf die Ruhe ihrer Häuslichkeit nicht auf solche Weise verkennen. Sie scherzten wohl nur. Aber wir wollen davon abbrechen," fuhr sie im Weitergehen wieder freundlich fort; „genug, die Mutter hat recht, und wie denn bei ihr Entschluß und Ausführung immer schnell auf einander folgen, so schickte sie gleich zur Stadt um einen Wagen, und fuhr gestern voraus, unsere Wohnung in Ordnung zu bringen. Ich werde also wohl bald abgerufen werden. Und das thut mir ordentlich weh, der Frühling fängt erst an, er ist so schön, er thut mir hier so wohl, wie ich sonst nirgends gefühlt." — Er hatte den kleinen Druck, welche ihm ihre Worte vorhin gegeben, bei ihrer freundlichen Rede längst überwunden, und sein Auge ruhte auf ihr mit einem innigen Blick. „Thut es Ihnen wirklich so wohl?" fragte er nicht laut. — „O ich werde mich stets hierher sehnen," sagte sie bewegt, „es ist schön hier, es war eine so gute Zeit!" — „War es die wirklich?" fragte er wieder leise. Und da sie die Augen erröthend niederschlug, setzte er bittend hinzu: „Sehen Sie mich nicht einmal an?"

Sie schaute langsam und zögernd auf; ihr Blick streifte ihn nur ganz schüchtern und hüllte sich sodann gleich wieder tief in die langen dunklen Wimpern. Nach einem kurzen Schweigen meinte sie darauf mit noch ein wenig schwankender Stimme: „Aber wir sind am Hause, Herr Graf, und ich muß Ihnen nun gute Nacht sagen." — „Muß ich denn fort?" bat er. — „Ich muß hinein," versetzte sie wieder frei wie sonst und sah lächelnd zu ihm empor. „Sie wissen, — der Arzt!" So traten sie auf den Flur und zu ihrer Thüre. — „Es war ein himmlischer Tag, Fräulein Natalie, Gott segne ihn an Ihnen!" sagte

er, während er flüchtig ihre Hand küßte. Sie neigte leise den Kopf und trat in ihr Zimmer.

Als er einige Minuten darauf fortritt, grüßte er noch einmal zum Fenster hinüber, an dem er sie stehen sah. Sie schaute ihm stumm nach und ihr Blick war voll tiefem Träumen. Und da sie ihn nicht mehr sah und sich abwandte, legte sie die Hände langsam auf's Herz und warf den Kopf ein wenig nach oben und flüsterte mit einem tiefinnigen Ton: „Ja, ich glaube, es war ein himmlischer Tag."

Und zu derselben Zeit etwa standen die beiden jungen Mädchen am Rand der Wiese jenseits der zwei hohen Tannen, und Sophie sprach mit ernstem, mahnendem Klang, den man von dem sonst so lustigen Kinde kaum vermuthet hätte: „Christine, sieh, ich bitte dich auf den Knieen, reiß dies Gefühl aus deinem Herzen, das sich gegen deinen Verstand, gegen deinen Willen dort eingenistet hat. Wie konntest du dich so wahnsinnigen Gedanken hingeben, die durch nichts gerechtfertigt werden? Und wenn alles nichts half, mußten dich nicht ähnliche Reden, wie die vorhin, gleich überzeugen, daß bei ihm auch keine Ahnung von dergleichen ist? Spricht so ein Mensch zum anderen, den er sich gleich achtet oder gar liebt? Wie war er gleich hinterher so ganz anders zum Fräulein, das er doch auch nicht liebt! Also, Christine, versprichst du mir das?" — Sie nickte nur, denn sie weinte. — „Adieu, Christine," fuhr Sophie fort und küßte sie, „wir wollen Beide Gott für dich um Schutz und Stärke bitten." Und damit ging sie langsam den Weg in's Holz hinein. Auch Christine wandte sich nach einem langen, thränenvollen Blick ihrem Heimwege zu.

Im Walde begegnete ihr der Bruder. „Woher?" fragte er und ging müde an ihrer Seite. — „Ich habe Sophie bis zu den Tannen begleitet," war ihre Antwort; sie hielt die Augen

gesenkt, um die Spuren ihrer Thränen zu verbergen. — „Zu Hause was vorgefallen?“ fragte er gleichgültig weiter. — „Der Graf war dort und blieb noch, als wir gingen, beim Fräulein,“ entgegnete sie gepreßt. — „So?“ sagte er eintönig, und sie schritten stumm weiter durch den bereits tief dämmernden Wald und traten stumm in das Haus.

Christine machte sich in die Küche, Adolf warf sich in seinen alten Lehnstuhl, und wie fern seine Gedanken von der Umgebung waren, konnte man daraus abnehmen, daß er es ruhig litt, als Bergmann sich zuerst leise an seinem Knie aufrichtete, einigemal mit der Pfote über die Hand des Herrn strich und dann mit einem kühnen Satz auf den Schooß sprang, wo er sich rund zusammenschmiegte. Adolf legte ihm die Hand auf den Kopf und blieb schweigend in seiner Ruhe. Auch auf Nataliens Seite drüben war es still.

III.

Die folgenden Tage waren nicht anders, die Geschwister sahen sich wenig und verkehrten zwar freundlich, aber schweigsam mit einander, und wenn sie zusammen redeten, war es weder über sich selbst, noch über den Andern. Nur Christine hatte den Bruder einmal gefragt, dessen Wangen sie unter der tiefen, luftbraunen Färbung einfallen sah und dessen Augen ihr so tief zu liegen schienen wie nie bisher: „Adolf, mein alter Junge, du siehst miserabel aus, du wirst mir doch nicht krank?" — „Bah!" hatte er jedoch lachend geantwortet, „siehst du Gespenster, Kind? Müde bin ich, das ist alles. Was denkst du auch? So ein Treiben wie das jetzige verbraucht Mark und Kraft, und das Fleisch geht ein bischen von den Rippen. Das ist auch gut, denn es hatte Zeit genug, sich dort auszuruhen und wird zur Rastzeit schon wieder kommen. Der Mensch muß hin und wider einmal seinen Körper wechseln, wenn er nicht schwach werden soll."

Der alte Graf hatte große Veränderungen im Forste vor, Anpflanzungen und Ansamungen, Rodungen und Trockenlegungen, so daß der Förster freilich viel zu thun, anzuordnen und aufzupassen hatte und nicht viel Zeit zum Säumen fand. Von seinem schönen Gast sah er daher wenig oder nichts; Morgens,

wenn er hinaus ging, war sie noch nicht zu sehen; seine Anwesenheit im Tage traf mit ihren Ruhestunden zusammen, und wenn er Abends heimkehrte, hatte sie sich bereits zurückgezogen. Freilich, wenn er einmal zu früherer Stunde nach Hause kam oder während des Tages zu ungewöhnlicher Zeit, da begegnete er ihr gleichfalls kaum oder beschränkte ein etwaiges Zusammentreffen auf die unumgänglichsten Momente, so daß ein aufmerksamer Beobachter unschwer auf den Gedanken kommen mochte, er wiche ihr aus. Dies war schon in der letzten Zeit so gewesen, als Natalie erst nach und nach sich wieder an die Luft gewöhnte, war aber noch sichtbarer der Fall seit den Ereignissen des eben geschilderten Tages.

Einem so gebildeten und feinen Kopf, wie der Nataliens war, konnte dies unmöglich verborgen bleiben, selbst nicht in der jetzigen Zeit, wo sonst allerdings noch manches Andere darin auf- und niederwogte. Ja, vielleicht war es gerade die jetzige Zeit mit ihren neuen Gedanken und Empfindungen, welche dem sorgenden Kinde dies alles nur fühlbarer und für seine Güte und Herzlichkeit drückender und schmerzlich machte. Denn Natalie war in jenem Zustande einer ahnungsreichen Träumerei, der dem ganzen Wesen eine so unendliche Milde, eine so theilnahmsvolle Innigkeit verleiht, wo wir uns sehnen, alles umher in dem hellen Glück zu sehen, das in uns selbst erst heraufdämmert und an das wir selbst kaum glauben; wo wir uns zu innerst betrübt fühlen, wenn wir einen fremden Schmerz, eine fremde Noth ahnen, und nur zu geneigt sind, die Veranlassung dazu ängstlich in einer eigenen Schuld zu suchen.

Sie hatte Christine gefragt, mit der sie vielfach und freundlich zusammen war, was ihrem Bruder sei, daß er so anders erscheine und so wenig sichtbar werde; die Schwester hatte ihr von den Geschäften und Gängen berichtet, kurz das ausgesprochen,

was er ihr geantwortet, was sie selbst für's Richtige hielt. Natalien aber genügte das begreiflicher Weise nicht. „Das ist es nicht, liebe Christine," sprach sie kopfschüttelnd und nachdenklich, „wenigstens sicher nicht allein. Aus dem Wesen Ihres Bruders spricht mehr als Geschäftssorge und Ermüdung. Wie könnte ein so kräftiger Mann mit einem so tüchtigen Kopf dadurch also beherrscht, also niedergedrückt werden. Bilden Sie das mir, bilden Sie das sich selbst nicht ein, liebste Christine. Denken Sie nur an früher, wo er auch zu schaffen und tagelang draußen zu sein hatte; er kam auch damals müde zurück und war körperlich so recht faul und bequem — ich finde das reizend an Männern, wenn sie es durch die Arbeit für ihre Häuslichkeit und Familie geworden, sie sind dann geistig erst recht froh und liebenswürdig. Wie war das Ihr Bruder so sehr! Denken Sie nur dran, wenn ihr in den Dämmerstunden plaudernd bei uns drüben saßt, wie er dann so munter und frisch war, uns durch seinen Frohsinn unterhalten und erheitert hat. Das alles ist jetzt fort, er sieht krank aus — ja, Christine, fieberhaft. Und mir weicht er entschieden aus; hab' ich ihm denn etwas zu Leide gethan? Sehen Sie, Liebchen, ich ängstige mich drum so, es thut mir so weh! Ihr lieben, lieben Menschen, die ihr so herzig gut gegen mich gewesen, die ihr all' diese Störungen so einzig ertragt, — o euch weh zu thun, euch weh zu thun! Und ich möchte euch nur alles Liebe erweisen, ich bin ja so dankbar und möchte euch so gern glücklich, froh und zufrieden mit mir sehen. Und nun bin ich am Ende auch die Veranlassung zu all' diesen inneren Störungen, und ihr seid mir nicht mehr gut." Die anfängliche Befangenheit war im Lauf der Rede längst der Erregung und dem Gefühl der Herzlichkeit und Offenheit ihrer schönen Natur gewichen, und nun, da sie schwieg, waren sogar ihre Augen feucht.

Christine hatte sich von jeher zu ihr hingezogen gefühlt,

und wenn sie als Frau das Störende dieses langen Aufenthalts auch mehr empfand und öfter aussprach, und es bei solchen Gelegenheiten sogar von den beiden andern, eigentlich allein störenden Frauen auf die anspruchslose Kranke übertrug, ja, wenn sie auch in letzterer Zeit noch ein anderes Gefühl gegen dieselbe in sich verspürt hatte, — sobald sie ihr gegenüber stand, hatte sie sich noch immer durch die ächte Liebeswürdigkeit des schönen Wesens besiegt und hingerissen gefühlt. Sie konnte auch jetzt nicht widerstehen; sie sprang hastig auf und kniete auf die kleine Fußbank nieder, deren sich die Genesende im Garten zu bedienen pflegte, ergriff ihre Hände und küßte sie leidenschaftlich und sprach aufgeregt: „Liebes, liebes Fräulein, wie können Sie nur so reden und so was denken! Sie uns was zu Leide thun, wir Ihnen böse sein! Aber fi doch, das hätte ich Ihrem kleinen schlimmen Kopf gar nicht zugetraut! Glauben Sie nur, Fräulein Natalie, Sie thun dem Adolf und mir unrecht. Gott weiß, daß wir Beide Sie sehr lieb haben und daß wir glücklich sein würden, wenn Sie noch lange, lange blieben.“ — „Mein gutes, liebes Kind,“ sagte Natalie gerührt und neigte sich und lehnte ihren Kopf zärtlich gegen den der Knieenden, „weißt du denn, wie froh du mich mit deinen Worten machst?“

Nach einer Pause erhob sich Christine und nahm ihre Arbeit wieder vor, die sie vorhin zur Seite geworfen. Sie plauderten nun recht vertraulich und munter. „Wenn nur dein Bruder wieder anders wäre,“ sprach Natalie und fuhr im einmal angewendeten Du unbefangen fort: „ich sähe ihn gern wieder so recht aufgeweckt und charmant wie sonst, es ist ein tüchtiger, liebenswerther Mann, so kindlich und doch so sicher und vertrauenerweckend. Und nun grade, wo ich doch die letzten Tage bei euch bin, denn die Mutter mag ja schon heute den Wagen schicken. Du, Christine, höre einmal, sollte er am Ende

wohl gar verliebt sein? So kommt er mir beinah' vor. Früher schien es mir zuweilen so, als ob er die kleine Sophie möchte, er zog sich so viel und lustig mit ihr herum. Aber weßhalb dann so düster und einsam? Sollte die ihm entgegen sein?" — „Ach, das ist es auch nicht, liebstes Fräulein," versetzte Christine und schüttelte plötzlich ernst geworden den Kopf. „Wenn er die doch nur wollte, es wäre mein eigener höchster Wunsch, denn sie gilt mir als ein rechtes Glück für ihn, und sie, — wir haben wohl so darüber gesprochen, — sie würde am Ende auch schon Ja sagen, wenn sie mich auch jetzt noch auslacht und schilt wegen meiner dummen Gedanken, wie sie es heißt. Das ist es also gewiß nicht, und zuletzt ist es wirklich nichts weiter, als was Adolf selbst sagt, und wir quälen uns einmal recht um nichts." Natalie war bei den Worten Christinens gleichfalls ernst geworden. Nun schüttelte sie stumm den Kopf und blieb nachdenklich und still.

Am Nachmittag kam nicht der vermuthete Wagen, wohl aber ein Brief von der Mutter, dessen Inhalt Natalie zu überraschen schien; sie sprach sich jedoch nicht weiter darüber aus. Und erst am Abend nach der Mahlzeit, als die Geschwister wie gewöhnlich in diesen wundervollen Lenztagen ruhend unter der schönen, alten Kastanie neben dem Hause saßen, kam sie unerwartet zu ihnen und meinte freundlich, der Abend sei schön und sie müsse sich doch auch wieder an die späte kühlere Luft gewöhnen. Christine antwortete ihr in derselben Weise und rückte zur Seite, um ihr Platz zu machen; der Förster jedoch ward zuerst so befangen und gedrückt, daß Natalie verwundert aufsah. Da nahm er sich freilich zusammen und versuchte auch ein scherzendes Wort, doch stand er bald auf und wollte sich unter dem Vorwande, die heut benützte Flinte zu reinigen, entfernen.

„Aber, lieber Herr Förster," sprach die junge Dame mit

sichtbarem Entschluß, „was heißt das nur? Verjage ich Sie und habe ich Ihnen unbewußt so weh gethan, daß Sie gar nichts mehr von mir wissen mögen? Ich muß Sie endlich nur selbst fragen.“ — „Mein Gott, Fräulein,“ rief er mit jäher Lustigkeit, „wie kommen Sie darauf? Weil ich seither Sie wenig gesehen? Lieber Gott, ich habe zu schaffen und hole mir wie natürlich Verstimmung über Verstimmung, so daß ich für Andere nicht recht tauge. Weil ich eben gehen wollte? Das darf ich nicht auf mir sitzen lassen. Ich bleibe, denn ich muß Ihnen doch zeigen, wie hoch Sie uns gelten.“ — „Kann ich das auch wirklich glauben?“ fragte Natalie, als er jetzt wieder neben ihr Platz nahm. „Sie geben mir Muth zu dem, was ich zu sagen habe.“ — „Nur heraus damit,“ meinte er lustig. — „Meine Mutter hält es für besser, die Wohnung jetzt gleich auch tapeziren und malen zu lassen, und daher —.“ — „Sollen Sie noch hier bleiben,“ rief er sie unterbrechend. „Na, ist das nicht prächtig?“ Und auch Christine sprach ihre Freude ohne Rückhalt aus.

„Ja,“ sagte Natalie, „ich soll noch acht Tage bleiben. Ich weiß gar nicht, was Mama nur denkt, daß sie so unbillig ist. Mich drückt es recht, ich muß euch ja zum Ueberdruß sein.“ — „Sie werden uns allerdings betrübt oder böse machen, wenn Sie also sprechen,“ redete er. „Sie wissen das Gegentheil, und nun kein Wort mehr davon.“ Und damit ging er auf andere Gegenstände über und brachte eine fröhliche Unterhaltung in Gang. Hin und wider freilich war ihm wohl ein leiser Zwang anzumerken, den Worten, den Mienen und Blicken, aber es war nur selten und ging blitzschnell vorüber. Natalie freilich übersah es dennoch nicht. Und als sie spät Abends allein in ihrem Zimmer war, blieb sie lange in beinah finsterem Sinnen am Tische stehen, die Hände in einander gepreßt und das schöne Haupt ge-

senkt. „Wäre es möglich?“ flüsterte sie zuletzt vor sich hin, „es wäre zu schrecklich! Sei barmherzig, mein Gott!“ Die Magd kam aus dem Nebenzimmer zu ihr und half ihr sich zu entkleiden und zur Ruh zu gehen. Das ist zuweilen ein Wort, das wie Hohn in unser Herz klingt, denn was es sagt und verheißt, ist so gar fernab von uns. Auch Natalie sah noch den grauenden Morgen durch die Einschnitte der Fensterladen zittern, bevor der Schlaf über ihre heißen Augen kam.

Als sie zur gewöhnlichen Zeit zwar, aber angegriffen und noch müde erwachte und mit dem Frühstück in die Gartenlaube ging, wo sie jetzt fast den ganzen Tag verweilte, fühlte sie sich kaum minder gedrückt und sorgenvoll als in der Nacht. Doch die Frühe war zu frisch und wonnig, so blitzend und leuchtend, daß davor auch ihr Sinn leichter ward und ihr Bangen entfloh. Christine fand sich bald zu ihr und verkehrte ab- und zugehend, wie es die häuslichen Geschäfte erlaubten. Der vorige Abend hatte die beiden Mädchen einander noch näher gebracht, als der vorangehende Tag. Adolf war längst davon, die Schwester aber hatte einen Gruß von ihm zu bestellen und wußte nicht genug zu sagen, wie lustig er nach dem Weggange Nataliens noch gewesen und wie herzlich er noch gelacht über ein paar Scherze und sonstige Aeußerungen, die das Gespräch vorhin herbeigeführt. Da wichen die letzten Nachtgespenster von ihrer Seele. Und als sie darauf allein blieb, fühlte sie sich innig zufrieden und froh in der stillen, freundlichen Umgebung und wußte der Mutter daheim Dank, daß sie ihr den Genuß eines solchen Friedens noch länger gestattet.

Mittags kam Adolf zur rechten Zeit nach Hause und stellte sich ihr launig vor. „Ich muß mich Ihnen nur zeigen, Fräulein,“ sprach er lachend, „damit Sie nicht wieder auf schlimme Gedanken kommen.“ Da war es doch wie ein heller Jubel, der

durch ihr Wesen und Gesicht zuckte und aus der ungestümen Herzlichkeit brach, mit der sie ihm die kleine Hand hinreichte: „Sie sind prächtig, Herr Adolf, so laß' ich's mir gefallen! Soll ich heut nur bei euch am Tisch essen? Es ist so betrübt, grade dabei einsam zu sein, und ich bin so sehr froh." — Er lachte. „Ich wollte Ihnen das auch als unsere Bitte vortragen."

Sie sprang ihm lustig in's Haus voran und sah es daher nicht, wie hinter ihr sein heiteres Auge auf einen Moment so trübe ward und wie müd und trauervoll die erregten Züge seines Gesichts zusammensanken. Doch, wie gesagt, war's nur ein kurzer Augenblick, und als er den ersten Schritt ihr nachthat, schon vorüber. Am Tisch war die Unterhaltung aufgeweckt, und munter ihr Abschied, da sie sich nach dem Aufstehen bald in ihr Zimmer zurückzog. Nachmittags kamen Sophie und Leo wieder. Und als die Erstere sich mit Christinen auf den Heimweg machte, schlossen sich auch die andern Beiden zur Begleitung an. Leo nahm erst auf dem Heimwege Abschied, indem er, diesmal zu Fuß, die nächsten Richtsteige durch den Wald zum Schloß verfolgen wollte.

Der Graf, den wir seither wenig genannt, war in Wirklichkeit unterdessen keineswegs seltener mit den Andern vereint gewesen, sondern vielmehr wie immer bisher, auch jetzt täglich erschienen, um nach der Genesenden zu sehen, ihr Grüße von den Eltern zu bringen, mit ihr zu plaudern und Christine zu necken. Indessen war seine Gegenwart anscheinend ziemlich spurlos vorübergegangen, wenigstens ohne einen sichtbaren Eindruck zu hinterlassen. Bei Natalien war dies nicht schwer zu erklären, die Worte jenes Abends hatten sie allerdings tiefer als gewöhnlich berührt; es waren ihnen jedoch keine ähnlichen gefolgt, sei es, daß die Gelegenheit gefehlt hatte, sei es, daß sie überhaupt nicht im Herzen des jungen Grafen emporgeklungen waren. Dies letztere

nahm Natalie unzweifelhaft an, wenn sie überhaupt dergleichen Betrachtungen anstellte, denn sie war bisher zu unbefangen und zu freien Herzens, um hinter jedem zufällig innigeren Wort sogleich einen tieferen Sinn zu ahnen, ein zärtliches Herz zu vermuthen. Das heitere, gleichfalls vollkommen unbefangene Wesen Leo's trug dazu bei, sie durchaus in ihrer gewöhnlichen Weise zu erhalten, und wenn sie sich des Abends und der Worte einmal erinnerte, fand sie jetzt nichts mehr darin als eine der gewöhnlichen Galanterien, wie man sie den Frauen wohl zu hören gibt, und wie auch das schöne Kind sie zu hören oft genug Gelegenheit gehabt hatte. Es kam dazu, daß in eben diesen Tagen ihr Inneres durch die geschilderten Zustände im Forsthause vielfach bewegt und von weiterem Nachdenken abgezogen wurde.

Dagegen mußte bei Christinen ein Beobachter in keine geringe Verlegenheit kommen, wenn er in diesen Tagen auch sie verhältnißmäßig unbefangen und ruhig dem Grafen gegenüber sah, zumal wenn er dabei bedachte, daß auf sie der Zustand und das Wesen des Bruders doch einen durchaus nicht tiefen Eindruck zu machen schien. Und durfte man bei dem immerhin doch einfachen Mädchen und bei ihrem oben angedeuteten Herzenszustande, ihrer Seelen- und Geisteskraft eine solche Stärke zutrauen, daß sie damit ihr Inneres so gänzlich zu verhüllen vermochte? Die Menschenherzen und ihre Regungen sind so unberechenbar und oft auch so unfaßbar. Es gibt in ihnen Absprünge, die so naturgemäß und organisch sie für das Herz selbst sein mögen, dem Auge des Beschauers doch gänzlich unbegreiflich, zum mindesten regelwidrig erscheinen müssen. Da bleibt dann nichts übrig, als sie einfach so lange gelten zu lassen, bis so oder so einmal ein tieferer Einblick erlaubt ist.

Ein solcher Zeitpunkt, ein solcher Zustand schien auch jetzt

bei den Mädchen im Forsthause eingetreten zu sein, und Beide zeigten sich allerdings ziemlich besonders und so, wie der Graf es halb neckend, halb fast ein wenig ungeduldig zu ihnen auf dem Spaziergang des letzten Abends aussprach: „Ich weiß nicht, was es hier gibt, was Sie alle haben. Sie sind so liebenswürdig, aber nicht wie sonst, es ist was Zerstreutes, Nachdenkliches dabei. Und wenn dies Nachdenkliche nur wenigstens noch mir gelten möchte!“ hatte er scherzend hinzugesetzt. „Aber ich bin leider wohl der allerletzte darin. Bei dem Fräulein darf ich mich darüber nur betrüben und muß mich demüthig in mein Unglück fügen. Aber mit dir, Christine, sollte ich zanken, es ist respektwidrig gegen deinen hochgebietenden Herrn, du böses Kind.“ Die Mädchen hatten gelacht und gegen seine Annahme protestirt und blieben eben wie sie gewesen.

Also vergingen die Tage. —

An einem der nächsten prachtvollen Morgen saß Natalie schon zeitig im Garten und war allein mit einem Buch, als sie durch einen schnellen Schritt von ihrer Lecture aufgerufen wurde. Es folgte ein ebenso schnelles Wort. „Da habe ich Sie schön überrascht, Fräulein,“ sprach Leo noch während des Herantretens heiter und eifrig, „und zwar finde ich Sie zu meinem Leidwesen höchst straffällig. So also verbringt man hier die schönsten Stunden mit der gedruckten Darstellung Gott weiß welcher Naturschilderung vielleicht, und zwar mitten in der schönsten Natur selbst? Wie können Sie das über ihr Herz bringen, so Ihre Umgebung übersehen? Der Blüthenduft und der Sonnenglanz, das Morgenleuchten und das Himmelblau, läßt Sie das alles bereits wieder so — städtisch kühl?“ — „Um Gott!“ meinte sie lachend, „man kann ja gar nicht zu Wort kommen, was ist nur in Ihnen?“ — „Der Morgen!“ rief er jubelnd und warf das leuchtende schöne Gesicht mit den beinah zarten Zügen zu der

gleichfalls leuchtenden Höhe. „Sehen Sie nur, der ganze Sommermorgen! Und da finde ich Sie so, und mir ist doch, als müßte alles umher so jubelvoll sein wie ich selbst. O Fräulein Natalie, das tritt wirklich wie eine kleine Wolke in all' den Glanz hinein!"

Sie lächelte noch immer. „Eigentlich haben Sie freilich recht, Herr Graf, man sollte an solchem Tage nicht daheim und still sitzen." — „O natürlich habe ich recht," rief er wieder, „wie wir Männer meistens! Ihr Frauen widersprecht nur aus reinem Widerspruchsgeist, denn sonst befindet ihr euch stets viel besser und zufriedener, wenn ihr mit uns geht. Aber bitte, bitte, bleiben Sie nicht auf halbem Wege stehen, Fräulein Natalie," fuhr er fort, „machen Sie Ihr Unrecht gut und lassen Sie uns schon jetzt ein wenig spazieren, wie wir sonst erst heut Nachmittag gethan. Ich hab' mich so drauf gefreut! Es ist so ganz liebeinzig jetzt mit Ihnen zu gehen, da Sie genesen, und Ihre theilnehmende Freude, die Heiterkeit, das Entzücken zu bemerken. Und heut Nachmittag kann ich nicht kommen," setzte er mit einem Seufzer hinzu.

Sie war leise erröthet. „Das war es also," sagte sie jedoch scherzend, „weßhalb Sie kamen und sich daneben so ungestüm über meine arme Lecture ereiferten. Und der Herr bildet mir ein, es sei reiner Natur-Enthusiasmus!" — „O kommen Sie jetzt!" bat er und reichte ihr den leichten Strohhut vom Tisch. — „Ihre Lust ist ansteckend," meinte sie fröhlich, „auch ich kann kaum die Füße halten, wir wollen gehen. Ich will mir ein Tuch und den Schirm holen und Christine rufen." Sie eilte in's Haus. Aber Christine lehnte ihre Begleitung ab, weil sie zu thun habe, und als Natalie daher mit den genannten Sachen zurückkam, meinte sie lachend: nun müßten sie im Garten bleiben, da zu den Wald- und Wiesenpforten nur die Herrin derselben einen Schlüssel habe.

Der Graf war verstimmt; aber Nataliens Munterkeit und Fröhlichkeit brachte ihn bald wieder in die frühere Stimmung, und so plauderten sie heiter. Und als sie in den Steig traten, wo sie neulich zum Wald hin die Arme ausgebreitet, blieb sie auch jetzt wieder stehen und sagte: „Sehen Sie, es sieht himmlisch aus, zauberhaft lockend! Wie das blitzt und so frisch ist und so süß ruhig, die weiche Wiese, der friedliche, geheimnißvoll dunkelnde Wald!“ — „Lassen Sie uns ein Stückchen hinein“, versetzte er, „die Bänder Ihres Hütchens wollen auch hin, sie wehen so lustig voraus. Nur ein Stückchen, es lohnt sich in solcher Frühe.“ Indem öffnete er auch schon die kleine Bretterthüre und ging rückwärts mit einer einladenden neckischen Verbeugung gegen sie hinaus.

Lächelnd und kopfschüttelnd und doch sorglos folgte sie ihm; das alles umher ließ ihr Herz und Sinn nicht schwer sein, es rief vielmehr einmal wieder die helle, ungestüme Kinderlust darin wach. Lustig eilten sie über die Wiese, sprangen über den Graben und warfen sich in den Wald, wo sie alsbald auf einen Fußsteig trafen und weiter schritten. Und geht einmal also auf einem solchen Steige zu Zweien, und redet zusammen bald ernst, bald lustig, den Kopf leicht und im Herzen nichts als die Sommerfrühe und die Jugendlust, — ihr glaubt nicht, wie man da schier von selbst vorwärts kommt, ohne es zu spüren. Es gibt auf solchem Steige und in solcher Stimmung gar kein Umkehren. So ging es den Beiden auch. „O wie ist das prächtig, einzig, herrlich schön!“ hatte Natalie gerufen, und dann waren sie plaudernd weiter gegangen, den Steig entlang im Walde.

O du grüner, grüner Wald! — Grüß dich Gott, du weites Revier mit deiner Stille und deinem Frieden, mit deiner Bewegtheit und deiner Lust, mit deinem Glanz und deinem Dämmer! Wie sie zu dir kommen, ob bang und traurig flüchtend

oder voll Innigkeit und Gläubigkeit hingegeben deinem Zauber, oder ob sie nur neugierig oder gleichgültig dir in die tiefen, leuchtenden und doch wieder so träumerischen Augen schauen, deren Blicken sie niemals verstehen lernen, — wie sie zu dir kommen, du nimmst sie alle auf, vor dir sind sie alle gleich, und du gibst ihnen gleicherweise deinen Reichthum hin, deinen Segen, deine jungfräuliche Schönheit und Reinheit, die lächelnde Ruhe deiner ewigen Erhabenheit, und sie werden dir alle zu eigen, so wenig sie es auch selbst ahnen mögen.

Das freilich ist nicht der Wald, wie ihr ihn neben großen Städten oder bei den Schlössern großer Herren wohl zum Vergnügungsort eingerichtet findet, zierlich mit breiten Wegen, mit Erfrischungszelten, mit möglichst dumm aufgestellten romantischen Bänken, auf die sich niemand setzt, und mit allerlei Naturspielereien, die man höchstens den Kindern zeigt, welche man zum erstenmal dahin führt. Bäume habt ihr dort, aber keinen Wald, und es wird auch im Leben keiner. Und auch das ist nicht der Wald, was ihr in manchen traurigen Ebenen des nördlichen Deutschlands sich dürr und staubig hinbreiten seht, — die Kiefernschonungen mit ihren steifen Bäumen, die Bäume mit ihren steifen Zweigen, die Zweige mit ihren steifen Nadeln. Wie das da Ansamungen und Anpflanzungen von Menschenhänden und nicht von der gottbegnadigten Natur sind, — Gott weiß, die Bäume sehen euch so armselig in die Augen, als ob auch sie nur ein Versuch des Menschen seien, der Natur nachzuschaffen, ein Versuch, der miserabel genug ausgefallen. Und doch hat auch ein solcher Forst schon sein Besonderes, und es ist wohl etwas Eigenes, wenn ihr zum heißen Mittag darin weilt, nichts um euch als die Todtenstille und den harzigen, schwülen Duft, und der Sonne brütende Glut über den starren Spitzen.

Aber das ist noch immer nicht der Wald, sondern der

ist's, der sich zusammenfand, wie es den Vögeln gefiel, welche die Samenkörnchen daher trugen, oder dem Wind, der sie also ausstreute; der sich emporrang, man weiß nicht wie, und der da grünt und stirbt, dämmert und rauscht, und es hat niemand seine Jahre gezählt noch von seinem Anfang erfahren. Der ist's, wo die stolzen Bäume sich ansiedelten, wie ihnen der Platz zusagte oder der Nachbar gefiel, Eiche und Buche, Kirschbaum und Linde, Ahorn und Esche, der eine am Bach und der andere auf dem festen Grunde, einer drunten im Bruch und andere wieder die Höhe hinauf. Und all' das Gesträuch, das dazwischen Schutz fand und Stütze für seine schlanken, weichen Zweige und Triebe, und all' die Ranken, die da klettern, und alle Kräuter und Blumen, die dort säumen und sich wohl fühlen. Das ist dort alles vereint, ihr seht es vor euch und um euch, und ihr spürt wohl, wie das keine Menschenschöpfung ist, sondern aus der liebevollsten und gewaltigsten Kraft, aus der geheimnißvollsten Fülle der Natur. Das ist voll wirklichem, lebendigem Leben, es zeigt euch ein Antlitz, in dem es sich regt und bewegt, das euch entgegen lächelt und euch mild und ernst, traurig und heiter anblickt, von dem zu euch eine gar besondere und beredte Sprache herüberflüstert. Die da den Zauber und sein ganzes Reich im Walde suchten, sie hatten wohl recht, denn der Zauber ist da, und er umspinnt euch mit seinem Weben, und keine Gewalt kann ihn in Fesseln legen und kein Verstand ihn verscheuchen oder tödten.

Das merkten auch die Beiden, die dort hingingen auf dem schmalen Steige. Es war etwas um sie her, das sie weder sahen noch hörten, aber sie fühlten es leise sich an ihr Herz schmiegen, aber sie spürten es weich und träumerisch in ihren Kopf schlüpfen und ihre Seele füllen mit jauchzender Lust und trunkenem Entzücken. Das waren die Waldgeister, welche in ihren Tarnkappen

umherstreiften und Gefallen fanden an dem Paar und den Wald für dasselbe schmückten mit all' ihren Schätzen und all' ihrer Macht. Es war wundervoll schön rings zwischen den grünen Wänden und Gruppen, dem Sonnenstrahl nach, der durch die laubigen Kronen brach und leuchtend weit entlang schoß zwischen den Stämmen und die Gebüsche grüßte, daß sie hell aufschimmerten, und die kleinen Kräuter umkoste, bis sie lächelten, und die Blumen küßte, daß sie selig erglühten und dufteten. Das war alles so sanft und weich, und doch glänzte und schimmerte es hell auf in trunkener Lust; das war alles so frisch und üppig, so zart und jung, als käm' es eben erst aus der Hand Gottes, — so offen trat es vor euch hin und doch wieder so schamhaft befangen, so süß bewußt und so schüchtern, so ahnungsreich und so ahnungsrein, wie ein holdseliges, jungfräuliches Kind im ganzen Schmuck und Zauber seiner lieblichen Jugend.

O ich sage euch, die Bäume wußten es wie schön sie waren, in ruhiger Majestät schauten sie empor und umher. Und auch die Büsche all' und die Gesträuche fühlten es wohl, und erhoben keck und kokett die schlanken Stauden und die leise wiegenden kleinen Kronen. Der Himmel lachte ihnen von droben heiter zu, und die Sonne war unersättlich, mit ihren Strahlen überall hineinzuleuchten und über immer Neues sich zu freuen, so hell, so neugierig und fröhlich, als sähe auch sie es heut zum erstenmal. Und hier huschte der Strahl vorbei, als kenne er es schon, und dort drüben säumte er ganz verwundert in einem Thautropfen, und fuhr zurück, als ob er erschrecke über so was Blankes, und an einer dritten Stelle schlang er sich um eine Blume und umglühte sie so, als wolle er sie nicht mehr lassen, bis sie all ihren Duft und all ihren Farbenglanz ihm liebesselig zu eigen gegeben.

Und der Wind wußte auch von alledem und erzählte und flüsterte und schmeichelte rings so zärtlich und innig, daß die

leichtgläubigen jungen Stämmchen zitterten vor Bewegung und Liebessehnsucht; doch die Alten droben kannten den Schmeichler und schüttelten nur leise ihre Köpfe über die schwachen Kinder. Aber die Vögel nun gar, die hatten es noch niemals so gespürt, und wußten es niemals noch so hinauszujauchzen, wie schön ihr Revier am heutigen Morgen sei. Die huschten schaarenweis durch die Büsche, die schwärmten droben durch alle Kronen und schossen noch höher durch die Lüfte und waren alle da und wußten kein Ende ihres Jubilirens, ihres Lärmens und ihrer Lust. Und doch war es tief einsam rings, und doch war es ruhig und still, denn die beiden Menschen plauderten freilich, aber laut ward es von ihnen nicht, und nur die Menschenlaute stören den Frieden und das Schweigen der Natur. Rings um sie war der Morgen goldig rein und der Wald dicht und weit, frisch und grün und sein Duft üppig und doch mild. Da wandelten sie hin, und in ihrem Inneren wirkte fort und fort der Zauber und spann durch den Jubel und um die heitere Jugend die ganze Magie seines träumerischen Waltens.

Die beiden Menschen redeten und schwiegen, doch was das Eine gewesen und was sie während des Anderen gedacht, davon wußten sie niemals auch nur ein einzig Wort. Was Besonderes an Zärtlichkeit oder Wehmuth war nicht dabei gewesen, denn sie gingen ruhig und ohne Aufregung neben einander, und Natalie hatte sorglos den Arm in den ihr dargebotenen Leo's gelegt, da der Weg nicht kurz und auch nicht eben gewesen. Und sie plauderte und schwieg wie es kam, unbefangen und ohne Nachdenken. Interessirt und unterhalten hatte es sie jedoch sehr, und auch innige Klänge waren wohl vom Einen zum Andern hinübergedrungen. Leo hatte schon einmal ihren Arm ein wenig fester an sich gezogen und ihr so milde und bittend in's Gesicht geschaut; und sie war wohl einmal leise erröthet, hatte vielleicht den

Kopf gesenkt oder auch die braunen, hellen Augen mit einem leuchtenden oder sanften Lächeln zu den seinen erhoben; und sie war auch einmal bei seinen Worten still geblieben, und über ihr Gesicht hatte sich dann jener leichte, traumvolle Duft gebreitet, der aus der tiefsten Seele steigt, wenn sie sich innig und glücklich bewegt fühlt.

Zuletzt hatten Beide nicht mehr auf die Einzelnheiten ihrer Umgebung geachtet, wenn auch der unendliche Reichthum und die anmuthige Schönheit des Ganzen ihnen stets nahe und bewußt geblieben. Und als nun der Weg plötzlich vor ihnen in Moos und Kraut verlief, sahen Beide verwundert auf und umher, bis Leo sich in Folge seines Jägerlebens jedoch schnell wieder zurecht fand und seine Begleiterin nach einigen Schritten zwischen den zahlreichen Stämmen durch auf einen Fahrweg brachte, welcher sich dort ziemlich dämmerig und feucht entlang zog. Schweigend gingen sie seiner sonnigen, nicht fernen Oeffnung zu und traten dort hinaus auf eine kleine, mit glänzendem Licht übergossene, von prachtvoll gruppirten und schattirten Büschen und Bäumen eingeschlossene Wiese. Und links an der weiterziehenden Straße erhoben sich dunkel und still zwei alte, gewaltige Tannen.

„Mein Gott, wo sind wir?“ fragte Natalie und sah sich ein wenig ängstlich um. — „Ja,“ versetzte er lachend, „so geht's, wenn man nicht aufschaut; wir sind ein tüchtiges Stück vom Hause, aber der Pfad ist klug gewesen, er hat uns zu einem guten Platz geführt. Nur noch ein paar Schritte weiter, Fräulein Natalie, und Sie sind bei meinen „hohen Tannen,“ wie man sie heißt. Und sie sind es werth, — sahen Sie jemals ein paar schönere Bäume?“ — „Sie sind in der That prachtvoll, aber wie dunkel ragen sie aus dem hellen Grün, als seien sie traurig!“ sprach sie und folgte mit leisem Widerstreben dem Weitergehenden. — Neben den Bäumen blieb er stehen. „Sehen

Sie," redete er und deutete auf's Moos, wo es tief grün den Boden bedeckte und sich mälig hinanzog zu den mächtigen Wurzeln der alten Bäume. „Da ist die Stelle, wo Sie damals in Ohnmacht ruhten, wo mein rauher Förster Sie auf das feuchte Moos gelegt, und der Arzt Ihre Wunde untersuchte. Hier hab' ich Sie zuerst gesehen."

„Also hier war's?" sagte sie gedankenvoll und sah sich schweigend um. „Aber über meinen Retter und freundlichen Wirth müssen Sie mir kein Wort sagen," fuhr sie nach einer Pause fort und erhob die Augen ein wenig ernst zu ihrem Begleiter, „Sie wissen wohl von neulich, das leide ich nicht." — „Es war auch nicht hart gemeint," versetzte er begütigend, „ich denke nur, es war doch ein wenig rauh für ein so zartes Wesen, daß er Ihnen auf's Moos bettete und Sie nicht vielmehr im Wagen ließ. Und alles was sich drum und dran schloß, es war nicht gut, — es that mir damals weh." — Sie unterbrach ihn lachend. „Sie sehen, lieber Graf, ich muß doch wohl nicht so zart sein, denn es ist mir gut bekommen. Gut hilft, wer schnell hilft, und so that er richtig und entschieden. Aber wollen wir nicht heim?" — „Ruhen Sie sich ein wenig aus, Fräulein Natalie," bat er, „sehen Sie doch, es ist ein so reizender Platz und der Weg nicht kurz." Sie setzten sich in das Moos.

Und die Scene vor ihnen war auch so schön und friedlich, so einsam und doch so lebensvoll. Die Wiese war unlängst gemäht und glänzte frisch in ihrem jungen Grase wie ein lichtgrüner weicher Sammet, und unzählige kleine weiße und röthliche Blumen schimmerten wie eine reiche Stickerei von dem üppigen Teppich. Hie und da standen noch die Heuhaufen und spendeten würzigen Duft; Schmetterlinge flatterten und schwebten um sie her, und kleine bunte Libellen schwirrten, und sie kamen auch herüber zu den langen, schwanken Gräsern, die am Rande des

Weges stehen geblieben, und andere Insekten schwärmten und spielten unzählig im Sonnenglanz und fuhren summend vorüber an den Ruhenden. Durch die Oeffnung gegenüber sah man im laubigen Rahmen der Zweige ein kleines Stück der See, deren lichtzitternde Wellen mit aller Milde und Weichheit des lenzblauen Himmels gefärbt waren. Von dort kam auch ein leichter, kühler Windhauch, streifte leise durch's Gezweig, flüsterte in den Kronen und milderte anmuthig die heiße Luft, welche unter den glänzenden Sonnenstrahlen den kleinen abgeschlossenen Raum erfüllte. Im Busch aber sangen und riefen die Vögel unaufhörlich. Und die beiden Menschen freuten sich all des Schönen und Lieblichen, zuerst im staunenden Schweigen und dann auch im neubegonnenen Gespräch. Leo erzählte, was er von dem Platz und den beiden alten Bäumen wußte, und was für Reden und Sagen gingen von ihren Jahren und von dem, was sie zu ihren Füßen gesehen und erlebt.

Er war lebhaft geworden, er sprach innig und enthusiastisch; ebenso horchte sie ihm. „Und die Bäume sind mir so lieb," sagte er. „Von dem leisen Rieseln ihrer Zweige und Nadeln klingt eine wunderbare Sprache, eine tiefe Poesie in mein Herz; aber nun sind sie mir doppelt lieb, denn habe ich nicht Sie bei ihnen gefunden, habe ich bei ihnen nicht zuerst zu tief in Ihre lieben, magischen Augen gesehen, Natalie?" Und er sah sie bittend an, so glückselig, so liebevoll. — Sie bebte und eine dunkle Röthe zuckte über ihre Mienen. „Ist das recht, Graf Leo?" fragte sie leise und ohne die Augen zu erheben. — „Recht?" flüsterte er, indem er sich zu ihr beugte; „ist es nicht recht, Natalie? Muß das, was aus dem Herzen kommt, noch ein ander Recht suchen als das ewige in sich selbst? Sehen Sie, es ist so und nicht anders. So ward es mit mir. Ich habe so tief, tief im Herzen den Blick von damals! Natalie — meine Viel-

liebe?" flüsterte er wieder und legte leise den Arm um sie und zog das zitternde Mädchen sanft näher und näher an sich und sah ihr vorgebeugt mit Sehnsucht und Liebesinnigkeit in das gesenkte glühende Gesicht. „Natalie — meine Blume — soll ich nicht einmal in diese süßen, wunderbaren allmächtigen Augen sehen?"

Sie sah endlich schüchtern auf, ein Blick mit Lächeln und mit Thränen, tief befangen und selig sich hingebend, — und sie ließ die Stirn ganz langsam auf die seine sinken und sie hauchte nur kaum hörbar: „Leo!"

In den alten Tannen droben regte sich ein wunderbar sanftes Flüstern und Weben, als ob die beiden Bäume freundlich hinabschauten auf die zwei jungen glückseligen Menschenkinder, sie, die seit den Tagen ihrer Jugend so viel an sich vorüberziehen sahen, was die Menschen an Glück und Leid mit sich tragen auf ihren Lebenspfaden und es ausjauchzen und es ausweinen, wo es einmal am einsamsten ist um sie her. Oben auf einem schwanken Zweig saß ein Rothkehlchen, das sah neugierig hinab mit schiefem Köpfchen, und als es lange genug gesehen und gelauscht, hob es sich und flog in den Wald zu den andern Vögeln, daß es ihnen berichte von dem Lächeln und den Thränen, von den leuchtenden Blicken und den glühenden Wangen, von den leisen Worten und den süßen Namen, die da ausgetauscht wurden zwischen den Liebenden. Und die Bienen summten, die Libellen schwebten, die Käfer schwirrten, die Vögel jubelten so hell auf, so ausgelassen lustig in das milde und linde Rauschen des Waldes, als wollten sie heimlich halten und eifersüchtig hüten vor aller Welt, was die Beiden mit einander verkehrten, und wie's nur ihnen allein bekannt geworden. Und es drang auch kein Ton und Wort mehr weiter als bis zum Herzen des Anderen.

Es hat sie auch niemand gesehen als Einer, und das war

der Förster, den sein Weg dort hinten über die Straße führte, wo er von ihrer jetzigen Stelle aus damals zuerst den Wagen erblickte, der die Verwundete dahergetragen. Als er sie plötzlich und zufällig sah, Beide so innig Auge in Auge, und Nataliens Arme noch ruhend auf den Schultern des neben ihr knieenden Leo, da zuckte es wie ein furchtbarer Schreck durch seine leichenblaß gewordenen Züge, und sein Fuß preßte sich fest in die Stelle, die er betreten. Doch schon nach einem Moment erhob er ihn wieder, wandte die Augen ab und ging in gleichem, stetigem Schritt über die Straße in den gegenüberliegenden Busch. Sie hatten ihn nicht bemerkt.

Als die Beiden endlich aufbrachen und den Fußsteig zum Forsthaus einschlugen, waren sie einsilbig, aber ihre Hände ruhten innig verschlungen, und die Augen ließen nicht von einander, wenn sich nicht zuweilen die Nataliens vor seinem heißen, zärtlichen Blick einmal schüchtern hinter die langen Wimpern zurückzogen. Wo die letzten Büsche sie vor den Blicken vom Forsthause schützten, blieben sie stehen und nahmen Abschied.

„Sie sind nicht heiter, Natalie, mein Herzenslieb," sagte er weich und zog ihre beiden Hände an seine Lippen, und sah ihr bittend in das schöne, jetzt ein wenig schwermüthige Gesicht. „Sind Sie auch glücklich, lieben Sie mich denn auch?" — Sie lehnte den Kopf an seine Schulter. „Leo — ja, ich bin glücklich, ich glaube an Sie, ja, ich liebe Sie, und doch, mein geliebter Freund, ist in mir so viel Bangen und Sorge. Ich weiß nicht woher, ich weiß nur, daß es so ist. Ach Leo, wir sehen auch einer ernsten Zeit entgegen. Wenn nun Ihre Eltern —."
— „Ohne Sorgen, Natalie!" unterbrach er sie und zog sie fester an sich; „ja, wir werden Kämpfe zu bestehen haben, da meine Mutter an manchen Vorurtheilen hängt und den Vater ziemlich beherrscht. Allein, du mein Herz, sollte unsere Liebe nicht stär-

ker sein als diese Armseligkeiten, sie, die stark ist wie die Welt? O nein, das fürcht' ich nicht, aber den Zwang, wenn wir uns wieder treffen, — das ist schrecklich, das ist endlos! Denn wann wir uns offen erklären dürfen, sehe ich noch nicht ab. Jetzt es meinen Eltern sagen und jetzt von ihnen die Einwilligung erlangen zu wollen, wäre mehr als Thorheit. Sie schlügen es sicher hart ab. Die Zeit muß wirken, und auch ich werde sorgen, daß du ihnen bekannter und noch lieber wirst. Aber o der Zwang!"

„Leo!" Sie flüsterte es nur und schmiegte sich innig an ihn. „Sind Sie meiner denn nicht gewiß? — Aber wir müssen scheiden!" — „Gott segne dich Natalie, leb vielmal wohl, du mein liebes Herz!" Und ihre Lippen streiften sich flüchtig und schüchtern. „Leo, adieu! Adieu, du geliebter Mann! Morgen?" — „Morgen, du holdselige Fee!" — „Und nicht spät?" — „Um zehn Uhr, Geliebte! Ade, Natalie." — „Ade, Leo!" Und sie gingen auseinander.

Aber der Morgen, den sie sich gehofft, kam für sie nicht. Als Natalie am späten Nachmittag in ihrem Zimmerchen saß, einsam mit all' ihren Gedanken und dem lauten Pochen ihres jungen Herzens, brachte ein Wagen ihre Mutter herbei. Die Ordnung und Wiederherstellung der Stadtwohnung war beendet, und die Räthin eilte nun Natalie abzuholen, deren Aufenthalt im Forsthause ihr nach und nach für die Bewohner desselben peinlich und für ihre Tochter selbst nicht länger passend erscheinen wollte. Schon morgen Abend sollte die Rückreise angetreten werden, bis dahin erbat sich die Räthin einen Aufschub, weil sie am Morgen einen Gegenbesuch im Schloß zu machen gedachte.

Der Förster hatte die Ankündigung der Abreise seines Gastes mit einer gewissen starren Höflichkeit aufgenommen, zur Bitte um den Aufschub schüttelte er jedoch mit trübem Lächeln leise den

Kopf und meinte wie neulich, sie sollten thun, wie es ihnen angenehm sei, und wenn sie bleiben, wenn sie eimal wiederkehren wollten, würde es ihm und der Schwester willkommen und lieb sein. Die Räthin dankte verbindlich, Natalie aber reichte ihm gerührt die Hand. „Sie sind gegen mich mehr als gut gewesen, Herr Adolf," sagte sie bewegt, „Gott wird es Ihnen lohnen."

Am folgenden Morgen fuhren sie zum Schloß hinüber, Natalie mit schwerem Herzen, da sie Leo ja auf dem Wege zum Forsthause glaubte. Sie fanden die Familie nicht daheim, hinterließen ihre Empfehlungen und fuhren den Weg zurück. Unterwegs begegnete ihnen Leo, der inzwischen von Christinen mit Entsetzen die Nachricht vernommen. Er kehrte nun mit ihnen um und blieb den Rest des Tages dort, ohne jedoch die Geliebte allein zu treffen; beim Packen und den andern Geschäften und auch in der Ruhezeit ward sie von der Mutter nicht verlassen, welche ihr überdies in Betreff des langen Spazierganges am vorigen Tage, von dem die Magd gesagt, einen unfreundlichen Vorwurf gemacht hatte. Vom Mittag an war auch Adolf daheim geblieben und half mit Christinen, wo er konnte, ernst und ruhig. Ueber sein ganzes Wesen und seine Stimmung war eine unaussprechliche Milde gebreitet, die alle umher auf das wohlthuendste berührte, selbst den jungen, ihm seither sonst ziemlich entfremdeten Grafen.

Als man nicht ohne Thränen Abschied genommen und der Wagen hinter der Waldecke verschwunden war, brach auch Leo auf. „Das war eine wunderbare Zeit," sprach er traurig zu dem vor der Thüre stehenden Förster, „es wird hier einsam werden bei euch." — „Ja," versetzte er mit leisem Neigen des Hauptes, „es wird einsam werden, Herr Graf, und es war eine wunderbare Zeit." — „Seh' ich Euch morgen, alter Freund?" fragte Leo, indem er sich zum Gehen wandte. „Adieu,

und grüßt Christine.“ Und als auch der vom kleinen Hofe war, ging Adolf hinein und half der Schwester beim Aufräumen in den bisherigen Fremdenzimmern. Christine weinte dabei lautlos und Adolf war still; sprechen mochten sie Beide nicht.

Nur als sie fertig waren, wandte der Förster, bevor er die Thüre zudrückte, das Gesicht noch einmal in den leeren Raum zurück, wo bereits der bleiche Abenddämmer hauste. „Das ist schrecklich,“ sagte er kopfschüttelnd, „es sieht aus wie ein Todtenzimmer, aus dem man einen lieben Menschen fortgetragen. Ich werde lange nicht mehr hineinkommen.“ Da schloß er langsam die Thür und ging hinüber in die andere Stube. Die Geschwister verfügten sich zeitig zur Ruh.

In der Nacht aber, als Christine längst schlief, stand der Förster von seinem schlaflosen Lager wieder auf, kleidete sich an, ging leise aus dem Hause und schritt auf dem Rasen auf und nieder, die Arme fest verschränkt und das Haupt tief auf die Brust gesunken, so schwer war es von dem, was er drin dachte und rang. Zuletzt setzte er sich auf die Bank unter der Kastanie und träumte in die Nacht. Nur die Blätter droben regten sich ganz sacht, und vom Wald herüber kam hie und da einer der vielen Töne, die darin niemals zum Schlaf kommen. Sonst aber war das Schweigen grabähnlich und so tief, daß er, als er unwillkürlich einmal hinaushorchte, es deutlich vernahm, wie die Kühe in der hinter dem Zaun liegenden Koppel eifrig das Gras abrupften. Und am Brunnen, der nahe bei ihm stand, hörte er die Wasser murmelnd steigen und leise wieder hinab rieseln.

Da saß er allein mit der Nacht um sich und in sich, und das ist ein böses, böses Ding. Da gehen finstre Geister um, die nichts als Unglauben und Sorge herbeitragen, geschäftig alte Träume herbeischleppen und die alte Noth und die alte Bitterkeit wieder erwecken. Die Nacht schwebt leise um uns her, ihre

dunklen Fittiche streifen das Leuchten der Hoffnung aus unserer Seele, ihre Blicke drängen sich fieberhaft verzehrend in unser Herz, sie wogt und wächst wie ein düster Phantom und nimmt alles fort, was mild und gut war, und läßt nichts übrig als Armuth, Qual und Härte. Einen Sieg gibt es kaum über ihre Macht, nur Flucht oder Unterliegen, und widerstehen kann ihr nichts, es sei denn eine ächte, treue Liebe, sei es zu dem Hergott droben oder zu einem Menschenkinde hier unten.

Der Förster merkte das alles auch, es ward in ihm immer dunkler und immer gramvoller. Und die Qual war so groß und der Gram so furchtbar, daß es den starken Mann schüttelte wie Fieber, daß er mehr als einmal im wilden Schmerz die Hände vor's Gesicht schlug, vielleicht um die Thränen zurückzuhalten, die sich dennoch in einzelnen großen Tropfen hin und wider von den Wimpern lösten. Es währte Stunden, bis er ruhiger ward.

Als das erste graue Morgenlicht hinter dem Walde hervorstieg und die Schwalben in den Nestern ihr eintönig schwirrendes Zwitschern erhoben, stand er auf, strich die Haare aus dem Gesicht, wusch Kopf und Hände unter dem Brunnen, und ging dann hinein, um Flinte und Ranzen zu holen und seiner Schwester ein paar Worte aufzuschreiben, daß er erst am Abend zurückkehren werde. Darauf schritt er in den Wald. Aber als er bei den zwei hohen Tannen scheu vorüber gegangen und immer tiefer in den tiefen, stillen Forst hinein kam, da ward es wieder besser mit ihm und seiner Trauer, und immer besser. Denn der da hatte eine Liebe im Innern, wie sie Gott nur einem Menschenherzen gewähren kann, so schön, so ächt, so treu und rein. Und der Wald ist ein guter, ernster und kraftvoller Freund.

O du grüner, grüner Wald! —

IV.

Der Frühling, welcher den Wald überblüht und grün überrauscht und auch die Herzen der Menschen dort bald mit seiner Schwermuth und Sehnsucht, bald mit all' seinem Leuchten und Glänzen erfüllt hatte, war längst den folgenden Jahreszeiten gewichen. Ein Sommer hatte golden geglüht, ein Herbst düster gehaust und wild gestürmt, und des Winters Schnee und Eis war gleichfalls in neuen drängenden, milden Lüften eilig davon gethaut. Das war der Lenz selbst wieder, der nun zurückkehrte. Doch war er selbst auch derselbe, der vor dem Jahre da gewesen, draußen und drinnen fand er es in seinem Revier nicht mehr, wie er es damals verlassen. Da suchte er manchen Zweig und manche Krone vergebens, auf denen er sich mit all' seinen Blüthen so lustig gewiegt hatte; da umschlang er manche kleine Staude umsonst und lockte umsonst mit seinem mildesten Hauch, — es war alles darin todt und starr, und er rief sie nicht mehr zum Leben. Und nun gar die Menschen, die schwachen, wandelbaren Wesen! Er fand sie noch alle da, die Einen tief drinnen im Forst, die Andern in der reichen offenen Stadt, es war keiner von ihnen davon in das geheimnißvolle, starke Reich des Jenseits. Sie gingen hin, wie sie damals gingen, die Augen blick-

ten und die Lippen redeten, die Gewänder umhüllten sie, und vielleicht waren es noch die gleichen, die man zur gleichen Zeit wieder hervorgesucht. Und doch waren die Menschen selbst so fernab von dem Damals gekommen, so ganz anders geworden.

Ein Jahr, das kann so kurz sein und fliegt so schnell vorüber und tanzt und schwebt so lächelnd und leicht dahin, und man merkt es nicht, daß es gewesen; denn es war kein Tag darin, der hart und fühlbar in deine Seele trat, und keine Stunde schlug also an dein Herz, daß es einen zitternden Sprung hineingegeben hätte. Und ein Jahr kann so lang, so lang sein, wenn die Tage daher ziehen, finster und geharnischt mit herber Wucht, und jeder drückt fest seinen Fuß auf dich, daß endlich auch im trotzigen Fels einer starken Seele die tiefen Spuren ziehen; und jede Stunde schlägt hart an dein Inneres oder bang oder — sie schlägt auch gar nicht. So ist das Jahr auch hin, aber du weißt von den Tagen allen und von all' den Stunden, und du zählst sie alle und fühlst sie, und es wird aus dem knappen Zeitraum ein ganzes, ewig langes schweres Leben. Und mit müdem oder bitterem Lächeln hörst du dann das Menschenwort: es war ja nur ein Jahr! Du weißt das besser und weißt, daß das Leben nicht nach den Tabellen der Astronomen rechnet.

Der Tag war sehr still und trübe aufgegangen, es regnete leise und unaufhörlich vom einförmig grauen Himmel; dabei ging kein Hauch, und die frischen Blätter regten sich nur, wenn einmal ein schwererer Tropfen auf sie herabfiel. Die Luft war milde und weich und durchhaucht von dem Duft der Blüthen und des jungen Laubes, so daß man die Fenster überall geöffnet sah und Topfpflanzen hinausgestellt auf die Gesimse, um auch diesen armen Gefangenen einmal ein so wohlthätiges Bad zukommen zu lassen. Es war einer von jenen Lenztagen, wie sie

uns mächtiger als jeder andere noch so leuchtende und jubelnde Tag berühren. Aus der tiefen säumenden Stille und Ruhe der Natur hebt sich leise eine unendliche Sehnsucht, eine unaussprechliche Milde und Wehmuth empor und schmiegt sich an die Menschenherzen und läßt keine Bitterkeit darin und keinen scharfen Schmerz.

Natalie saß zur frühen Stunde einsam in ihrem Zimmerchen, dessen Fenster auf den kleinen Hausgarten hinaus führte und jetzt gleichfalls geöffnet stand. Ein langer, geschmeidiger Zweig einer rankenden Rose hatte sich vom Regen beschwert so weit gesenkt, daß er mit seinen frischen Blättern und schon gerötheten Knospen sich an das Fensterbrett legte und beinahe zu dem Mädchen in's Zimmer reichte, als wollte er ihm sagen: sieh doch nur, ich bin ja für dich allein da! — Aber sie hatte den Kopf auf ihre Arbeit gesenkt und sah weder aus dem Fenster noch in's Zimmer, obgleich auch die beiden zahmen Kanarienvögel das Bauer verlassen hatten, vor ihr auf dem Nähtischchen trippelten und auf der glatten Fläche gleitend mit den Flügeln balancirten. Sie schaute erst empor, als die Lieblinge beide zugleich ihr plötzlich auf die Hand flogen und sie am Nähen hinderten. Auch da sah sie noch auf beide mit einem zerstreuten, man möchte sagen abwesenden Blick, ihre Hand ließ die feine Arbeit nicht sinken und senkte sich auch selbst nicht, sie weilte in gleicher Höhe und die andere mit der Nadel blieb neben ihr. Man erkannte wohl, wie tief ihre Gedanken gewesen, wie fern von der vielgeübten, fast mechanisch gewordenen Beschäftigung; denn da diese unterbrochen ward, waren die andern noch lange nicht da und wußten noch nichts von der Störung.

Das Licht ist rasch und bedarf dennoch Jahre, um vom leuchtenden Stern zu uns herabzusinken. Die Gedanken sind so

schnell, daß sie die Unermeßlichkeit der Sternenräume in unbestimmbar kurzer Zeit durchfliegen, aber auch sie haben Kernpunkte, welche oft so unmeßbar, so unfaßbar weit entlegen sind, daß selbst sie eine gewisse Zeit bedürfen, um in die Gegenwart des Menschen und seine Umgebung zurückzukehren. Und so saß sie da, gegenwärtig und doch noch fern, ihre Augen sahen starr auf die Vögel und die Züge des Gesichts blieben ohne Bewegung. Sie waren nicht mehr so weich diese Züge, wie vor einem Jahre, sie waren fester geworden und ausgeprägter, und in ihrer jetzigen Unbewegtheit glichen sie denen einer antiken Meisterstatue, so vollendet schön waren sie in Regelmäßigkeit und reinster Harmonie. Nur darin gingen sie noch über die Antike hinaus, daß ein milder Hauch von Wehmuth das Gesicht des Mädchens umschwebte. Denn die Wehmuth dämmerte nicht empor in den Herzen und Seelen der Alten, und die vermochten sie niemals darzustellen.

Aber die Gedanken kamen endlich wieder, die Augen sahen die Thierchen, und ein sanftes Lächeln brachte Leben und Anmuth in's Gesicht zurück. Sie legte die Arbeit auf den Tisch, strich den Vögeln, die dicht an einander gedrängt still saßen, mit dem Finger über das weiche Gefieder und erhob sich nach einem flüchtigen Blick aus dem Fenster, um im Bauer nach Futter und Wasser zu sehen. Die Thierchen hatten sie beim Aufstehen verlassen, und das eine war auch auf's Fensterbrett geflogen und hatte sich die Freiheit draußen angeschaut; allein es mußte ihm damit doch wohl nicht recht geheuer scheinen, denn es blinzelte plötzlich mit den kleinen schwarzen Augen auf's hastigste, kratzte eifrig das Köpfchen und schwirrte dann durch's Zimmer zu seinem Gesellen zurück, der sich ohne alle derartige extravagante Einfälle bereits an seine Mahlzeit gemacht hatte.

Natalie hatte das wohl bemerkt und lächelte auch dazu, allein es war nicht das herzliche Lächeln eines frohen jungen

Herzens. Und nachdem sie dann, einmal im Gange, hie und da ein Buch oder einen von all' den kleinen Gegenständen, die man in unsern Zimmern gebraucht oder doch findet, langsam und nur wie zufällig aufgenommen, bald ihn abgestäubt, bald ihn auf eine andere Stelle gebracht hatte, kehrte sie zu ihrem Platze zurück und nahm ihre Arbeit wieder auf. Auch ein anderer Mensch hätte bei dergleichen kleinen Beschäftigungen vielleicht weder geredet noch gelacht, noch sich sonst lebendig geäußert, ruhig und schweigsam wäre auch er damit fertig geworden. Aber bei Natalien hier war es eine ganz andere Schweigsamkeit, eine ganz andere Ruhe. Die unendliche Mannigfaltigkeit und Bildungsfähigkeit der Sprache reicht nur zu oft bei weitem nicht aus für die unendlich feineren und endlos zahlreicheren Nuancen, in denen das Seelen- und Innenleben des Menschen sich gestaltet und den Blicken des Beobachters enthüllt. Auch da merkt man wieder den unermeßlichen Reichthum, den Gott in die Formen gehüllt hat, welche wir Menschen nennen.

Jetzt saß sie indessen nicht lange ihren Gedanken überlassen; die Stimme der Mutter, welche sie auf dem Flur draußen sich an die Magd wenden hörte, rief sie empor, und sie stand wieder auf, um in's gewöhnliche Wohnzimmer hinüber zu gehen. Denn es war noch früh am Tage und vor dem Frühstück, sie hatte der Mutter noch nicht einmal guten Morgen geboten und wunderte sich einigermaßen über ein so zeitiges Aufstehen derselben. Aber ihre Verwunderung ward noch größer und ging in eine gewisse nicht angenehme Erwartung über, als sie die Dame jetzt in ihr Zimmerchen treten sah, was sonst so gut wie nie und nur bei den außerordentlichsten Gelegenheiten zu geschehen pflegte.

„Du bist heut spät im Gange, Natalie. Guten Morgen, mein Kind," sagte sie und ließ ihr die Wange zum flüchtigen Kuß. — „Spät, liebe Mutter?" entgegnete das Mädchen lächelnd,

„es ist kaum sieben Uhr, und ich dachte noch eine gute halbe Stunde allein bleiben zu müssen. Aber was bringt dich so zeitig aus deiner Ruhe?“ — „Ich habe mit dir zu reden,“ sprach die Räthin kühl und setzte sich auf den kleinen Sopha. „Komm her, Natalie.“ Und da die Tochter sich zu ihr gesetzt, fuhr sie im selben Tone fort: „Mir ward gestern Abend eine impertinente, eine jedenfalls seltsame Frage gethan, die mich sehr überraschte, die mir sehr unangehm war. Man fragte mich, ob es denn zwischen dem Grafen Wildenaer und dir zu Ende sei, daß man ihn seither so wenig in der Stadt gesehen, ja daß es heiße, er wolle sich in die Residenz zum Obergericht versetzen lassen und habe gemeint, es sei ihm hier gar zu langweilig. Willst du mir erklären, mein Kind, auf welche Weise dein Name bei der Sache genannt werden kann? Ich muß gestehen, daß es mir leider einigermaßen unverständlich ist.“ Als Natalie nicht antwortete, setzte sie im gleichen, halb verdrießlichen, halb gereizten Tone hinzu: „Ich muß dich wirklich nachgerade um Aufklärung bitten, da mir auch schon sonst einige dahin zielende Aeußerungen vorgekommen. Es ist nie angenehm, wenn über ein junges Mädchen geredet wird, und über meine Tochter wünsche ich das am wenigsten. Willst du also die Güte haben.“

Was die Räthin durch ihre erste kurze Frage vielleicht erzielt hätte, ein offenes unumwundenes Aussprechen, das verlor sie jetzt wieder durch ihr langes Hinterdreinreden, wodurch sie Natalien, die zuerst wirklich erschrocken gewesen, Gelegenheit gab, sich zu sammeln und nicht sowohl ein Bekenntniß und Zugeständniß zu machen, als vielmehr nur eine Antwort zu geben. Die innere Bewegung zurückdrängend und daher allerdings nicht ganz in ihrer gewohnten ruhig-klaren Weise sagte sie: „In der That, liebe Mutter, du fragst mich mehr, als ich im Grunde zu beantworten vermag. Daß Leo —.“ — „Leo?“ fragte die Räthin mit schar-

ser Betonung. — „Leo, liebe Mutter. Lasse doch nicht auch uns mit einander Komödie spielen, wie wir es in der Welt leider müssen," gab sie jetzt schon wieder vollkommen ruhig zur Antwort. „In deiner alleinigen Gegenwart habe ich ihn ja hundertmal so genannt. Also daß und wie Leo mit uns bekannt geworden, weißt du so gut wie ich, und ebenso, wie er diesen Verkehr fortgesetzt, ohne daß du dagegen Einwendungen zu machen hattest. Du weißt weiter, daß er artig gegen uns war und mir viele Aufmerksamkeiten erwies; aber ebenso gut weißt du auch wieder, daß er dennoch gegen mich um nichts anders war, als er gegen jede andere Dame einer genauern Bekanntschaft sein könnte. Ich kann es ohne Anstand deinem eigenen Urtheil überlassen, ob man aus unserem Verkehr nur im Entferntesten auf ein genaueres Verhältniß schließen durfte und darf. Wir sind nirgends zusammen gewesen, wo du nicht gleichfalls dabei warst."

Trotz ihrer Verdrießlichkeit empfand die Mutter die Wahrheit in den Worten Nataliens gar zu wohl, um dadurch nicht wenigstens einigermaßen berührt zu werden. „Aber doch nennt man euch zusammen," sprach sie ziemlich milde. — „Ist das etwas Besonderes und Auffälliges, liebe Mutter?" fragte die Tochter. — „Das mag sein," erwiderte die Räthin, „obgleich man in deinem Alter, mein Kind, auch ein leeres Geschwätz fürchten und scheuen soll. Aber wir kommen von der eigentlichen Frage ab. Ich wünsche zu wissen, nicht wie du in der Gesellschaft mit ihm stehst, — denn das weiß ich, wie du bemerkst, ebenso gut, — sondern wie ihr innerlich von einander denkt, damit ich über das Recht der Gesellschaft zu solchen Reden urtheilen und sie dem Stande der Sache gemäß im Nothfall beantworten kann. Du kannst mir gewiß nicht den Vorwurf machen, mein Kind," setzte sie wieder gereizter hinzu, denn mancher Charakter reizt sich selbst im längeren Reden ohne die geringste

äußere Veranlassung immer wieder von neuem auf, „daß ich mich zu sehr in dein Vertrauen gedrängt. Das Herz, meine ich, muß sich von selbst erschließen, und nur in gewissen Fällen dürfte es denn doch erlaubt sein, an das verschlossen bleibende ein wenig anzuklopfen und um gefälligen Einlaß zu bitten."

„Mutter, du bist hart!" Sie sprach das tief verletzt. War es denn ihre Schuld allein, daß sie der Mutter so ferne stand, deren kalte, steife und formelle Natur ihr niemals die Arme entgegengebreitet? Freilich empfand sie in diesem Augenblick auch ihren Fehler, den Fehler des Kindes, das sich mit den Eltern auf eine gleiche Stufe stellen und nichts gewähren will, was ihm nicht gleichfalls von dort gewährt wird, — welches ein Entgegenkommen verlangt, wo sein eigenes Entgegenkommen auch ohne das der Andern zum mindesten pflichtmäßig ist. Es ist traurig genug, wenn bei solchen ursprünglich nur innigen und liebevollen Verhältnissen allein die Pflicht in Anspruch genommen wird, aber die Sache bleibt stets die gleiche, und die Pflicht hier, der Fehler dort sind ganz dieselben.

Natalie hatte es von jeher empfunden, daß die Mutter einen Anspruch darauf habe, von jener Scene im Walde und von ihrer Stellung zum Grafen zu erfahren; allein vor einem Bekenntniß war sie stets zurückgeschreckt, weil sie die Aufnahme desselben scheute, die, wie sie wußte, sicher keine ermuthigende, tröstliche, sondern scharf oder kühl, unfreundlich, vielleicht verletzend sein mußte. Die Menschen sind in Betreff ihrer tiefsten Gefühle überaus zaghaft, um nicht zu sagen feige. In unsern Gesellschafts- und Verkehrsverhältnissen und durch dieselben sind diese Gefühle und Regungen so weit zurückgedrängt, so abgesperrt und ängstlich behütet, daß man jedes geringste Lüftchen für sie scheut. Und doch sind diese Gefühle, wenn sie ächt sind, so frisch, kraftvoll und unbesieglich, daß sie selbst einen Schneesturm ertragen und

jahrelang im eisigsten Frost blühen und leben, ja daß sie erst da sich oft zur allerschönsten Blüthe erheben und läutern.

Sie hatte die Frage der Mutter längst gefürchtet und desto mehr, je länger dieselbe auf sich warten ließ, und immer mehr hatte sie die Kraft verloren, ihr durch Offenheit zuvorzukommen. Freilich trug dazu auch noch bei, daß sie nichts mitzutheilen hatte, was selbst in ihrem eigenen Sinn und für sie selbst rein gut, erfreulich und beglückend gewesen; hinter dem ersten Aufgang der Liebessonne hatte sich in dem Jahre nach und nach mehr als eine Wolke empor gedrängt. Und wenn man sein Glück von Andern auch kalt aufgenommen oder gar verkleinert sehen kann, weil man selbst durch dasselbe befriedigt ist und darin vollkommenen Ersatz für die fremde Kälte findet, — seinen Schmerz, seine Sorge und Trauer mag niemand einer solchen Aufnahme aussetzen. Ein Vertrauen des Glücks sucht nur Theilnahme aus Fülle, es theilt mit von seinem Ueberfluß und kann alles Weitere auch entbehren, denn im Grunde isolirt das Glück den Menschen und ist jedenfalls sich selbst genug. Ein Vertrauen des Schmerzes dagegen und der Trauer begehrt nach Trost, es theilt nicht mit, sondern verlangt Ersatz, es ist kein Ueberfluß, sondern Armuth, und da macht die fremde Kälte es noch ärmer und noch schmerzlicher.

Alle diese Factoren hatten in Nataliens Seele, wenn auch ihr selbst unbewußt, gewirkt und ihr bisheriges Schweigen aufrecht erhalten. Nun aber war die Frage da, und ihre Natur war eine viel zu offene und wahre, als daß sie auch nun noch verheimlicht oder zurückgehalten hätte; sie überlegte nicht, sondern sprach nach einer kaum bemerkbaren Pause sich gefaßt und klar aus. Denn in einem rechten Herzen ist kein Bedenken über das Richtige, dasselbe ist vielmehr immer da und braucht nur angeschlagen zu werden, um heraus zu klingen. So redete sie jetzt

unumwunden, wie zagend und stockend die Worte zuerst auch hervorkommen mochten, sagte von ihrer Liebe, von dem Beginn, von dem Wachsen und Weitertreiben derselben. Eigentlich war dieser Beginn, jene Scene im Holz, zugleich auch alles, über das Weitere ließ sich wenig mittheilen. Sie waren sich oft begegnet, hatten aber nach Nataliens Erklärung fast nie zu etwas mehr Gelegenheit gehabt, als sich die Hand zu drücken, sich in die Augen zu sehen, ein freundlich Wort sich zuzuflüstern. Das Ernste ihres Verhältnisses wäre nur selten und dann sehr flüchtig beredet worden. Wer denkt auch in so flüchtigen, wehmüthig süßen Momenten an anderes als an seine Liebe und Zärtlichkeit, an einen Ersatz für die vielen entbehrungsreichen Stunden? Und so stand es wie damals, harrend und hoffend, aussichtsvoll und unsicher.

„Da er es seinen Eltern nicht sagen konnte," fuhr sie endlich fort, „durfte es auch dir nicht gesagt werden, liebste Mutter. Was sollte, was konnte, was durfte er dir mittheilen? Wir fürchten von dir keinen Abschlag, wenn er erst offen vor dich hintreten darf. Jetzt aber würde er dir nur dieselbe Ungewißheit und Quälerei bereiten, welche die Sache für uns zwei mit sich bringt, welche wir willig und geduldig ertragen. Du weißt, wir sind seinen Eltern hin und wider begegnet, sie haben mich näher kennen lernen können. Und wenn sie schon persönlich sehr freundlich und gut gegen mich waren, — Leo hat mir noch überdies gesagt, daß sie auch, zumal die Mutter, höchst freundlich von mir dächten und redeten. So dürfen wir denn wohl die besten Hoffnungen hegen."

Die Räthin war ganz gegen Nataliens Befürchtung ruhig und still geblieben; nur einmal hatte sie ausgerufen: „der unglückselige Wald!" Das war aber eine der Tochter bereits wohlbekannte Redensart, welche sich die alte Dame nach Art mancher

engen Gemüther angewöhnt hatte und bei jeder Gelegenheit vorbrachte. Im Uebrigen drehte sie ihre Daumen um einander und sagt auch jetzt anscheinend ruhig: „Wenn er hofft, weßhalb redet er nicht zu seinen Eltern?“ — „Ich habe dir ja seine Gründe genannt, Mutter,“ gab Natalie zur Antwort, „und ich für meine Person vermag sie nur zu billigen. Im Sommer, wenn wir der Einladung der Gräfin auf's Schloß folgen, denkt er mit den Eltern reden und sie zur Erfüllung unserer Wünsche überreden zu können.“ — „Hm!“ die Mutter warf den Kopf auf. „Ueberreden! — Wenn es solcher Ueberredung bedarf, — mein Gott, wir sind doch weder Bettler noch Lumpen! Weßhalb redet er aber von Fortgehen, weßhalb war er so lange nicht hier?“ sprach sie abbrechend weiter und fixirte die Tochter mit ihren großen, harten, blauen Augen. — „Liebste Mutter,“ sagte Natalie ein wenig gedrückt, „du weißt doch, wie beschränkt unser Verkehr ist, wie ich über ihn die dürftigsten Nachrichten nur durch ihn selbst empfangen kann. Indessen ist uns doch bekannt, daß er mit den Eltern fast zwei Monate in der Residenz sein mußte und erst seit kaum acht Tagen zurück ist, wo er doch nicht zu uns kommen konnte, ohne jenem von dir erwähnten unglücklichen Geschwätz einen wirklichen Anhalt zu geben. Und daß er fort will von hier — liebe Mutter, ich weiß nichts davon, — aber darin finde ich keinen Grund, verwundert über ihn zu sein, oder ihm gar zu zürnen.“

Die Räthin stand auf; ihre Augen waren fast noch kälter als gewöhnlich, die Lippen noch präciser und grader geschlossen, die scharfen Gesichtszüge schier noch schärfer und härter. „Mein Kind —“ auch der Ton war kalt und scharf — „das alles gefällt mir nicht; denkt er ehrlich, so rede er ehrlich. Ein solches Herumgeziehe mißfällt mir gründlich, entweder — oder! Vor allen Dingen aber denke ich, daß ich und meine Tochter noch

völlig gut genug für den Herrn Grafen und die hochgeborene Frau Gräfin von Wildenaer sind. Das ist so meine Meinung, und im Uebrigen mache ich dich darauf aufmerksam, daß ich über mich und das Meine kein Gerede wünsche; richte dich darnach. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Der unglückselige Wald!"

Damit verließ sie gleichsam ärgerlich das Zimmer. Im Innern sah es bei ihr aber nicht ganz so aus, wie sie es Natalie glauben zu machen versuchte. Sie war längst davon überzeugt, daß dies Verhältniß existirte; sie hatte sich durch das Schweigen ihr gegenüber zwar nicht wenig verletzt gefühlt, war aber mit der Sache selbst viel zu sehr zufrieden, um sie durch eine Einmischung irgendwie zu gefährden. Indessen war ihre Neugierde je länger desto mehr gewachsen und hatte sich bei der Trennung der beiden Liebenden sogar mit einer leisen, ängstlichen Sorge vermischt, ob das Verhältniß auch überall noch bestehe. Da hatten ihr denn die in Wirklichkeit sehr unschuldigen und flüchtig hingeworfenen Reden des vorigen Abends eine höchst erwünschte Gelegenheit dargeboten, zu fragen und ihrer Neugierde zugleich mit ihrem Hochmuth Genüge zu thun. Wenn der letztere sich auch durch einige der zur Sprache gekommenen Punkte verletzt fühlen mochte, im Ganzen war sie durch das Resultat ihrer Forschungen doch ziemlich befriedigt. Und wenn sie sich anders, hart und scharf, gegen Natalie aussprach, so sollte dies theils nur dazu dienen, einerseits ihr Inneres zu verbergen, andererseits der Tochter Veranlassung zu geben, sich aus Widerspruchsgeist etwa die Sache ein wenig eifriger angelegen sein zu lassen, — theils entfloß es denn auch unwillkürlich ihrem Hochmuth, der, wie wir oben erwähnt, wirklich auf mehr als einer Stelle empfindlich berührt war.

Der gewaltige und großartige Stolz unserer alten Patri-

cierfamilien, welcher sie eisern auf ihrem Recht und in ihrer Abgeschlossenheit verharren ließ, ist bei den Classen, welche jetzt ihre Stellung einnehmen, in einen schroffen und sich brüstenden Hochmuth übergegangen. Damit sind dann auch Ruhe und Selbstgefühl, Gleichmuth oder Zorn des Stolzes der Rastlosigkeit, der peinlichen Rechtswahrung und all den unedlen Leidenschaften gewichen, die der selbst unedle Hochmuth in seinem Gefolge hat; damit ist das Gefühl eines ehrenvollen, in sich begründeten und festen Standes verloren gegangen. Wir suchen unsere äußere Ehre nicht mehr in und neben uns selbst, wir glauben sie stets nur über uns finden zu können.

Wie warm und überzeugt, wie ruhig und gläubig Natalie indessen während der vergangenen Stunde geredet, auch in ihr sah es leider nicht so freundlich und ruhig aus, und nur das einmal bestehende, fremde und kühle Verhältniß zu der Mutter hatte sie sich aussprechen lassen, wie sie zu einem wirklich Fremden gethan haben würde, d. h. indem sie ihren Schmerz und ihre Sorge verhüllte. Denn unser Inneres ist wie jener See in der Volkssage: dem Senkblei des Neugierigen und Uneingeweihten schieben die drunten hausenden Geister so viel Hindernisse entgegen, daß es nie auf den Grund gelangt und nie die Tiefe ermißt; das mag nur einmal in geweihter Stunde einem Sonntagskinde gelingen, welchem die Geister hold sind und sich hingeben wollen.

„Keine Lieb' ohne Leid!" Natalie hatte das gleichfalls zur Genüge erfahren, das entschwundene Jahr war für sie kein heiteres, beglückendes gewesen. Zwar die Schuld ihrer Liebe, ihrer warmen, reinen und gläubigen Hingebung an dies Gefühl war es nicht; ihre Liebe war so ächt, daß sie in allen Hemmnissen und widrigen Begegnissen sich nicht nur gleich geblieben, sondern vielmehr erst in ihnen recht gewachsen, in ihnen erst froh und stark geworden wäre und kraftvoll dagegen sich aufge-

lehnt hätte, wenn ihr nur von des Geliebten Seite ein gleich starkes und gleich standhaftes Gefühl zu Hülfe gekommen, zur Stütze gewesen. Die Liebe ist es nicht, die das Leid bringt; sie bringt nur Glück und Segen über das Herz, das ihr gewachsen ist; die Verhältnisse sind es auch nicht, die sie trüb und sorgenvoll zu machen vermögen; wie schwer sie seien, sie sind viel zu irdisch und machtlos gegen das hehre Himmelskind. Nur das vom himmlischen Reichthum oder von irdischer Armseligkeit erfüllte und getragene Wesen des Menschen selbst ist es, das aus ihr das Glück zu schöpfen weiß oder mit blöden Augen und verstaubtem Herzen sie niemals fassen und verstehen lernt, das durch ihren Segen zum reichsten Leben und zur blühendsten Kraft entwickelt wird, oder in seiner irdischen Armuth und Schwäche ihrer drängenden, gewaltigen und prächtigen Macht unterliegt. Die menschliche Armuth erträgt von ihr nichts weiter als das Stückchen vergänglicher Leidenschaft, die nichts vermag als aufzuflackern und zu unterliegen, wenn ein widriger Hauch hineinweht.

Das vergangene Jahr war kein heiteres gewesen. Während der auf jenen Waldaufenthalt zuerst folgenden Zeit, den Sommer hindurch und in den Herbst hinein, war Leo allerdings noch in der Glut der Leidenschaftlichkeit, des ihn überstürzenden Gefühls geblieben, das seltene und überaus erschwerte Zusammensein hatte dazu beigetragen, ihn denselben bleiben zu lassen an Zärtlichkeit, Sehnsucht und Leidenschaft, so wie er sich die Geliebte zuerst errungen. Und er war alles, was sie träumte, dachte und fühlte. Im Herbst kam er dann in die Stadt, um bei dem Gericht dort zu arbeiten oder einen Cursus durchzumachen, wie dies auch bei Leuten in Gebrauch ist, die nicht gerade im Sinne haben, sich dieser Carriere gänzlich zu widmen. Sie sahen sich jetzt öfter in der Gesellschaft und auch im Hause der Räthin; der Gelegenheiten, sich zu sprechen, im größern Kreise einmal gewissermaßen

allein zu sein, waren doch manche. Allein innerlich ward das Verhältniß ebensowenig wie äußerlich dadurch gefördert und weder inniger noch gesicherter. Von Leo's Seite mischte sich etwas hinein, was auf ein Haar einem leisen Ueberdrusse glich, während es Natalie nach der Wirkung, die es auf sie selbst hervorbrachte, gütig und entschuldigend nur Niedergedrücktsein nennen mochte.

Ganz gut, ganz vertrauensvoll und sonnig gläubig wie im Sommer blieb es indessen auch in ihr nicht, sie begann an Leo zu vermissen, während sie bisher nur ein volles Genügen zu finden geglaubt. Er that so gar nichts, um ihren Bund nur um einen Schritt zu fördern; sie wußte nicht, wie das geschehen sollte, aber sie wußte, daß es hätte geschehen sollen. Sie verstand nicht diese Selbstbeherrschung, wie sie es in sich nannte, welche ihn oft so lange und ohne alle Noth ihr ferne hielt, welche ihn nie einer andern Unterhaltung entzog und ihn stets so unbefangen ihr nahen, so gleichgültig mit ihr verkehren ließ. Sie verstand nicht die Stärke und Kraft, durch die eine solche Selbstbeherrschung in seiner sonst so leidenschaftlichen Seele ermöglicht würde. Sie hatte wohl ein Recht, der Mutter zu sagen, daß ein Ahnen ihrer Verbindung unmöglich aus dem Beobachten ihres Zusammenseins entstanden sein könnte. Und wenn sie wirklich einmal vereint waren, hörte sie von ihm fast nur noch Klagen über den Zwang ihres Verkehrs und über die Schwierigkeiten, welche ihrer Liebe entgegenträten, und — sie wiederholte sich das — er that gar nichts, dies Beklagte zu erleichtern, zu ändern.

Es dämmerte die leise, aber herbe Frage in ihr auf, ob der Mann, der so schön zu träumen verstand, der sie einmal selbst so süß träumen ließ, ob der Mann auch im Stande sei, den Traum in's Wachen, in's Leben zu führen, den schattenhaften Bildern und Geistern Bestand und Körper zu geben? Das ist eine bittere und gefährliche Frage für das vertrauensvolle, warme

Innere eines weiblichen Wesens. Und auch Natalie spürte das. Sie ward noch nicht schwankend und zweifelvoll, aber das bis dahin sonnige Leben ihres Herzens tauchte sich in ein leises Bangen und Sorgen, und die folgende Zeit war wenig geeignet, ihr wieder Licht und Frieden zu bringen.

Leo ging mit seinen Eltern auf zwei Monate in die Residenz, und in den acht Tagen seit seiner Rückkehr, die er freilich meistens auf dem Schlosse draußen zugebracht, hatte sie ihn noch nicht gesehen, in der ganzen langen Zeit keine Verbindung mit ihm, keinerlei Nachricht von ihm gehabt. Der Mutter gegenüber fand sie sein Nichterscheinen durch die Umstände begründet, in ihrem Innern entschuldigte sie es wohl auf dieselbe Weise; aber ganz zu erklären vermochte sie es sich nicht, und man weiß ja, daß in solchen Zuständen eine ungenügende Erklärung wenig von einer mangelhaften Entschuldigung verschieden zu sein pflegt. Die Liebe in ihr erheischte ihr Recht, eine gleiche Gegenliebe; und was sie selbst natürlich und nothwendig gefunden und von ihrer Seite als eine innere Nothwendigkeit gewährt hätte, konnte sie von der andern nur schmerzlich berührt sich vorenthalten sehen. So war es denn leicht erklärlich, daß manches andere um sie her, was weder angenehm noch freundlich war, in dieser ganzen Zeit wieder viel leichter bei ihr Eingang fand und sie tiefer und empfindlicher traf, als es in andern Zuständen geschehen sein dürfte. Ja, man darf vielleicht annehmen, daß es auch auf ihr Liebesleben, auf ihre Herzensstellung zu Leo nicht ohne bedenkliche Einwirkung blieb.

Jener Heinrich von Wehringen, von dem sich der Leser noch erinnern wird, daß er den damaligen Unfall des schönen Kindes veranlaßte, hatte begreiflicherweise in der Stadt sich ihr genähert, um seine nothwendige Entschuldigung den gesellschaftlichen Regeln gemäß vorzubringen und die ebenso gewährte Ver-

zeihung zu erlangen. Allein ein Ende des Verkehrs, wie man hätte erwarten können, war damit nicht eingetreten. Derselbe hatte sich nicht einmal auf ein gelegentliches, unvermeidliches und ungescheutes Begegnen beschränkt. Wehringen war öfter und öfter wieder gekommen und hatte der jungen Dame auffallend seinen Hof gemacht, ohne sich durch ihre offen hervortretende Kälte nur im entferntesten mäßigen oder gar abschrecken zu lassen. An und für sich dürfte dies Wesen Natalie wenig, sicher nur gleichgültig berührt haben; sie fand nichts an ihm, was ihr die bestimmte Ablehnung erschwert oder schmerzlich gemacht, was eine gewisse Theilnahme in ihr wach gerufen hätte. In ihrer jetzigen Stimmung indessen ward diese Zudringlichkeit ihr beschwerlich und peinlich, weil sie ihre Gefühle immer von neuem in Anspruch nahm, die doch so sehr nach stillem, ungestörtem Ruhen wenigstens sich sehnten. Niemand vermag sich gegen solche äußere Angriffe so zu schützen, daß sie gänzlich eindruckslos an ihm vorübergehen.

Nun aber kam noch hinzu, daß Wehringen seine Bewerbungen selbst vor Leo's Augen offen betrieb und dieser sie unmöglich übersehen konnte. Und dennoch schritt der Geliebte niemals auf eine der vielerlei Weisen gegen dies Treiben ein, welche die Gesellschaft trotz aller sonstigen strengen Regeln jedem offen gelassen hat, — niemals kam er Natalien zu Hülfe. Im Gegentheil schien er Wehringen's bester und lustigster Freund, ignorirte alles, was er sah und hörte, und nur ein einzigesmal hatte er mit Natalien ein Wort darüber gewechselt. Und da war es ein neckendes gewesen, wie man es bei ähnlichen Verhältnissen wohl gegen eine Freundin einmal auszusprechen sich erlaubt. Doch wenn er geglaubt, daß auch Natalie es also aufgenommen, hatte er sich gänzlich und gefährlich geirrt. Für sie war es ein Blitz gewesen, der eine ganze Herzenspartie des Geliebten er-

hellte. Und sie vergaß es nie, denn es war auch in ihr selbst wie ein Blitz niedergeschlagen. Sie meinte, wo das hergekommen, da sei kein Herz, sondern — ja, sie wußte nicht was! Aber es war ein namenlos bitteres Gefühl, und sie vermochte niemals den Eindruck gänzlich zu überwinden. Und doch entzog das alles sie dem Geliebten nicht, und doch erkältete sie es nicht gegen ihn. Ihr Traum war so tief und süß über sie gekommen, daß sie noch immer nicht aus ihm erwachte. Nur wie bei einem wirklichen Traum gegen das Ende desselben die reinen, schönen und klaren Bilder sich mit trüben und unklaren zu mischen pflegen, also zog es auch mit Schatten und Trübe herauf im Leben und Träumen des Mädchens.

In ihrer sonstigen Umgebung ging zwar alles den gewöhnlichen Gang des täglichen Lebens, und niemand stand ihr auch nahe genug, daß sein tägliches Leiden und Freuen ihr Herz mehr als jedes andere theilnehmende berührt hätte. Dagegen ergriff sie, was vom Walde und Forsthause zu ihr gelangte, innig und mächtig. Ihr Verkehr mit den Bewohnern desselben beschränkte sich freilich darauf, daß sie während des vergangenen Sommers mit der Mutter noch einmal hinausgefahren und bei den Geschwistern einige Stunden verweilt hatte. Außerdem war bald Christine, bald Sophie hin und wider in der Stadt gewesen, und beide hatten im Hause der Räthin zuweilen vorgesprochen, sich nach dem Befinden ihrer Kranken erkundigt, und Christine auch von dem Leben und Treiben da draußen berichtet.

Dabei waren denn der Klagen über Adolf nicht wenige gewesen; etwas Erfreuliches wollte sich nirgends mittheilen lassen. Seine Lustigkeit habe sich ganz verloren, klagte die Schwester; eine ernste, oft beinah brütende Stille fülle sein Wesen aus. Und doch wisse sie, daß es im Innern gar nicht so sei, wie der schweigende Mund, das stumme Auge, sein ganzes, gleichsam

schweigendes Thun und Treiben es glauben machen möchte. Trotz aller gewöhnlichen, wirklich rührenden Milde und Sanftmuth lagere in ihm heimlich eine unglaubliche Gereiztheit und Empfindlichkeit, die von dem Unbedeutendsten zuweilen Veranlassung nehme, hervorzutreten und sich da nicht, wie früher in Momenten der Unzufriedenheit und des Zürnens, durch einen kraftvollen Fluch und ein derbes, aber auch stets entschiedenes und festes Auftreten offenbare. Jetzt brause es heraus mit wilder Heftigkeit, mit jäher Leidenschaft und sinke gleich hinterdrein wieder in eine schier beängstigende Gleichgültigkeit und fast Stumpfheit gegen alles und jeden zurück.

Was jedoch noch mehr als die ruinirte Stimmung des Bruders das Mädchen quälte, war, daß auch seine Gesundheit wankend geworden. Krank zwar war er nie geworden, aber gekränkelt hatte seine sonst wetterfeste Natur Tag aus Tag ein. Und wenn sein Mund auch fern von Klagen war, sein verfallendes Aeußere sprach deutlich genug davon, und seine langsamen matten Bewegungen zeigten nur zu klar, wie gedrückt Seele und Körper sich den Geschäften des Tages hingaben. Zu allem Uebrigen kam auch noch, daß das Verhältniß zum jungen Grafen täglich ein mißlicheres und gereizteres geworden, und selbst Christine sah die Unmöglichkeit ein, noch lange in solcher Weise fortzuleben.

Von dem Mädchen selbst war wenig anderes zu merken und zu sagen, als daß einstweilen ihr ganzes Wesen in der Sorge um den Bruder aufging. Dessen Zustand schien glücklicherweise ein Ableiter geworden zu sein für die unseligen früheren Träumereien ihres Kopfes. Die Gelegenheiten, mit Leo zu verkehren und aus diesem Verkehr ein stets neues Gift zu saugen, waren begreiflicherweise für sie schon nach Nataliens Abzuge selten geworden und wurden immer seltener, je schärfer sich die Abneigung des Bruders und des jungen Grafen herausstellte.

Und damit ihr denn auch nicht eine weitere Herzensbeschäftigung fehlte, hatte sich seit einiger Zeit, wie sie Natalien mit anscheinender Gleichgültigkeit und doch nicht ohne Erröthen mittheilte, ein anderer junger Förster jener waldreichen Gegend angelegentlich zu ihr gefunden. Andererseits war zu ihrem großen Kummer die muntere hübsche Sophie ihrem Bruder immer ferner getreten und schien seit einiger Zeit gleichfalls einem andern Mann Gehör zu geben. Man sieht wohl, die schmucke Försterin hatte nicht Zeit, an die alten überspannten Regungen ihres Herzens zu denken.

Es bedarf wohl nicht erst einer besondern Auseinandersetzung, um dem Leser klar zu machen, was bei diesen Mittheilungen Natalie hauptsächlich, ja eigentlich allein interessirte. Wie wir früher bereits angedeutet, war Natalie keineswegs über das im Zweifel, was sich damals im Herzen des Försters geregt hatte und auch jetzt noch in ihm nachwirkte. Sie wäre kein Mädchen gewesen und hätte dem Mann des Waldes nicht mit so viel Freundlichkeit und Achtung sich zuwenden müssen, wenn ihr sein Inneres verborgen geblieben. Was sie gesehen, hatte ihr Mitleiden erregt und sie betrübt; sie konnte nirgends helfen, nirgends, was sie ihm schuldlos zu Leide gethan, wieder gut machen. Sie konnte ihm auch nicht darum zürnen, da sein Gefühl ihr niemals zu nahe trat, sie niemals auch nur durch die leiseste Aeußerung ängstigte, sondern ihr nur durch die milde, ruhige und klare Männlichkeit, welche Adolf ihr gegenüber stets zeigte, immer bestimmtere Beweise von seiner Schönheit und Lauterkeit gab. So mischte sich in all' ihre Betrübniß doch eine gewisse leise, wir möchten sagen: Befriedigung, daß sie es sei, die so Schönes hervorgerufen, der so Tüchtiges und Edles sich geweiht hätte. Und hatte sie ihm nie ihre wahre Achtung vorenthalten, so erhob sich diese jetzt zur vollsten Schätzung und

Hochachtung, wenn sie hörte, wie gewaltig der Mann mit den Geistern seines Innern rang, wie gewaltig er sie beherrschte und verschloß, daß kein Auge ihr wirkliches Wesen sah und kein Kopf es ahnte.

Mitleiden und Hochachtung: Es war warm in ihr für den wackern, tüchtigen, edlen Mann. Sie hielt ihm zu gut, was seine Umgebung beunruhigte oder verstimmte. Sie wußte, daß dies Aufbrausen, diese Empfindlichkeit nur aus einem tief wunden Herzen kommt. Das ist nicht mit dem Maßstabe der Alltäglichkeit zu messen, und niemand weiß, wo seine wunden Stellen sind, und niemand kann verlangen, daß sie hier oder dort nicht wund sein sollen. Natalie war auch gerechter dagegen als die Menschen gewöhnlich, welche bei Beurtheilung grade solcher Charakterfehler nur an die Aeußerung und nie an den Grund derselben zu denken pflegen. Vielleicht geschah das freilich nur, weil ihr selbst von ihm stets und allein die ruhige, milde Männlichkeit entgegen getreten war, aber auch für die Anderen entschuldigte und erklärte sie liebevoll und mit nie getrübter Hochachtung sein Wesen. Und mehr als einmal träumte sie tief, wie schön doch eine solche Natur sei, wie friedensvoll es sich in solchem Schutz, in solcher Kraft leben und ruhen lassen müsse. An seine Kränklichkeit dachte sie kaum, die faßte sie nur als eine nothwendige, obschon beklagenswerthe Folge auf. Aber es war in ihr eine wahrhafte Trauer über das Schicksal, welches diese edle Natur von ihrer rechten Blüthe zurückhielt, den rechten Lebenskreis ihr unrettbar verschloß. Es vermochte niemand zu helfen als sie selbst. Und sie eben konnte und durfte es nicht.

Dies alles zog in gedrängter Reihe in den langen einsamen Morgenstunden durch die Seele des Mädchens.

Gegen Mittag ging sie hinüber in das große, reich aber steif eingerichtete Wohnzimmer und setzte sich wie gewöhnlich an

ihr Arbeitstischchen, das in einer der Fensternischen stand und mit Epheuwänden rings so dicht umstellt war, daß sie dort wie in einem besonderen kleinen Kabinet saß. Nach einiger Zeit hörte sie draußen die bisher in der Küche beschäftigte Mutter mit einem Fremden verkehren; gleich darauf trat dieselbe herein und gab ihr einen Brief. „Von wem?" fragte die Räthin dabei. Das Mädchen schaute auf Schriftzüge und Sigel, die ihr beide unbekannt waren. „Ich weiß nicht," versetzte sie unbefangen, „vielleicht von Hermine P., — aber die Schriftzüge gleichen nicht ganz den ihren." Die Mutter zog die Küchenhandschuhe aus und wandte sich zu ihrem Platz in einer zweiten Fensternische; Natalie hatte ihre Arbeit niedergelegt, sich leicht in den kleinen Armstuhl zurückgelehnt, öffnete und las:

„Schloß Walden, den 26. Mai.

„Meine heißgeliebte Natalie!

„Schon aus diesem Aufgeben unserer bisherigen Vorsicht und aus meinem Schreiben an Sie, sehen Sie, daß es eine besondere, unaufschiebbare Mittheilung ist, die ich Ihnen zu machen habe.

„Die Qual dieser ewigen Ungewißheit, dieses ewigen Harrens vermochte ich nicht länger zu ertragen, und so nahm ich noch in der Residenz vor etwa sechs Wochen einmal eine stille und, wie ich dachte, günstige Stunde wahr, meiner Mutter von unserem Verhältniß und unseren Wünschen zu sagen und ihr auf's dringendste und innigste alles an's Herz zu legen.

„Daß ich vielen Einwürfen und zuerst selbst einem bestimmten Abschlag entgegensehen mußte, hatte ich mir nie verborgen und auch in dieser Stunde als gewiß erwartet. Indessen hoffte ich gerade jetzt einen Eindruck auf das Herz meiner Mutter machen zu können, der mit der Zeit sich verstärken und allen Einwürfen die Wage halten würde, zumal dann, wenn sie nach und nach immer mehr erkannte, wie heiß und wahr meine

Liebe zu Ihnen wäre und wie ich nur so zu meinem wahrhaften Glück gelangen könnte.

„Ich muß mich in ein trockenes und kaltes Referat hineinzwingen, da ich sonst gar nicht zu schreiben vermöchte, was ich Ihnen, meine geliebte Natalie doch mittheilen muß.

„Meine Mutter hat mir nicht nur den härtesten, entschiedensten Abschlag gegeben, sondern mir auch gesagt, daß ich mit der Tochter einer nahe verwandten Familie durch die beiderseitigen Großeltern und Eltern längst verlobt sei und daß ich nur durch ein Eingehen dieser Verbindung unserem Hause den größten Theil unseres jetzigen Besitzes erhalten könne, der andernfalls dem Testament meiner frommen Großmutter gemäß an jene früher beeinträchtigte Familie zurückfallen müsse. Meine Mutter und jetzt auch mein Vater lassen mir die Wahl zwischen der Befolgung dieser unseligen Familienbestimmung und ihrem Segen, oder ihrem Fluch, Natalie, und einer gänzlichen Lossagung von mir.

„Stellen Sie sich meine Bestürzung, mein Entsetzen, mein Elend vor, geliebtes Herz! Vergeblich habe ich die Eltern bei dem Glück ihres einzigen Kindes beschworen, bei meinem Lebensglück, das also auf ewig unrettbar vernichtet werde. Vergeblich habe ich vor ihnen auf den Knien gelegen und gefleht und umsonst Tag für Tag mein Flehen wiederholt. Ihre sonst so gütigen Herzen sind hart in diesem Fall und es bleibt bei dieser furchtbaren Alternative. O über das Elend, welches der Stand mir auferlegt! O über diese erbärmlichen Vorurtheile der Gesellschaftsklassen! Sie brechen wieder ein treues Herz, wie sie schon so viele gebrochen.

„Natalie, so muß ich Ihnen denn entsagen; aber es geschieht mit blutigen Thränen und mit dem Elend eines ganzen langen Lebens. Ihnen dies mitzutheilen, geliebtes Mädchen,

durfte nicht länger aufgeschoben werden. Und da ich bei meinem zweimaligen kurzen Aufenthalt in der Stadt weder die Gelegenheit fand, noch die Kraft gehabt haben würde, Ihnen unvorbereitet hievon zu sagen, so wählte ich den brieflichen Weg. Jetzt jedoch, wo Sie es wissen, flehe ich Sie an, mir ein letztes Sehen zu bewilligen. Es wird das letzte Glück dieses Lebens sein, o ein schmerzliches und doch so süßes Glück! Unter diesen Umständen haben meine Eltern nichts gegen ein letztes Zusammensein, und auch Ihre Frau Mutter wird sicher nicht dies letzte uns verweigern.

„Lassen Sie Ihre himmlische Güte mir bald einen Tag und eine Stunde nennen. So schnell wie möglich will ich aus dieser Gegend fort, wo mich alles an das Glück erinnert, das mein war und das ich doch verloren geben muß.

„Leben Sie wohl bis dahin und denken Sie in Ihrer Trauer auch an das namenlose Elend, an das unrettbar verlorne Glück

Ihres

Leo Graf Wildenaer."

Als Natalie todesstarr und kalt zu Ende gelesen, stand sie auf, legte den Brief vor ihre Mutter auf den Tisch und verließ stumm das Gemach. In ihrem Zimmerchen ging sie leise mit unhörbaren Schritten auf und ab, den Kapf in die Hand gelegt, und es bewegte sich nicht ein Zug in ihrem schönen, bleichen Gesicht. Ihr war zu Muth wie — aber ein solches Wie? läßt sich weder nennen noch beschreiben.

So traf sie noch die Mutter, welche etwa eine Stunde darauf eintrat; die harte hochmüthige Frau sah milde und selbst traurig aus. Sie legte den Brief schweigend auf das Klavier, trat dann zu der noch immer auf und nieder gehenden Tochter und schlang, ohne eine Wort dabei zu sagen, fest ihre beiden

Arme um sie. Da stürzten dem armen Kinde plötzlich die Thränen aus den Augen; sie ließ den Kopf auf die Schulter der Mutter sinken, und es war, als wollte sie sich die Seele ausweinen.

Erst nach einer langen Zeit, als der erste heftige Schmerz gebrochen, fragte Frau Hake ruhig und milde: „Und wann willst du antworten und wann ihn sehen?" — „Muß ich ihn sehen, Mutter?" — „Du mußt, mein armes Kind," war die Antwort in festem, aber auch jetzt nicht hartem Ton. „Das bist du nicht deinem Stande und deiner Stellung, sondern dir selbst, dem Menschen, und der Würde und Ehre schuldig, die Gott in jedes seiner Menschenkinder hineinlegt. Ruhe dich jetzt aus. Morgen schreibe dann ein Datum und eine Stunde, eine gebührende Anrede darüber, eine höfliche Empfehlung darunter, — nichts mehr. Ich werde adressiren." — Also geschah es auch.

Die folgenden Tage bis zu dem, welcher dem Grafen bestimmt worden, verflossen in ungestörter Stille und Einsamkeit; das tägliche Leben ging seinen einförmigen Gang; fast keine Beschäftigung ward unterbrochen, kaum etwas blieb liegen oder wurde vergessen, was sonst und gewöhnlich zu dieser oder der Stunde geschah. Es liegt aber etwas unsagbar Schwermüthiges darin, wenn man in so tiefer Trauer und so ernstem Schmerz noch all' die gewohnten kleinen Tagesgeschäfte sorglich und anhaltend weiter versieht; es ist fast, als werde man sich erst da recht seiner ganzen Noth bewußt. Natalien kam manchmal eine stille, helle Thräne in die Augen, wenn sie ihre Blumen begoß, die kleinen Vögel fütterte, ihre Bibliothek ordnete und abstäubte; es trauerten in ihr all' die Stunden, wo sie früher dasselbe gethan, und all' die Träume, die dann so goldig schön und rein sie durchzogen. Und einmal, als sie das Begießen der Pflanzen zwei Tage vergessen und erst daran dachte, wie sie ein schönes,

damals aus dem Walde mitgebrachtes Farrenkraut sein zartes, empfindliches Laubgefieder krank hängen lassen sah, da brach sie wieder in stürzende Thränen aus.

Etwa acht Tage nach dem Empfange des Briefes erwartete sie den Grafen in einer stillen Nachmittagsstunde, die voraussichtlich durch keine Besuche gestört werden konnte. Als die Hausglocke gezogen ward, drückte die Räthin still der Tochter Hand und zog sich in ein Nebenzimmer zurück. Natalie erhob sich von ihrem Sessel erst, da der Graf ins Zimmer trat; sie war bleich und kalt, und als er mit einem leidenschaftlichen Ausrufe sich ihr zu Füßen warf, ihre Hände ergriff und ungestüm küßte, zog sie dieselben leise aber unwiderstehlich zurück und sagte mit klarer, wenn auch nicht lauter Stimme: „Stehen Sie auf, Herr Graf, ich bitte ernstlich darum. Lassen Sie uns die Ruhe bewahren, deren wir in diesen wenigen, von Ihnen gewünschten Momenten so sehr benöthigt sind."

Sie bewahrte diese Fassung und Selbstbeherrschung auch während der ganzen Zeit seines Dortseins, trotz der stets auf's neue hervorbrechenden Heftigkeit, trotz aller Aeußerungen eines anscheinend großen Schmerzes, trotz der Thränen nun vollends und der Versicherungen, daß sein Leben und Glück mit ihr auf immer zu Ende sei. Sie vermochte nicht warm zu werden; es schlug nicht *ein* Schlag in ihrem Herzen seinem Wesen, seinen Worten, seinen Thränen nach. Und ihre Augen blieben trocken.

Da er aufbrach, begleitete sie ihn hinaus an die Treppe. Er ergriff noch einmal ihre Hand, küßte sie heiß, sah ihr mit einem langen Blick in die Augen und fragte: „Werden Sie mich nie vergessen, Natalie?" — „Nie!" wiederholte sie tief aus der Brust.

Sie blieb stehen bis sein Schritt verklang und die Hausthüre drunten ins Schloß fiel. Dann kehrte sie langsam ins

Wohnzimmer zurück, warf mit einer unbeschreiblichen Bewegung den kleinen Kopf ein wenig zurück und schüttelte ihn leicht, als wolle sie etwas Drückendes davon entfernen; darauf breitete sie beide Arme gen Himmel aus, mit einem Ausdruck des unendlichsten Grams in den schönen Zügen. Und als sie dieselben dann ebenso langsam zurückgezogen und nun die Hände fest auf die Augen preßte, da sank sie lautlos in sich zusammen.

V.

„Ei, sieh da, Christine! Schon zurück?“ sagte Adolf, als er aus dem schmalen, von dichtem Gebüsch begrenzten Fußsteige tretend, sich auf der Straße plötzlich seiner Schwester gegenüber fand, welche mit Hut und Tuch und ein Körbchen am Arm daher kam und nun mit einem: „um Gott, Bruder, wie du mich erschreckst!“ vor ihm stehn blieb. — „So schreckhaft?“ sprach er lächelnd und schüttelte ihre Hand; „du mußtest doch jemand durch den Busch kommen hören.“ — „Ich habe nicht acht gegeben,“ erwiderte sie flüchtig erröthend und ging langsam neben ihm weiter, wobei sie Mühe hatte, die Freudenbezeigungen des alten Caro und Bergmanns zu mäßigen, welche eben durch das Gebüsch herbeisprangen. Die Thiere wollten es auch ihrerseits nicht an einer Bewillkommnung der heimkehrenden Herrin fehlen lassen; denn Christine war drei volle Tage entfernt gewesen, etwas das noch nicht vorgekommen, seit das Mädchen mit ihrem Bruder das Forsthaus bewohnte.

„Gute Geschäfte gemacht und fidel gewesen?“ fragte er nach einigen Schritten gleichgültig; man hörte, er sprach nur, um etwas zu sagen. — Christine merkte das auch sehr wohl und streifte ihn mit einem flüchtig prüfenden Blick. Er sah nicht nur

müde aus, sondern auch ziemlich düster, und sie sagte daher einstweilen ablenkend: „ist etwas vorgefallen, Adolf? Hast du Verdruß gehabt?" — „Na," erwiderte er achselzuckend, „das ist ja nur das Gewöhnliche. Ich möchte aber einmal von andern Dingen und Menschen hören, und somit rede du nur von deinen Affairen." — Sie sah ihn wieder an, die Falten zwischen den Brauen zeigten sich noch ein wenig tiefer und starrer als gewöhnlich, und sich bezwingend bemerkte sie: „ich kann dir allerlei erzählen. Aber auf dem Waldsteige haben wir dazu keine Ruhe. Warte, bis wir nach Hause kommen. Du gehst doch heim?"

„Das schon," versetzte er mit einem zerstreuten Blick in die Runde; „aber ich will dir was andres vorschlagen. Im Hause und Garten ist's dämpfig. Hier ist's kühl, und ich bin hundsmarode von dem dummen Umhergelaufe. Komm, laß uns niedersitzen," fuhr er fort und lehnte die Flinte gegen einen Stamm und warf sich gleich darauf auch schon auf das dichte Moos, welches die Wurzeln der beiden alten Tannen umpolsterte. „Das ist doch der feinste Platz im Revier. Komm' her, Christine! So, und nun schieß' los und bringe mir was Neues in den Kopf." — Das Mädchen schaute ihn, ohne daß er darauf achtete, fast wehmüthig an. Wie sah der früher so kräftige, straffe Bruder nun verfallen aus, so mager und so abgespannt! Und sein Reden war ihr fast noch betrübender. Vordem war eine Zeit gewesen, da hatte er sich das Fluchen und Schwören und all die barschen und herben Ausdrücke schier abgewöhnt; allein die Zeit ging vorüber, und seither war er wieder mehr und mehr in die alten Gewohnheiten hinein gerathen, ja erschien der Schwester beinah noch herber und rauher als je vordem. Sie ließ sich schweigend an seiner Seite nieder und blieb auch stumm, bis er nach einer Pause nochmals sagte: „na, schieß los, Christine!" Er hatte sich auf den Rücken gelegt, die Arme

unter dem Kopf gekreuzt und schaute durch das dichte dunkle Gezweig droben in die bereits dämmernde Höhe hinein.

Sie nahm sich zusammen und unterdrückte den Seufzer, welcher sich emporringen wollte. „Also nur gleich die Hauptsache," sprach sie. „Weißt du, was Sophie hauptsächlich in der Stadt wollte? Einkaufen, Adolf, zu ihrer Aussteuer. Sie hat Seebach endlich das Jawort gegeben, und da er die Hochzeit gleich nach der Ernte wünscht, ist nicht viel zu säumen. Ich muß sagen," setzte sie hinzu, „das ist mir doch fast ein wenig zu rasch gekommen. Ich hätte sie nicht für so leicht gehalten." — „Rasch?" entgegnete der Bruder, ohne seine Lage zu verändern. „Ich weiß nicht, was du willst, Christine. Er geht ihr seit Jahr und Tag nach, ist ein braver Mensch mit gutem Auskommen, und sie in ihren besten Jahren. Wozu denn noch säumen und hin und her trödeln? Ich, im Gegentheil, freue mich von Herzen und gönne ihr diesen Ausgang. Sie ist ein braves Kind und viel zu fröhlich und rührig, um als alte Jungfer zu sterben." — „So fühlst du?" fragte sie, ihn nachdenklich anschauend. „Denkst du an nichts weiter bei dieser Geschichte?" — „Woran denn?" versetzte er ruhig, und sie sah es, daß ein flüchtiges Lächeln über sein Gesicht glitt. „Daß wir beide uns vordem wohl einmal geneckt und herumgezogen haben, Schwester, und daß du dir darüber allerlei Gedanken gemacht? Das ist weder Sophiens noch meine Schuld, Kind. Ich wenigstens habe dir nie Veranlassung zu solchen Einfällen gegeben. Denn an eine Verbindung mit einem Weibe denkt ein anständiger Mensch doch nur dann, wenn er in einer wirklich sicheren Stellung ist, — etwas, das bei mir schon seit Jahr und Tag nicht mehr der Fall."

Ihr Gesichtchen war während dieser langsam und ruhig gesprochenen Worte noch trüber geworden als bisher, und da er

geendet, verharrte auch sie noch eine ganze Weile im Schweigen. Endlich strich sie mit den Händen über den dunkelblonden Scheitel herab und sprach befangen: „wenn du so denkst, Adolf, wird es dir wohl recht sein, daß Braun morgen früh mit dir reden will." — Er richtete sich rasch auf und schaute sie, auf den Ellenbogen gestützt, mit einem hellen Blicke an. „Was!" sagte er lebhaft, „Braun will morgen früh kommen? Hast du ihn denn in diesen Tagen gesehn?" — „Ja, Bruder. Er war heut Mittag in Rohrbeck und hat nach Tisch mit mir gesprochen." — „Und du, Christine?" — „Ich habe ihn an dich gewiesen, Adolf."

Er richtete sich vollends auf, erfaßte ihre Hand und zog die Schwester an sich. „Gib mir einen Kuß, Christine!" sprach er herzlich. „Etwas Lieberes hättest du mir gar nicht sagen können!" Und als sich ihre Lippen innig berührt hatten, strich er ihr freundlich über den Scheitel, nahm ihre Hand in die seine und fuhr fort: „Gott weiß, das ist das beste, was seit Jahr und Tag an uns gekommen! Du bist ein gutes Kind, Schwester, daß du endlich eingesehn, wo dein Glück liegt. Glaube mir, es ist in dieser Verbindung. Ich kenne den Braun nun schon seit manchen Jahren und habe nie etwas anderes als Gutes von ihm gehört und gesehn. Das ist ein Mann, dem ich dich mit ganzer Ruhe hingebe. Es kann dir bei ihm nicht schlecht gehn, und mir ist das Herz einmal wieder federleicht." — „Du sagst viel, woran auch ich gedacht," bemerkte sie nach einer Weile. „Und vollends, wenn du dich hier gar nicht mehr behaglich und zufrieden fühlst —"

„Hör' Christine," unterbrach er sie, „halt' mich nicht für einen Menschen, der nur an sich denkt. Du weißt, ich habe dich redlich lieb, und dein Wohl liegt mir am Herzen, wie es soll. Eben darum aber ist mir diese Geschichte zwischen Braun und dir so willkommen. Ich weiß dich doch gesichert, Kind, wenn

ich demnächst einmal auf und davon gehe. Und lange währt es nun damit nicht mehr, kann ich dir sagen. Was ich bisher ertragen, geschah um deinetwillen. Ich konnte dich nicht selber auf die Straße setzen, und deinem Vormund solltest du auch nicht zur Last fallen. Es war dabei ja gar keine Aussicht auf ein Ende. Jetzt ist es mit alledem anders. Ein paar Monate, bis zu deiner Hochzeit, könntest du zur Noth immer in Rohrbeck bleiben, und ich bin frei." — „Aber Bruder!" sagte sie traurig. — „Was willst du?" erwiderte er so lebhaft wie bisher. „In meiner Bestallung, wenn ich das Ding so nennen soll, steht, daß ich mein Amt zu versehn und das Interesse der Herrschaft wahrzunehmen habe. Davon jedoch, daß ich mir die Einmischung des Herrn Sohns, seine Mäkeleien und Grobheiten gefallen lassen müsse, steht nichts darin, und das duld' ich nicht länger. Es kann nicht immer so fort gehn." — „Also ist es doch, wie ich mir gedacht," sagte sie nach einer Weile gepreßt, „du hast neuen Verdruß gehabt." — Er zuckte die Achseln. „Da ist nichts Neues," meinte er. „Es sind Gäste auf Schloß Walden und daher ein paar Wildbraten bestellt. Als der Bastian gestern Abend den Spießer abliefert, hat Leo seine Bemerkungen gemacht und gesagt, daß er nur selber für die Braten sorgen müsse, da wir doch nicht damit fertig würden. Es ist eigentlich zu dumm, um sich drüber zu ärgern."

Der Förster streckte sich nach diesen Worten wieder zurück und legte die Arme unter das Haupt. Christine sah schweigend über die kleine Wiese hinaus, wo es gleichfalls schon dämmerig wurde, und erst nach einer langen Pause sagte sie wieder in dem befangenen Ton, den der Bruder heut schon ein paarmal hätte bemerken können: „weißt du, wer der Gast im Schloß ist, Adolf?" — „Verwandte aus der Residenz, glaub' ich, oder eine Bekanntschaft daher," entgegnete er gleichgültig. „Aber was

kümmert uns das? Lasse uns lieber von dir und Braun reden, und sage mir, wie sich das so gut gemacht." — „Dazu ist auch noch Zeit, Adolf. Aber dieser Besuch muß dich interessiren. Man sagt in der Stadt, daß eine Braut für den jungen Grafen dabei sei." — Er erhob sich jäh und sah sie starr an, als wolle er ergründen, ob sie im Scherz oder Ernst geredet, und endlich sprach er mit gerunzelter Stirn: „eine Braut für den Leo? Bist du nicht richtig im Kopf? Mir däucht, wir wissen doch, wo er fest ist. Oder ist sie auch in Walden?"

Sie zerpflückte eine kleine Epheuranke zwischen den Fingern und erwiderte mit gesenkten Augen: „es ist gewiß, Adolf. Das Verhältniß mit Natalie Hake ist zu Ende. Seine Eltern haben es nicht gewollt, sagt man, weil sie nicht von Adel und auch nicht Vermögen genug habe. Ueberdies sollen sie und die Verwandten in der Residenz auch schon lange einverstanden gewesen sein, ihre Kinder mit einander zu verheirathen. Der junge Graf hat neulich an Natalie Hake einen Absagebrief geschrieben, und dann haben sie mündlich Abschied genommen in ihrem Hause. Er soll wie unsinnig gewesen sein. Sie ist ruhig geblieben, nachher aber doch ein paar Tage krank gewesen. Jetzt, wie ich sie sah, merkte man ihr aber nichts mehr an."

Er hatte sie mit keiner Silbe unterbrochen und keine Miene verändert; starr ruhte sein finsterer Blick auf ihrem Gesicht, und als sie schon eine ganze Weile geschwiegen, sagte er plötzlich hart und kurz: „das lügst du." — „Adolf!" brach sie aus, sie sah verletzt aus, und ihr Gesicht glühte von jäher Röthe. — „Oder die logen, die dir's gesagt," redete er wieder im gleichen Tone. „Es ist nicht möglich." — „Und dennoch ist's wahr," versetzte sie gleichfalls schärfer. „Herr von Wehringen hat's überall gesagt, daß der Graf eine Gräfin aus der Residenz, seine Cousine, heirathen werde. Und das von Natalie Hake hat mir die alte

Lore erzählt, von freien Stücken, gegen meinen Willen, denn ich frage nicht nach so etwas. Was hätte die für einen Zweck, mich anzulügen? Sie weiß nur, daß wir von damals her das Fräulein noch lieb haben und an ihrem Ergehn theilnehmen."

Was es war, das über sein finsteres Gesicht glitt, konnte sie nicht mehr recht erkennen, da es mittlerweile hier unter den Bäumen schon tief schattig geworden; allein es kam ihr fast wie eine Art von wildem Triumph vor, oder wie ein ebenso wilder Hohn, und beides verstand sie nicht. Denn wenn der Bruder das Mädchen, wie sie zuweilen gedacht, einmal wirklich lieb gehabt und durch diese vergebliche, aussichtslose Liebe litt, — wie konnte er dann ihr jetziges Unglück mit Triumph oder gar Hohn aufnehmen? Für ihn selbst erwuchs ja unmöglich ein Glück daraus, zumal nun, wo er sogar seine bisherige Stellung aufzugeben entschlossen war, und fortan für sein alleiniges Auskommen zu sorgen hatte. — Und dennoch schien sie richtig gesehn zu haben, denn Adolf pfiff statt aller Antwort leise vor sich hin, und es war die Melodie eines lustigen Jägerliedes.

Plötzlich brach er aber ab, und indem nochmals jener ihr unverständliche Ausdruck seine Züge durchdrang, murmelte er vor sich hin: „warum auch nicht? Es paßt gut genug zum übrigen." — Darauf langte er die vorhin abgelegte Mütze vom Boden und setzte sie wieder auf, erhob sich rasch und sagte, nach der Flinte langend: „na komm, Christine. Wir können da nicht ewig sitzen, und wenn du noch mehr Neues weißt, magst du's mir unterwegs sagen." Sie folgte seinem Willen, und beide gingen auf den altgewohnten Steigen dem Forsthause zu. Zu einem Gespräch kam es nicht zwischen ihnen. Erst als sie eine gute Strecke gegangen waren, fragte der Förster plötzlich: „hast du das Fräulein selber gesehn?" — „Gewiß," gab sie zur Antwort; „sie sah ein wenig blaß aus und war nicht heiter, wie

sonst wohl, aber doch grade so lieb und freundlich. Ich soll dir auch einen Gruß bringen, und wenn sie in einigen Wochen zu ihren Verwandten nach G. fährt, um dort in der See zu baden, will sie uns auf ein paar Stunden besuchen." — „Na, das ist ja schön," sprach er nach einer Weile im ruhigsten Tone; dann gingen sie schweigend weiter bis zum Forsthause, und auch der Rest des Abends verging ohne ein längeres Gespräch.

Als Christine sich in ihre Kammer zurückgezogen hatte, legte der Förster die Tabellen und Rechnungen, bei denen er seither gesessen, nach einiger Zeit zur Seite und sich in den alten mit Leder bezogenen Lehnstuhl zurück. Da saß er und starrte mit fest zusammen gezogenen Brauen sinnend in die trübe Flamme des kleinen Lichts. Jetzt hätte Christine in seinem Gesichte keinen Triumph gefunden und keinen Hohn, und auch in ihm gab es keine Spur von einer solchen Regung. Das war nur in jenem ersten Augenblick durch sein Inneres gebebt, als er unter den Tannen erfahren, daß die Blüthe der Liebe entblättert, — an eben der Stelle, wo er damals sie zuerst aus der Knospe springen sah, — diese Liebe, die er nie verstanden, die der herbste Schmerz war in seinem ernsten Leid.

Daß er selber für die Geliebte umsonst so tief, so rein, so heiß fühlte, das wollte und mußte er überwinden; allein daß sie all ihr Fühlen nun dem hingab, ihr Leben an den schloß, den er als so durchaus nichtig und armselig erkannt hatte, auf den er, selbst wenn ihr Verhältniß das frühere freundliche geblieben, in keiner ernsteren Lebenslage sich jemals zu verlassen gewagt hätte, — daß der spielend errang, was ihm himmelfern und ewig unerreichbar schien — das war, wie gesagt, der bitterste Schmerz in seinem Leide gewesen. Jener war ein reicher Graf, und er nur ein armer Förster in jenes Dienst, das wußte Adolf wohl; sie standen von einander so fern, daß es kaum noch

eine Vergleichung zwischen ihnen gab. Aber Adolf ahnte auch, daß der Werth des innern Menschen nicht nach seiner äußern Stellung abzuschätzen ist, und in alledem, was den wahren Menschen, den rechten Mann ausmacht, fühlte er sich, wenn auch nur dunkel, dem Grafen himmelweit überlegen. Er hatte für die Geliebte die Liebe und Treue in sich, die ihrer würdig war, während Leo sich niemals zu einer solchen Höhe und Reinheit des Gefühls erheben konnte, und es hatte in seinen Träumen einen leisen Schatten auf Natalie geworfen, daß sie letzteres nicht erkannt, daß auch sie, die ihm so hoch Stehende, hier gefehlt und durch die Außenseite sich hatte blenden lassen. Aber er wußte, daß sie einmal enttäuscht werden mußte, und als er erfuhr, daß es geschehn, zuckte wirklich das Gefühl einer leisen Befriedigung durch sein Herz, und zugleich der Hohn über denjenigen, der trotz aller Kunst, trotz seiner unendlich begünstigten Lebensstellung dennoch seiner eigenen innern Richtigkeit unterlegen war.

Den Tribut hatte der wackere, tüchtige Mann dargebracht, wie es jeder so oder so einmal muß, der im Staub der Erde geboren. Aber nun war das überwunden, und Adolf fühlte neben der alten Liebe zu Natalien nur noch das tiefe Mitleid mit ihrer schmerzvollen Enttäuschung und einen ernsten, männlichen Zorn gegen den, der im armseligen Wankelmuth und Leichtsinn das arme Kind in seinem Heiligsten betrogen. Und zugleich zuckte es mit tiefer Wehmuth durch ihn hin: warum darf nicht ich ihr den Trost geben, den ich grade für sie in mir trage! Weßhalb darf nicht ich es sein, der sie wieder leben, vertrauen, lieben lehrt, der ihr weich bettet an seinem Herzen in Welt und Leben! — Aber er dachte sonst nur wenig an sich und wußte nur, daß er um so ernstlicher bestrebt sein müßte, aus seiner bisherigen Stellung heraus zu kommen. Mit dem

jungen Grafen war ein erträgliches Verhältniß jetzt noch weniger möglich als früher, und auch Natalien durfte er nicht nahe bleiben. Am besten erfuhr er nichts mehr von ihr. Denn so gut er auch begriff, daß durch ihre jetzige Freiheit für ihn und seine Liebe zu ihr eigentlich nichts verändert ward — sie war eben frei, und ob sie diese Freiheit bewahrte oder aufgab, für ihn konnte nur neue Qual daraus erwachsen. Er mußte hinaus, wo er nichts mehr hörte von den geliebten und nichts mehr von den gehaßten Menschen, wo das Leben ihm nicht Zeit ließ zu denken und zu träumen, sich zu quälen und zu grämen.

So saß und dachte der Förster in der stillen Nacht, finster, aber auch entschlossen, und er unterlag nicht wie vordem in einer andern Nacht der Gewalt seiner Leidenschaft und seines Schmerzes. Die Liebe war so ächt und treu in ihm wie je, — eine solche verläßt das Herz nicht, das sie festzuhalten vermag — aber er verschloß sie heut mit ihrem Glück und ihrer Qual in die stillsten Tiefen seiner Brust, dahin, wohin alles, was das Leben uns sonst bringt und von uns erheischt, niemals reicht. Dort mochte sie ruhen als der Hort seines Daseins, still und verborgen, und niemand, auch er selbst nicht, sollte wieder daran rühren. — Es kam eine wunderbare Ruhe über ihn, tiefer und friedlicher als er sie seit Jahren gefühlt.

So erschien er auch der Schwester am folgenden Morgen, nicht heiter und lustig — dazu war er am Ende nicht mehr jung genug — aber freundlich und theilnehmender als seit langer Zeit. Er besprach mit Christinen ihre Zukunft, manches Persönliche und Häusliche, um das er sich selbst in seinen frühern guten Tagen selten oder nie bekümmert. Er verkehrte mit dem anlangenden zukünftigen Schwager in größter Herzlichkeit und Einigkeit und beredete mit ihm, was zu geschehn habe, um ein baldiges Aufgeben seines Postens möglich zu machen und

im Nothfall einen Stellvertreter herbeizuschaffen. „Denn," sagte er, „der alte Graf ist von jeher ein vernünftiger Mann und gegen mich wohlwollend gewesen. Er wird, wenn ich ihm offen meine Lage vorstelle, mir sicher nichts in den Weg legen. Er hat mich schon selber einmal auf Leo's Wesen aufmerksam gemacht und mir gerathen, ich solle mich nur genau an meine Obliegenheiten halten und mir in mein Schaffen nicht hineinreden lassen. Leo sei heftig und launisch und könne bei Gelegenheit jemand weidlich quälen. Ich möge mich indessen nur auf ihn verlassen. Er sei der Herr und werde nicht zugeben, daß man mir mein Recht verkümmere."

Und am nächsten Tage schon war er ins Schloß hinüber und hatte mit dem Grafen die entscheidende Unterredung, die ganz nach seinen Wünschen endigte. Der alte Herr hatte nichts gegen seine Pläne einzuwenden gehabt, war mit seinem vorgeschlagenen Nachfolger zufrieden gewesen und hatte ihm alles Glück auf dem neuen Lebenswege gewünscht. Denn Adolf machte kein Geheimniß daraus, daß er nach Oesterreich wolle, wo man bei den damaligen starken Rüstungen Seinesgleichen schon gebrauchen konnte. Als er von diesem Gange zurückkehrte, eilte er mit der Schwester nach Rohrbeck hinüber, um für Christinens Aufenthalt bei dem alten Vormund alles in Ordnung zu bringen. Er verkehrte dabei auch mit der kleinen fröhlichen Sophie wie in seinen besten Tagen, so daß ihm die hellen Augen des Mädchens mehr als einmal mit einem gar nachdenklichen Blicke folgten und sich in ihrem Herzen vielleicht die leise Frage regte: weßhalb ist er nicht immer so gewesen? — Dann! —

Und die gleiche Frage legte sich auch Christine in diesen Tagen häufig genug vor, bald verwundert, bald traurig. Denn sie meinte erst jetzt zu verstehn, was für ein Mann der Bruder sei, und ihr war, als hätte sie ihn niemals lieber gehabt. Grade

in diesem nicht unruhigen oder überhasteten, sondern stetigen und unabläßigen Vorwärtstreiben trat immer mehr zu Tage, was sie an Adolf bisher nicht gekannt oder zuweilen gegen früher schwer vermißt — die Ruhe und der Gleichmuth, die Entschiedenheit und Klarheit in seinem Wollen und Thun, die Freundlichkeit und Theilnahme. Warum mußte er nun sich also zeigen, nun, da sie ihn verlieren sollte? Weßhalb mußte, wollte er überhaupt fort und so bald? Sollte er, der tüchtige Mann, nicht hier im Lande eine Stellung finden können, die ihm behaglich wäre? Das ward dem einfachen Kinde niemals recht klar, aber Adolf selber wußte sehr wohl, weßhalb er also eilte. Natalie wollte ja noch in den Wald kommen — und der glaubte er noch nicht wieder begegnen zu können.

So verging Tag auf Tag in geschäftiger Eile. In den Morgenstunden beging Adolf mit seinem Nachfolger die Reviere, Nachmittags saß er mit demselben über den Rechnungen, Anschlägen und Contracten und führte ihn getreulich in alle Geschäfte ein. Und seine Freistunden widmete er der Schwester. Aus der Stadt aber und vom Schloß hörte er so gut wie nichts, wenn er auch wußte, daß in Walden Fest auf Fest gefeiert wurde und Leo's Verlobung jetzt erklärt war. Allein ihn kümmerte das wenig, und Leo hatte er seither nicht gesehn.

Und es war ein Sonntagsmorgen, der letzte, den er in der alten Heimat verleben wollte, denn schon in den nächsten Tagen ging es auf und davon. Er hatte mit dem neuen Förster noch einen Gang durch das Revier gemacht, welches zunächst an die Umgebungen des Schlosses grenzte, und schlenderte nun, nachdem sein Begleiter ihn verlassen, um nach seiner bisherigen Wohnung zurückzukehren, langsam durch den frühlingsfrischen, goldig durchglänzten Wald heimwärts. Er ließ seine Blicke ernst und nachdenklich umherschweifen und fast mit einer Art Wehmuth hier

und dort weilen. Ueberall fand er die Spuren seiner Thätigkeit; überall schauten ihm Baum und Strauch schier vertraut und wie alte Freunde in die Augen. Er kannte sie alle. Und dazu war der Morgen so wundervoll schön und still, dazu regte sich um ihn her ein so frisches, rühriges, fröhliches Leben, es summte und sang, es flüsterte und lockte, und von Walden klangen die Kirchenglocken leise und melodisch herüber. Ja ja, die Heimat war doch schön, und das Leben in ihr hätte ein himmelvoll seliges sein können, aber ihm war ein solches Loos nicht bestimmt. — Der Förster fuhr mit der Hand über die Augen. — Vorbei! —

Da war's ihm plötzlich, als ob er in nicht gar großer Ferne Stimmen von Sprechenden und Lachenden höre, und da er, wenn auch ziemlich gleichgültig, sich darnach umsah, kamen eben einige Reiter aus einem Nebenwege heraus, — ein paar Damen und ebensoviel Herren an ihrer Seite, und hinter ihnen die Reitknechte. Es waren wohl Gäste vom Schloß, denn Leo war dabei und plauderte lustig und lachend mit einem schönen jungen Mädchen. — Der Förster grüßte geziemend und wandte sich dann ruhig dem Heimwege zu. Er sah es daher auch nicht, daß Leo sich nach einigen Worten zu den Andern vom Pferde schwang, und dieses dem Reitknecht überlassend, ihm nacheilte. Erst des Grafen lautes: „heda, Förster!“ ließ ihn zurückschauen und stehn bleiben. „Haben der Herr Graf etwas zu befehlen?“ fragte er kalt. Die Begegnung war ihm widerwärtig, zumal in seiner heutigen Stimmung.

„Zu befehlen?“ entgegnete Leo mit scharfem höhnischem Ton. „Seit wann hab' ich das Glück, daß der Herr Förster noch nach meinen Befehlen fragt? Wenn Ihr wüßtet, was sich Eurer Herrschaft gegenüber für Euch ziemt, wäret Ihr stehn geblieben, um mich zu erwarten, statt mich wie einen Jungen Euch

nachlaufen zu lassen." — Adolf maß den Erzürnten mit einem ernsten Blick. „Wenn ich geahnt hätte, daß der Herr Graf absteigen und mit mir reden wollte, würde ich meine Schuldigkeit gethan haben," sagte er ruhig. — „O an Erklärungen und Entschuldigungen hat es Euch nie gefehlt," rief Leo wieder heftig. „Haltet Euch lieber so, daß es deren nicht bedarf, wenn wir anders noch ferner mit einander auskommen sollen. Ich habe wenig Lust dazu, kann ich Euch sagen, und Ihr wißt, daß mein Vater ziemlich viel auf meine Wünsche gibt. Doch genug dieser Narrheiten," fuhr er mit plötzlich angenommener, hochmüthiger Kälte fort. „Ich wollte nur sagen, daß Ihr vermuthlich auch dafür eine Entschuldigung wißt, daß Ihr allein von all unsern Beamten ausbliebt, als man vorgestern meiner Braut und mir, Eurer zukünftigen Herrschaft, zu unserer Verbindung gratulirte. — Ihr werdet vielleicht Mangel an Zeit vorschützen, viele Arbeit, nicht wahr? Und ich sage Euch, Förster, Ihr verdient Euer Brod mit Sünde. Seht nach bei den neuen Entwässerungen! Zeigt die dort herrschende Saumseligkeit und die ganze miserable Arbeit vielleicht, daß Ihr Eure Pflicht erfüllt und nach Euren Geschäften seht? — Was guckt Ihr mich so frech an, Mensch?" setzte er heftig hinzu; „vergeßt nicht, wer vor Euch steht."

In das ernste Gesicht des Försters war bei den ersten harten Worten des Grafen eine leichte Röthe emporgestiegen, doch bald wieder entwichen, und seitdem schaute er dem erzürnten Herrn mit einem kalten, festen Blick in die unstäten Augen, ohne sich zu rühren, ohne die Lippen wie zu einer Entgegnung zu bewegen. Nun endlich zuckte er leicht die Achseln, und den Ellenbogen auf die Flinte stützend, die am Riemen über der linken Schulter hing, trat er dem Grafen einen Schritt näher und sprach langsam und gedämpft: „wenn ich das vergessen wollte, Herr Graf, so würde ich Ihnen zu der Vollendung

Ihrer Rede nicht Zeit gelassen haben oder Ihnen wenigstens kürzer auf dieselbe antworten, als jetzt. Nun sollen Sie aber meine Antwort hören." — „Mensch!" unterbrach ihn der Zornige, „was wagt Ihr — Ihr, der armselige Knecht —." — „Menagirt Euch, Herr Graf!" klang die jähe, barsche Rede des Försters. „Ich bin nie Ihr Diener gewesen, sondern nur der Beamte Ihres Herrn Vaters. Das bin ich aber auch nicht mehr. Ihr Herr Vater hat mich seit acht Tagen auf meinen Wunsch entlassen, und ich führe nur noch auf seinen Wunsch, Herr Graf, meinen Nachfolger in seinen Dienst ein."

Leo's Zähne knirschten. „Ich fasse Euch doch noch!" murmelte er, aber er blieb stehn und machte keine Miene, dem Manne auf ernste Weise entgegenzutreten. Bannte ihn das feste, drohende Auge des Försters? Fürchtete er in seltsamer Zaghaftigkeit den Gereizten? Ein kraftvoller, fester und selbstbewußter Mann war Leo, wie wir schon wissen, niemals gewesen, und für seine Bekannten war es eine ausgemachte Sache, daß er sich leicht imponiren ließ und ebenso leicht vor einem entschiedenen Willen zurückwich.

„In Gottes Namen, Herr Graf, wenn Sie können," erwiderte Adolf kalt. „Jetzt will ich Ihnen aber das Weitere sagen. Also, seit Jahr und Tag schon haben Sie — ich weiß nicht weßhalb — in sinnloser Heftigkeit mir alles in den Weg gelegt, von dem Sie wußten, daß es mich verletzen müsse. Hätte ich keine andere Veranlassung gehabt, so wäre ich schon deßhalb aus dem Dienst geschieden. Sie verdienen es nicht, Menschen zu Dienern zu haben, muß ich Ihnen sagen. Sie sind ein tollköpfiger, launischer Junge und kein Mann. Und nun genug. Was Sie von den Entwässerungen sagen, ist unwahr. Sie verstehn den Kukuk davon. Und was Ihre Verlobung betrifft — ich habe nicht gewußt, daß andere Beamte der Grafschaft gratu-

lirten, und war auch selber keiner dieser Beamten mehr. Aber ich wäre dennoch nicht gekommen. Denn einen Glückwunsch kann ich der Dame nicht sagen, die sich mit Ihnen vereint. Was soll ihr der für ein Glück geben können, der so eben eine Andere in Stich ließ? Denken Sie an jenen Morgen dort drüben unter den zwei hohen Tannen, wo Sie ein armes Kind um sein Leben und sein Glück betrogen? — Werden Sie erst ein Mann von Herz und Treue, dann kann und will ich Ihnen gratuliren. Gott befohlen." Und ohne eine Erwiderung abzuwarten, wandte er dem leichenbleich und wie leblos Dastehenden den Rücken zu und folgte dem früher eingeschlagenen Wege. „Und den konnte sie lieben!" murmelte er finster vor sich hin.

Er ging auf den altbekannten Steigen fort, ohne viel darauf zu achten, wohin sie ihn führten. Ein wenig schneller, ein wenig langsamer brachten sie ihn alle auf einen der Wege, welche er zuletzt dem Forsthause zu einschlagen mußte. Und ein Säumen im Walde war ihm ganz recht; er mußte und wollte noch mit sich allein sein und konnte jetzt auch der Schwester noch nicht begegnen. Er war nicht unzufrieden mit sich, sondern fühlte sich, seit er sich gegen seinen Peiniger ausgesprochen, gewissermaßen leichter als seither. Leo's unsinniges Auftreten, sein späteres — Adolf nannte es feiges — Schweigen und machtloses Knirschen ließen den Jäger nicht eins seiner Worte bereuen. Aber als er zuletzt jener Begegnung bei den zwei hohen Tannen gedacht, war ihm Nataliens Bild, Nataliens Wesen so lebhaft, so lieblich, so anmuthig vor Augen getreten, daß es ihn fast übermannt hätte. Und so ging er nun fort und dachte noch einmal an das Damals, an sie, an sich. — Vorbei! —

Nur zu den Tannen wollte er jetzt noch, denn er floh, wie wir wissen, die Stelle nicht mehr, sondern hatte sie längst zu seinem rechten Lieblingsplatz erkoren. Da wollte er noch einmal

ruhen und Abschied nehmen. Denn da war der rechte Platz, seiner bisherigen Heimat, seinem ganzen verflossenen Leben Valet zu geben.

Und als er auf dem Fußsteige durch das Gebüsch ging und hinaustrat an den Rand der kleinen Wiese, da zuckte er zurück, denn links in der Straße und im Schatten des wieder beginnenden Waldes hielt eine Chaise, und der Kutscher stand neben den Pferden, um ihnen mit einem abgebrochenen Zweige die Fliegen und Bremsen abzujagen. Und von rechts her, von da, wo die beiden Tannen ragten, erklang jetzt der freundliche Ruf einer unvergeßlichen Stimme: „Herr Adolf — sind Sie es wirklich?"

Und da war sie auch schon bei ihm, faßte und drückte seine Hand, und rief dem Kutscher zu, daß er sich noch einen Augenblick gedulden müsse. „Denn dem Freund hier muß ich einmal wieder guten Tag sagen," setzte sie herzlich hinzu und ging vor ihm her zu den beiden Tannen zurück. In dem Schatten ihres Gezweigs, da standen sie einander gegenüber.

Sie sah ihn nun an, ernst und prüfend, und je länger sie ihn anschaute, desto mehr verlor sich die anfängliche Freundlichkeit aus ihrem schönen blassen Gesicht und machte einer stillen Wehmuth Platz. „Sie haben sich sehr verändert, Herr Adolf," mußte sie sagen. „Sie sehn krank aus." — Er schlug die Augen auf und blickte sie bewegt an — seit dem Abschiedstage in seinem Hause hatte er sie nicht gesehn. Sein Herz zuckte und die Kniee zitterten ihm, aber er nahm sich fest zusammen und sagte mit ruhiger Stimme und im freundlichen Ton: „nicht krank, aber strapazirt, Fräulein Natalie, und das wird sich schon geben. Doch weßhalb treffe ich Sie hier? Wie konnte Christine Sie so schnell fort lassen, und grade heute!" — „Es war ja niemand bei euch daheim," lächelte sie. „Und da der alte Caro mich noch gut kennt, hätte ich euch das Haus ausräumen können."

„So ist Christine doch noch nach Rohrbeck zur Kirche gegangen, sie sagte davon,“ sprach er. „Wie mich das betrübt! — Könnte ich Sie nur vermögen, mit mir umzukehren. Sie muß jetzt jeden Augenblick kommen.“ — „Das ist heut nicht mehr möglich,“ versetzte sie herzlich; „Sie sehn, der Kutscher ist schon ungeduldig, daß ich auch hier bei den alten Bäumen wieder säumte. Und ich habe Sie ja gesehn, Herr Adolf, und Ihnen die Hand gedrückt, alter Freund. Das macht mich heute froh und glücklich. Im Herbst, wenn ich von G. zurückkomme, will ich einen ganzen Tag bei euch bleiben.“ — Er schaute sie ruhig und gefaßt an. „Dann treffen Sie uns nicht mehr,“ sprach er. „Uebermorgen scheiden wir beide von dem Hause drüben.“ — „Aber um Gotteswillen, wohin denn?“ rief sie erschrocken, und indem eine flüchtige Röthe ihr Gesicht überhauchte, setzte sie hinzu: „Christine hat mir von allerlei Unannehmlichkeiten gesagt, die Sie mit —.“ — „Das auch,“ unterbrach er sie kopfschüttelnd. „Graf Leo macht den Seinen das Leben nicht leicht, und ich habe ihm das noch vorhin gesagt. Aber der Hauptgrund ist, Fräulein Natalie, daß mir das Leben hier zu eng ist. Ich zerstoße mir hier den Kopf. Ich muß meine Kraft gebrauchen können, und dazu wird sich anderwärts schon Raum finden. Und seit Christine sich verheirathen will, bin ich frei.“

Sie sprachen noch eine Weile hin und her. Sie sagte nichts gegen seinen Entschluß, der ihr erklärlicher war, als er's ahnte, sondern ließ sich nur über seine nächsten Pläne berichten, und endlich bot sie ihm mit einem liebevollen, schimmernden Blick die Hand zum Abschied. „Gott behüte Sie, Adolf,“ sprach sie mit bewegter Stimme und hielt seine Hand fest. „Gott segne Sie, wo Sie auch seien, was Sie thun. Und wann Sie auch zurückkehren — die Natalie vergißt Sie nicht und wird Ihr Gedächtniß treu bewahren, Sie wackerer Freund. Denn Sie stehn

hoch in meinem Herzen. — Leben Sie wohl, tausendmal wohl, Adolf." —

Er erhob nach einem langen Blick ihre Hand zu seinen Lippen und hielt sie, wohl ohne daran zu denken, auch noch fest, da er sie wieder sinken ließ. Auch sein Auge ging nicht von dem ihren — sie sah es wohl, daß Thränen darin standen — und dann sagte er: „leben Sie wohl, Fräulein! Auf immer! Aber auch der Adolf wird Ihrer nie vergessen." — „Nein," versetzte sie lebhaft und mit leuchtendem Blick und faßte auch seine andere Hand, „wir werden uns nicht vergessen, und wo wir uns wiederfinden, Freunde sein. Das weiß ich. Und ich weiß auch, daß wir uns wiederfinden! Gott mit Ihnen, Adolf." — „Und mit Ihnen," sagte er leise.

Er begleitete sie zum Wagen und half ihr einsteigen. Noch einmal drückte sie ihm die Hand, noch einmal umfaßte sie mit ihrem Blick sein offenes ehrliches Gesicht, seine treuen Augen — da zogen die Pferde an, der Wagen rollte rasch den Weg entlang und war bald hinter einer Biegung verschwunden.

Der Förster stand mit gekreuzten Armen auf der Straße, wo er ihren letzten Händedruck gefühlt, und schaute stumm und sinnend noch lange in den einsamen, stillen Wald hinein.

Es war seitdem eine lange Reihe von Jahren vergangen, als an einem wundervollen Juni-Nachmittage ein Herr und eine Dame langsam den Fußweg daher kamen, welcher zu der Wiese bei den zwei hohen Tannen führte. Indem sie die kleine Blöße erreichten, blieben sie stehen und schauten sich um. Und was alles draußen auch verändert war, und was sie selbst erlebt und erfahren haben mochten, hier schien kein Stamm zu fehlen, so gedrängt stand es noch umher, und die Sonne konnte auch jetzt

kaum in langen, zitternden, grün durchhauchten Lichtern nur hie und da die dichten Kronen durchdringen. Auch die Wiese war so grün wie jemals, um die auch jetzt dort stehenden Heuhaufen schwebten wieder Libellen und Schmetterlinge, die Bienen und Fliegen summten, die Vögel riefen im Forst und auf den Bäumen rings, durch die Oeffnung drüben sah man noch die See blau und blitzend, — und über das alles erhoben sich die beiden alten Tannen in ihrer stillen, ernsten und dunklen Majestät.

„Komm, Natalie," sprach der Mann, eine gealterte, aber noch stattliche Figur in der Interims-Uniform eines höheren Offiziers, und bot seiner Begleiterin den rechten Arm, während der Aermel, welcher den linken enthalten sollte, leer über die Brust geknöpft war. „Der Weg ist weiter als ich ihn in der Erinnerung schätzte, und wir haben nicht mehr die jungen Beine, die ihn damals kurz fanden. Komm zu den Tannen und ruhe dich aus, Frau." Auch die Dame war in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren allerdings um so viel älter geworden, aber ihre Figur war noch voller Anmuth und von vollendeter Haltung, und die Züge des Gesichts hatten gehalten, was sie einmal in der Jugend versprachen: die geistige Schönheit durchstrahlte und erhellte das feine, regelmäßige Gesicht so wunderbar, daß man mit vollem Recht zweifeln konnte, ob dies Wesen damals als Mädchen oder jetzt als weit über vierzig Jahre alte Frau vollendeter, anmuthiger schön gewesen.

Der Mann stand und sah sich um, mit einem langen und nachdenklichen, fast trüben Blick, über die Wiese hin, in die Büsche hinein, zu den alten Bäumen hinauf. Und als er das alles gesehn, ließ er sein Aug' auf die Frau niedersinken, die innig an ihn geschmiegt stand, und sprach bewegt: „Da sind wir also! Weißt du es noch, Natalie, wie wir hier Abschied nahmen?" — „Sicher!" sagte sie, liebevoll zu ihm aufsehend. „Und siehst du

wohl, daß ich recht hatte? Haben wir uns nicht wiedergefunden? Ist's nicht hundertmal besser geworden, als wir je geahnt?" — „Mein Herz!" sprach er tief innig und streifte mit seinen Lippen ihre Stirn.

Sie nahmen Platz und ruhten, bald im lebhaften oder innigen Gespräch, bald im schweigenden Denken oder Schauen. Nach einiger Zeit kam von der entgegengesetzten Seite ein alter Herr im langsamsten Schritte daher; ein Reitknecht mit zwei Pferden folgte ihm in einiger Entfernung. Bei seinem Nähern fuhr Natalie, die ihn zuerst bemerkt und den Gatten auf ihn aufmerksam gemacht, leise zusammen, und eine feine Röthe verbreitete sich momentan über ihr Gesicht. „Mein Gott!" sprach sie leise, „kann das der Graf sein?" — Der Mann drückte ihr warm die Hand. „Er ist's, mein Herz; aber in der That ist er älter und verbrauchter, als ich es bereits fürchtete," gab er zur Antwort. „Lasse uns ihn ruhig erwarten; vielleicht geht er vorbei, ohne uns zu erkennen. Das wäre auch mir das Liebste. Ich habe keine Veranlassung, gegen ihn freundlich zu sein."

Wie der Graf herankam, sah man, daß er sich wirklich überaus verändert; sein Gang war schleppend, die Gestalt gebeugt und sein Gesicht, wie man es zuweilen an den Köpfen alter Aristokraten findet, fast nur Falte an Falte, aus denen kein Zug mehr klar hervortrat, es müßte denn Härte und Stolz gewesen sein, welche aus den Linien um Mund und Auge zu sprechen schienen. Indem er vorübergehen wollte, sah er auf und erblickte das Paar, und bald ward sein Blick immer überraschter und prüfender. Endlich trat er mit einer leichten Verbeugung näher und sprach hüstelnd: „Irre ich mich oder treffe ich auf alte Bekannte? Die Züge der Herrschaften sprechen mich wenigstens so an, allein ich vermag mich nicht zu besinnen. Ich bin übrigens der Graf Wildenaer auf Walden."

Sie standen auf, und der Mann zog Nataliens Arm wieder in den seinen. „Sie irren sich nicht, Herr Graf," sprach er ruhig höflich, „ich bin der Oberstlieutenant Jäger, als Adolf Jäger einmal Förster Ihres Herrn Vaters da drüben im Forsthause. Als ich damals meine Schwester versorgt und den Dienst verließ, nahm ich Kriegsdienste und habe nach und nach in Oesterreich und Spanien, in Deutschland und Frankreich meine Epauletts mir geholt, endlich meinen Abschied und meine Frau, die Sie auch einmal als Mädchen kannten. Man nannte sie damals Natalie Hake."

Der Graf verbeugte sich mehrmals leicht. „So? Ei, mein Gott, wie interessant!" rief er dazwischen; „ich dachte aber, meine verehrte Frau von Jäger," wandte er sich an diese, „ich hätte von Ihrer Verheirathung mit einem Herrn — gehört, entschuldigen Sie, mein Gedächtniß ist nicht das stärkste, aber Ihr jetziger Herr Gemahl war es nicht." — „Meine Frau habe ich als Wittwe geheirathet, Herr Graf," gab Adolf trocken für Natalie zur Antwort. — „So, ach, charmant, entschuldigen Sie," versetzte Leo mit einer neuen Verbeugung. „Und jetzt, — wenn ich fragen darf?" — „Jetzt sind wir auf einer Reise und sehen uns die alten Plätze an, wo wir uns zuerst trafen," erklärte der Oberstlieutenant. „Aber genug von uns. Lassen Sie uns lieber nach Ihnen und den Ihren fragen, Herr Graf."

Leo schien in der That die Vergangenheit und selbst die herbe Scene, die dem damaligen Scheiden Adolfs vorausgegangen, vergessen zu haben. Er sah wenigstens den Jugendgenossen vollkommen unbefangen an, zuckte die Achseln und wollte wenig Gutes von sich zu erzählen wissen. Es war auch landkundig, daß er in der unglücklichsten Ehe von der Welt lebte, und daß durch sein und seiner Frau ungeregeltes Wirthschaften die prachtvolle Besitzung dem Ruin entgegengeführt wurde. Erst nach einem

ziemlich langen Gespräch bestieg er sein Pferd; im längeren Reden schien es, als sei er nach und nach weniger verschlossen und auch weniger kalt geworden. So schieden sie ziemlich freundlich. Die beiden Zurückbleibenden sahen ihm lange schweigend nach.

„Es macht mich doch recht traurig," sprach Natalie endlich zu ihrem Gatten; „er hatte manches Gute und Edle in sich und hat doch so wenig vom Leben gehabt. Weßhalb, wenn die Seinen ihm den einen Lebensweg verschlossen, eröffneten sie ihm wenigstens nicht einen andern, der ihn in seiner Weise zum Frieden und Glück führen konnte?" — Er zog die bewegte Frau fest an sich. „Weßhalb, Natalie? Weil man selbst sich das Glück schaffen und erhalten muß. Und der, — glaube mir nur, mein Herz, der konnte es sich weder schaffen noch erhalten, denn seinem Innern fehlt die Grundbedingung desselben, ohne die man vergeblich darnach sucht. Ihm fehlt die Herzenstreue, Geliebte, die rechte und einzige Fessel, mit der man das rechte Glück an sein Leben zu binden vermag. Die Treue siegt über alle Noth."

Die Sonne war tief hinunter, die Wiese im Schatten, und selbst die Baumkronen wiegten sich bereits im milden, grünen Dunkel; durch die alten Tannen droben rieselte es leise und sanft. Natalie schmiegte sich fest an den starken Arm, an die treue Brust, und legte den Kopf an die Schulter des Gatten. Ihr war, als hätte sie weinen mögen, und war doch ein so glückliches Weib, und fühlte den vollen Gottessegen über ihrem Herzen und über ihrem Leben!

So standen die Beiden noch lange fest umschlungen bei den zwei hohen Tannen.

ziemlich langen Gespräch bestieg er sein Pferd; im längeren Reden schien es, als sei er nach und nach weniger verschlossen und auch weniger kalt geworden. So schieden sie ziemlich freundlich. Die beiden Zurückbleibenden sahen ihm lange schweigend nach.

„Es macht mich doch recht traurig," sprach Natalie endlich zu ihrem Gatten; „er hatte manches Gute und Edle in sich und hat doch so wenig vom Leben gehabt. Weßhalb, wenn die Seinen ihm den einen Lebensweg verschlossen, eröffneten sie ihm wenigstens nicht einen andern, der ihn in seiner Weise zum Frieden und Glück führen konnte?" — Er zog die bewegte Frau fest an sich. „Weßhalb, Natalie? Weil man selbst sich das Glück schaffen und erhalten muß. Und der, — glaube mir nur, mein Herz, der konnte es sich weder schaffen noch erhalten, denn seinem Innern fehlt die Grundbedingung desselben, ohne die man vergeblich darnach sucht. Ihm fehlt die Herzenstreue, Geliebte, die rechte und einzige Fessel, mit der man das rechte Glück an sein Leben zu binden vermag. Die Treue siegt über alle Noth."

Die Sonne war tief hinunter, die Wiese im Schatten, und selbst die Baumkronen wiegten sich bereits im milden, grünen Dunkel; durch die alten Tannen droben rieselte es leise und sanft. Natalie schmiegte sich fest an den starken Arm, an die treue Brust, und legte den Kopf an die Schulter des Gatten. Ihr war, als hätte sie weinen mögen, und war doch ein so glückliches Weib, und fühlte den vollen Gottessegen über ihrem Herzen und über ihrem Leben!

So standen die Beiden noch lange fest umschlungen bei den zwei hohen Tannen.